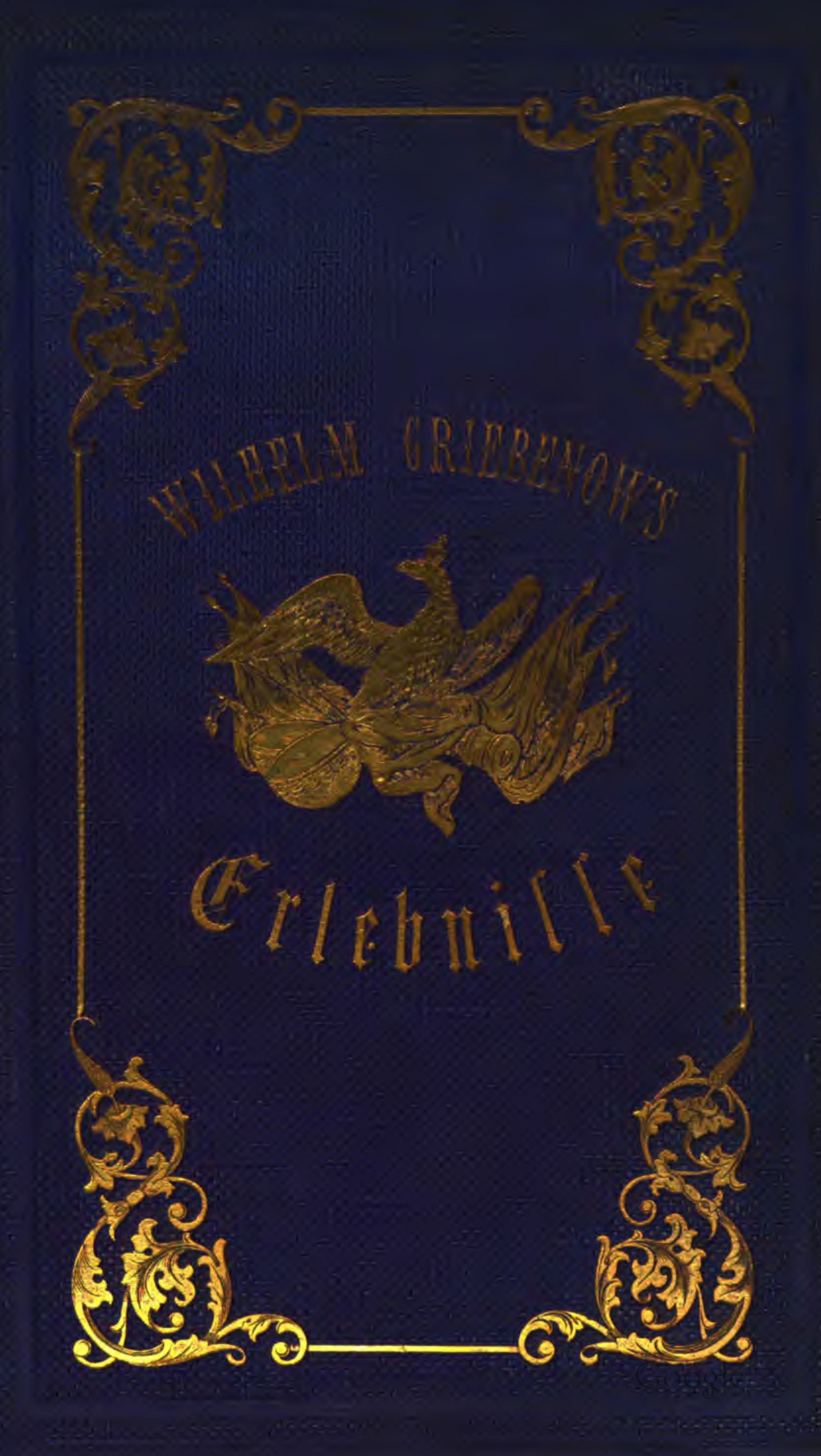
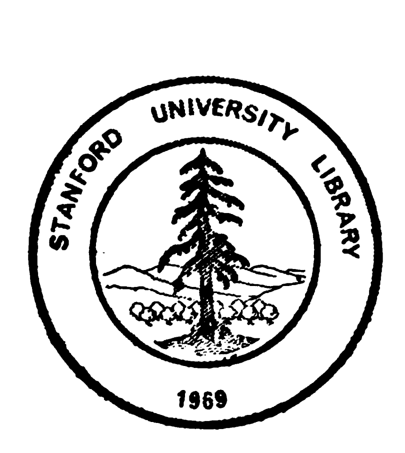
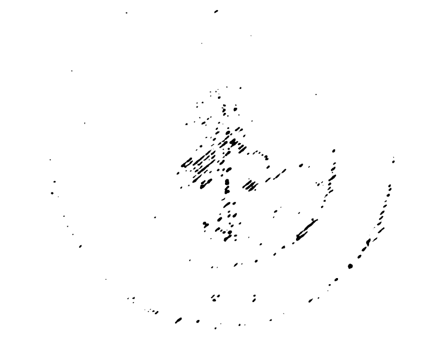

WILHELM GRIEBENOW'S
Erlebnisse


STANFORD UNIVERSITY LIBRARY
1969





Wilhelm Griebenow's

Erlebnisse.

Von ihm selbst geschrieben.



Als Manuscript gedruckt.



Berlin 1864.

Selbstverlag des Verfassers.

Inhaltsverzeichniß.

Anhang.

Vorwort.

Das ist der Lauf der Welt, — daß große Männer, von welchen mächtige Einwirkungen auf ihre Zeitgenossen ausgehen, ihren Biographen finden, während das Leben eines schlichten Bürgers, wenn seine Thätigkeit auch noch so Anerkennenswerthes geleistet hat, gewöhnlich unbeachtet von seinen Zeitgenossen und unbelohnt der Vergessenheit anheim fällt. Es ist nun gerade nicht diese Furcht, daß meine zweite Vaterstadt meine schwachen Dienste, die ich ihr und dem Vaterlande geleistet, aus dem Gedächtniß verlieren könnte, welche mir auf meinen alten Tagen die Feder in die Hand gedrückt und mich veranlaßt hat, mein eigener Biograph zu werden. Es ist vielmehr das Bedürfniß einer Umschau gewesen, zu

der ich, der Achtzigjährige, am Abende meines vielbewegten Lebens, mich berufen und aufgefordert fühlte. Es hat etwas gar sehr Ergreifendes, wenn man, hochbetagt, seine liebsten Freunde und Kameraden, mit denen man so viele Fährlichkeiten gemeinsam geduldet, ausgeführt und überstanden hat, Einen nach dem Andern, der großen Armee sich zugesellen sieht, zu welcher wir Alle einmal abberufen werden und wenn man dann, ein alter aber Gottlob noch kernkräftiger Stamm, die junge Welt um sich herum eben so sich tummeln, eben so rastlos gestalten, schaffen, bauen und niederreißen sieht, wie wir Alten es gemacht haben. Aber das Gefühl, diese neue, jugendliche Welt habe kein Gedächtniß, keinen Dank für Diejenigen, welche vor ihnen unzugängliche Pfade geebnet, Sandwüsten urbar gemacht, daß diese junge Welt glauben könnte, Alles wie es ist, sei durch sich selbst oder gar durch ihr jugendliches Schaffen geworden, — dieses Gefühl, sollt' ich meinen, ist sehr wohl geeignet, einen alten Mann, welcher der Arbeit Alles zu verdanken hat, zu seinem eigenen Biographen zu machen. Außer dem aber giebt mir eine solche Lebensumschau die Gelegenheit, so manchen Dankeszoll denjenigen darzubringen, die mir auf meinem Lebenswege freundlich nahe gestanden, und so manchen Namen der Vergessenheit zu entreißen,

der es verdient hat, auf unauslöschlichen Gedenktafeln zu glänzen. Aber noch ein dritter Grund obwaltete und veranlaßte mich, meine Lebensskizze aufzusetzen, — sie ist gewissermaßen ein Zoll der Dankbarkeit gegen Gott, wenn ich so sagen darf, eine lautere und öffentliche Anerkennung für seine wunderbare Führung von meiner Kindheit bis zu meinem hohen Greisenalter; — ein Wort der liebenden Erinnerung endlich und des Angedenkens für meine Freunde und ein Beweis der hohen Verehrung, welche ich jeder Zeit für meinen König und das Vaterland an den Tag gelegt.

Diese Gründe und keine andern, wie es bei mir wohl selbstverständlich ist, haben mich bewogen, meine Erlebnisse durch die Presse zu verewigen. Sie sind für meinen engsten Gönner- und Freundeskreis bestimmt, und ich bitte diese daher, diese Aufzeichnungen nicht als gedrucktes Buch zu betrachten, sondern wie es ja auch der Titel verkündet, lediglich als Manuscript, um so mehr, als ich sie überhaupt nur in hundert Exemplaren habe drucken lassen. Möge mein bescheidener Zweck, den ich hiermit freimüthig ausgesprochen, damit erreicht werden, möge diese Schrift gütig und wohlwollend aufgenommen werden, hohen und allerhöchsten Gönnern ehrfurchtsvoll gewidmet, — lieben Freunden und Angehörigen zum Andenken und zur Erinnerung, — der jungen Welt zur Nacheiferung,

— mir selbst aber gewissermaßen als Mark- und Grenzstein eines, wie ich wohl Gottlob ohne Ueberhebung von mir sagen kann, thätigen, dem Wohle meiner Mitmenschen stets zugewendeten Lebens.

Berlin, im August 1864.

Wilhelm Griebenow.

Erstes Kapitel.

Im Vaterhause.

Wie es der Knabe trieb. — Die Kleekoppel. — Was soll aus dem Jungen werden? — Wirkung einer Hetzpeitsche. — Onkel Mehrs. — Prinz Wilhelm von Braunschweig-Oels. — Tod des Lieutenants von Frankenberg. — Ein alter Muskedonner. — Ein Berliner Quartier im Jahre 1802.



Man sagt oft, daß das Leben des Knaben das Leben des Mannes vorspiegelt, und für meine Person habe ich so wenig Grund, die Wahrheit dieses alten Spruches zu bezweifeln, daß ich ihn vielmehr bestätigen muß. Ich habe es mein ganzes Leben hindurch getrieben, wie ich es schon als Knabe trieb. Nur sind in der letzten Hälfte meines Lebens die Verhältnisse größere und die Triebfedern, die mich leiteten, ernstere, oft sogar recht ernst gewesen.

Geboren in Prenzlau am 15. December 1784, wo mein Vater Ackergutsbesitzer war, wurde ich durch Erzählungen schon frühe mit den Leiden und Freuden des Soldatenlebens bekannt, und mein Herz begeisterte sich daran. Mein Großvater war Major in der Schwedischen Armee gewesen, und unfern von Prenzlau in einem Gefecht gefallen. Mein Vater selbst hatte den siebenjährigen Krieg mitgemacht und in vielen Schlachten gefochten. Was war natürlicher, als daß er im Kreise seiner Familie davon erzählte —? und wen wird es befremden, wenn der Knabe von all' den Heldenthaten träumte und sich beim Erwachen sagte, du wirst es eben so machen wie der Vater und Großvater!?

Noch ein siebenjähriger Knabe, kaufte ich mir bereits eine Flinte. Ich lebte fast nur in der Beschäftigung mit derselben, und wo und wie ich nur einen Augenblick in der Landwirthschaft, zu der ich von meinem Vater angehalten wurde, erübrigte, da benutzte ich ihn, meine Kräfte durch Reiten und Schießen zu entwickeln. Mein Pferd und mein Gewehr, das waren die beiden einzigen Gegenstände, die mich beschäftigten und die Phantasie des Knaben erfüllten. So wuchs ich auf, im strengsten Sinne ein Kind der Natur; und wenn darüber, vornehmlich in den Sommermonaten, der Unterricht litt, so gewährten mir die kurzen Tage und die langen Nächte des Winters desto mehr Zeit, das Versäumte wieder nachzuholen. Alsdann besuchte ich die Schule, wo ich neben anderen Unterrichtsgegenständen auch die Bekanntschaft der französischen Sprache machte, mit ununterbrochenem Fleiße, und grübelte über die nicht von mir geliebten Bücher.

In dieses Einerlei meines Daseins brachte zuerst die Beendigung des französischen Revolutions-Krieges ein mir in der Erinnerung gebliebenes kleines Erlebniß. Es war 1795, als unser Regiment (das Infanterie-Regiment des Herzogs Wilhelm von Braunschweig-Oels Nr. 12 der alten Rangliste) aus Frankreich zurückkehrte. Bei dieser Gelegenheit verkaufte es seine ausrangirten Packpferde. Auch mein Vater kaufte vier derselben, und zwar die, welche ihm der beim Regiment stehende Major v. Bardeleben und der Hauptmann v. Hövel als die Besten empfohlen hatten. Diese Pferde wurden mit mehreren anderen aus dem sogenannten kleinen Gespann in unsere Kleekoppel gebracht. Neugierig zu erfahren, wie sie sich ritten, schlich ich in die Koppel und wählte vielleicht soeben noch mit dem Auge, wel-

ches Pferd ich zuerst aufzäumen und besteigen solle, als mir schon eins derselben entgegen trotirte, eine mir unvergeßlich gebliebene Bestie von Schimmel. Der Schimmel gebehrdete sich sehr wild, machte sich mit mir zu schaffen, und biß mir dergestalt in's Gesicht, daß ich zwei Zähne verlor und blutend zur Erde stürzte.

Nachdem ich mich von meinem Schmerz und Schrecken erholt hatte, rekognoscirte ich, ob die Luft rein wäre, und da der vierbeinige Zahnarzt so ruhig, als ob zwischen mir und ihm nichts vorgefallen wäre, in einiger Entfernung grasete, benutzte ich den Augenblick und suchte das Weite. So kam ich nach Hause, wo die Theilnahme und Bekümmerniß meiner Mutter sich zuerst in Scheltworten, dann aber in den Trostworten Luft machte: „Laß nur gut sein, mein Söhnchen, Du bist erst zehn Jahre, Deine Zähne wachsen wieder.“

Allmälich entstand nun aber die Frage: was aus mir gemacht werden solle? Zur Landwirthschaft, für die mein Vater mich bestimmt hatte, fühlte ich wenig Neigung, mein ganzes Herz klebte an dem Gewehr, und ein kräftiges Piff-Paff ging meinem Ohr über Alles. Mütter sollen das Herz ihrer Kinder leichter errathen als Väter. Das sollte auch ich erfahren, denn die Mutter ließ nicht nach, den Vater mit der Vorstellung zu beunruhigen, daß ich für die Landwirthschaft zu schwach sei. Dazu kam, daß mein Onkel städtischer Hegemeister zu Prenzlau war, natürlich besuchte ich ihn oft, um meine Liebhaberei am Schießen und an der Jagd zu befriedigen, und aus diesem Verkehr erinnere ich mich eines Vorfalls, der mein junges Herz mächtig entflammte. Als ich in seiner Gesellschaft eines Tags nämlich einige Rebhühner und Brachvögel geschossen hatte, haranguirte er mich wie

einen Alten, und sagte: „Junge, Du wirst einmal ein gewaltiger Nimrod werden.“ Dieses Wort traf das Herz meiner Mutter, und nun bestimmte sie den Vater, mich die Jägerei erlernen zu lassen. Unzweifelhaft wurde sie hierbei von den Vorstellungen meines Onkels unterstützt, denn dieser war sehr häufig bei uns. So knüpfte denn mein Vater mit dem Grafen Schlippenbach auf Schönermark Unterhandlungen an, um mich bei dem Oberförster desselben in die Lehre zu geben. Dieser hieß Hamann und hatte seinen Wohnsitz in Rakow.

Die Aussicht auf die neue Lebensbestimmung bewegte meine ganze Seele und erfüllte alle meine Wünsche. Sie machte mich um so glücklicher, als beim Oberförster schon einer meiner Schulfreunde, der Sohn eines Predigers, in der Lehre stand. Auch er freute sich nicht wenig, als ich mich dem Oberförster vorstellte; und schon träumten wir von den schönen Tagen, die nun für uns kommen würden. Da geschah es, wenige Tage vor meinem Eintritte, daß der Grundherr meinen jungen Freund mit der Hetzpeitsche strafte. Carl, so hieß mein Freund, nahm sich diese unwürdige Behandlung so zu Herzen, daß er sich, am Fuße einer Klafter Holz sitzend, erschoß, und mit diesem Ereigniß fand der Plan, mich Jäger werden zu lassen, ein eben so plötzliches, wie entschiedenes Ende. Meine Eltern waren außer sich über das Ereigniß, und keine Macht würde sie nun bewogen haben, ihren Liebling einem solchem Verhältniß anzuvertrauen. Sie wußten recht gut, daß ich eine ähnliche Behandlung nicht hinnehmen würde, ohne meine Büchse sofort auf meinen Beleidiger und dann auf mich selbst zu richten. Unter diesen Umständen blieben dann

auch alle gütlichen Zureden des Grafen selbst völlig wirkungslos bei ihnen. Aber was nun?

Es ist ein ganz prächtiges Ding, um das Wohlgefallen an der Büchse; aber um davon zu leben, dafür giebt es nur zwei Wege. Entweder man wird Weidmann oder man wird Soldat. Um Soldat zu werden, dafür war ich noch zu schwach, ich war noch nicht 15 Jahre alt. In dieser Lage war guter Rath theuer, und vielleicht hätte ich nolens volens zur Erlernung der Landwirthschaft nun doch zurückkehren müssen, hätte der erwähnte Onkel Hegemeister nicht einen Ausweg gewußt, dessen Ermittelung einem Ulysses Ehre machen würde. Onkel Mehrs, trat in dieser Verlegenheit nämlich mit dem Vorschlage hervor, daß man mich die Büchsenmacherei erlernen lassen solle, „dann", sagte er, „bleibt der Junge bei seinen Neigungen und kann sich mit der Handhabung der Waffen so vertraut machen, daß er einmal ein tüchtiger Jägersmann wird, und weiter wird doch nichts aus dem Jungen."

Dieser Zauberspruch leuchtete meinen Eltern, noch mehr aber mir selbst ein, und so ward ich denn dem Regimentsbüchsenmacher Raub von dem vorerwähnten Regiment Prinz Wilhelm von Braunschweig-Oels zur Lehre übergeben. Das geschah 1799.

Die Lehrjahre sind die eigentlichen Erziehungsjahre des Menschen, und doch weiß der Mann in der Regel sehr wenig von ihren erziehenden Einflüssen zu erzählen. Die Erinnerung an mehr oder weniger ungewöhnliche Auftritte ist gemeinhin Alles, was der Knabe in ein späteres Leben mit hinüber nimmt. So erging es auch mir. Außer der Erinnerung an einzelne kleine Vorfälle ist mir fast nur das Andenken des edlen Prinzen geblieben, mit dem mich meine Stellung wiederholt in Berührung brachte. So ge-

denke ich noch heute mit einer gewissen Behaglichkeit des Beifalls, mit dem er den jungen Schützen häufig belobte, unter Anderm des folgenden gnädigen Zuspruchs. Mein Lehrherr hatte eine schöne Windbüchse angefertigt, die mit einer Uhr versehen war, welche jeden Schuß anzeigte. Als Schütze, der ich war, wenn auch nur sehr kleiner Schütze, bekam ich den Auftrag, dem Prinzen diese Windbüchse zu überbringen, und ihm dieselbe zu laden. Der Prinz ging mit mir in den Garten und ließ mich den ersten Schuß (50 Schritt nach der Scheibe) thun. Hierbei schoß ich schwarz im zweiten Ringe. Der Prinz war nicht wenig amüsirt davon, und äußerte seine Ueberraschung ganz unverholen. Dann that er selbst einige Schüsse und entließ mich mit den Worten: „Sage dem Regimentsbüchsenmacher, er soll mir die Rechnung und Dich selbst nach einigen Tagen Nachmittags nach meinem Garten schicken. Du sollst meinem Jäger zeigen, wie er mit der Windbüchse umzugehen hat, daß sie nicht überpumpt und auch gehörig gefüllt wird."

Ein anderes Mal mußte ich dem Prinzen 2 Pistolen überbringen und sie mit ihm einschießen. Kaum hatte ich einige Schüsse nach der Scheibe gethan, als er ausrief: „Wilhelm, wenn Du so geschickt unsere Gewehre machst, wie Du sie gebrauchst, dann mache ich Dich einmal zu meinem Regimentsbüchsenmacher, wenn Dein alter Raub Invalide wird."

An dieser Stelle darf ich auch ein unglückliches Ereigniß nicht verschweigen. Zu der nämlichen Zeit, als ich noch in der Lehre war, forderte mich der Hauptmann v. Stutterheim auf, mit dem Hauptmann v. Kurowski und dem Lieutenant v. Frankenberg nach dem Blindower See auf die Entenjagd zu fahren. Ich nahm also Theil daran und auf einem gemietheten Fischer-

kahn gelangten wir bald an Ort und Stelle. Die Jagd war nicht ungünstig, wir schossen verschiedene Enten und Meerkrähen. Plötzlich sahen wir hinter dem Rohr Schnepfen aufsteigen; Lieutenant v. Frankenberg wollte den Kahn verlassen, um zu schießen, und probte zu diesem Zweck mit der Flinte, ob der Boden fest sei. Ich sah, wie er die Flinte ins Gras setzte und rief ihm zu: „Herr Lieutenant, Ihr Hahn ist gespannt.“ Er hörte nichts und stampfte nochmals mit der Kolbe in's Gras. In dem Augenblick aber, wo er austreten wollte, ging der Schuß los und ihm durch den Kopf. Lautlos sank er in den Kahn zurück und war in wenigen Minuten todt. Wir kehrten sofort zurück und meldeten den erschütternden Vorfall dem Prinzen. Am andern Tage fand auf der Hauptwache unser Verhör statt, auf Grund dessen wir jedoch von jeder Schuld freigesprochen wurden.

Scherzhaft war hingegen ein anderes Erlebniß, das indeß leicht eine ernstere Wendung hätte nehmen können. Es war das folgende:

Schon während meiner Lehrjahre mußte ich unserem Grenadier-Bataillon, das in Templin stand, die Waffen repariren. Bei dieser Gelegenheit schickte ein bei dem Regiment stehender Offizier einen alten verrosteten Schwedischen Muskedonner zur Reparatur mir in's Quartier, das ich nah am Marktplatze bei einem Schlossermeister Schetzing hatte. Das Zimmer lag eine Treppe hoch und war sehr niedrig. Stand das Gewehr auf dem Werktisch, dann berührte es mit der Mündung beinahe die Decke. Das Zimmer über mir bewohnten zwei alte Fräulein, die noch in aller Seligkeit schliefen, als ich mit meiner Arbeit begann.

Ich hatte das Schloß des Muskedonners soeben reparirt, schraubte es wieder an und wollte nun die Batterie proben, ob sie gut feure. Hierbei mußte ein Funken in das Zündloch gefallen sein, denn der Muskedonner entlud sich in einem vielleicht 100 Jahr alten Schusse. Die Kugel, vielleicht 1½ Zoll dick, wie eine Kartätschenkugel, fuhr durch die schwache Bretterdecke und erfaßte einen Fuß der Bettstelle, in der die alten Fräulein schliefen. Die Bettstelle schlug um, ihre seligen Bewohnerinnen mit ihr, und alsbald drang der Pulverdampf in dickem Gewölk aus meinem offen stehenden Fenster, und es verbreitete sich der Ruf: Feuer! Feuer! Die ganze Bevölkerung der Stadt gerieth in Bewegung und stürzte herbei zum Löschen, unterdeß die beiden Fräulein aus dem Fenster dazu musicirten. Das war eine Scene gut genug für einen Mordbrenner, der ich armer Junge aber doch nicht war. Zum Glück ging sie schnell vorüber, denn der Hergang klärte sich auf. Aber die beiden holden Schläferinnen dachten anders über diese Störung, und beklagten sich wegen des erlebten Umfalls bei dem Bürgermeister, der nun seinerseits mich wieder bei dem Hauptmann verklagte. Dieser, ein Herr von Chambeau, befahl mich sofort zu sich und ließ sich den Hergang in Gegenwart des Bürgermeisters erzählen. Ich betheuerte, wie ich es mit gutem Gewissen konnte, meine Unschuld, und beklagte mich desto mehr über die Unzweckmäßigkeit meines Quartiers, dessen Zimmer offenbar zu niedrig war. Der Hauptmann fragte nunmehr den Bürgermeister, ob die beiden Damen verwundet seien. „Das nicht," erwiederte der Gefragte, „aber sie sind vor Schreck ganz krank." „Nun," versetzte v. Chambeau, „dann müssen Sie für meinen Büch-

fenmacher ein feuerfestes Quartier besorgen, wenn die Damen nicht erschrecken sollen.“ Und damit hatte die Sache ein Ende.

Ich muß hier erwähnen, daß Herr v. Chambeau ein wenig verwachsen war, trotzdem aber den Kopf sehr würdevoll einher trug. Solche Verwachsene sah man damals im Offizierstande öfters; und vielleicht hatte das Andenken an Prinz Eugen, der auch nicht von bestem Wuchs gewesen sein soll, dazu beigetragen, ein kleines Buckelchen weniger unmilitairisch erscheinen zu lassen. Nach unseren heutigen Begriffen von soldatischer Tüchtigkeit würde ein solcher Fehler den Eintritt in die Militair-Carriére geradezu versperren.

Nach beendigter Exercierzeit hatte ich das Vergnügen, mit dem Bataillon zur Revue nach Berlin zu gehen, für mich ein nicht kleines Vergnügen, da ich Berlin zwar schon besucht, aber noch nie genau gesehen hatte. Berlin war damals ein ganz anderer Ort als heute, und einer Provinzial-Stadt eben nicht unähnlich. Die Ukermark war die Kornkammer Berlins, und auf ausgefahrenen Wegen führte ihm der Ukermärkische Bauer durch dick und dünn im Winter seine schwer beladenen Kornwagen zu. Der Einzug dieser Ukermärkischen Karawanen erfolgte gemeinhin durch das Prenzlauer Thor, und auf diesem Wege war auch ich bisher nach Berlin gekommen. Jetzt mit dem Regiment näherte ich mich der Stadt von Schönhausen aus, wo Schloß, Schloßgarten und Allee einen ganz anderen und schöneren Eindruck auf mich machten. Als wir uns der Stadt näherten, kam Alles, was Beine hatte, durch das Schönhauser Thor uns entgegengeströmt. Jeder wollte das prächtige Regiment mit seiner berühmten Janitscharen-Musik, deren Personal fast ganz aus Mohren bestand, sehen. Das war

ein Einzug, wie ich noch keinen erlebt hatte. Doch gewann ich noch Zeit, mit dem Auge auf dem schönen herrschaftlichen Gebäude zu ruhen, in welchem ich später die größere Hälfte meines Lebens zubringen sollte, und wo ich noch lebe. So führt Gott die Menschen und so werden wir geführt.

Meinerseits wurde ich bei einem Kaufmann Namens Jüngell in der alten Jacobsstraße einquartirt, und fand ein sehr nettes Stübchen nebst Bett, während unsere Grenadire und Unteroffiziere auf dem Boden unter dem Dach ihr Quartier machen mußten. Es war das gar ein sehr putziges geschmiegeltes und gebügeltes Leben, das wir hier zu schmecken bekamen. Schon am Morgen früh um 2 Uhr erschien der Friseur mit dem Puderbeutel, um die Mannschaft zu frisiren, und der Unteroffizier hielt streng darauf, daß sich keiner aus der Mannschaft entfernte, bevor nicht alle frisirt waren. Die zuerst frisirten, mußten mit ihren gemachten und gepuderten Locken und dem steifen Zopfe, bis gegen 6 Uhr auf der Bank sitzen bleiben, sitzenden Marmorbüsten nicht unähnlich, bis der Friseur auch mit dem letzten fertig geworden, damit sich nur gar keine Locke verschiebe. So waren wir denn alle recht froh, als nach der 14tägigen Revue das fatale Frisiren ein Ende hatte, und wir wieder in unsere Garnison abmarschirten.

Bald darauf wurde ich als Ausgelernter losgeschrieben.



Zweites Kapitel.

Militairische Wanderjahre.

In der Königl. und in der von Fecht'schen Gewehrfabrik. — Zur Revue nach Berlin. — Eine Applicirung des Staubbesens. — Ein neuer braver Mann, der aber aus Uebermuth wagt, und darum keinen Sänger gefunden hat. — Unglückliches Duell. — General York. — Kriegstrompete.



Der Leser weiß schon, daß ich an dem Chef meines Regiments, dem Prinzen Wilhelm von Braunschweig-Oels, einen großmüthigen Freund und Beschützer hatte. Der edle Prinz war mir wirklich sehr zugethan und ich durfte darauf rechnen, daß er es nicht bei Worten bewenden lassen werde, wenn es darauf ankomme, mein Fortkommen zu fördern.

Nachdem ich ausgeschrieben war, wandte ich mich daher an den Prinzen und trug ihm die Bitte vor, mir einen Paß auf 3 Jahre zu gewähren. Der Prinz bewilligte denselben, aber unter der Bedingung, daß ich sofort nach Potsdam zur Gewehr-Fabrik ginge. Dabei bemerkte er, daß, wenn man meiner Aufnahme Schwierigkeiten in den Weg legen sollte, ich mich nur sofort an ihn wenden möge, er werde dann schon für das Weitere sorgen. Ich fand aber Aufnahme und muß in meiner neuen Stellung wohl Fleiß und Geschick verrathen haben, denn schon nach einem Jahre wurde ich von dem Herrn v. d. Fecht für dessen Flinten- und Büchsenfabrik verschrieben. In dieser Stellung verblieb ich nur ein halbes Jahr und wurde in der letzten Zeit dazu verwendet, auf den in der Fabrik gefertigten Büchsen und Flinten den v. Fecht'schen Namen zu gravieren und dieselben mit Verzierungen in Gold

und Silber auszulegen. Diese Thätigkeit war mir neu und verursachte mir ein um so größeres Vergnügen, als der Name der v. Fecht'schen Gewehr-Fabrik damals sehr guten Klang hatte.

Indeß sehnte ich mich nach dem Umgang mit dem Militair zurück, und so kam es mir sehr erwünscht, als der Büchsenmacher Schulz vom Zengeschen Regiment (Nr. 24 der alten Rangliste) mich im Jahre 1804 ersuchte, während seiner Krankheit die Geschäfte beim Regimente zu übernehmen. Ich ging also nach Frankfurt a. O., wo die Musketire des Regiments standen, und rückte bald darauf mit dem Regimente nach Berlin zur Revue. In Berlin wurde ich für dies Mal in der Klosterstraße bei dem Schneidermeister Spazier einquartirt, und hatte im Allgemeinen recht gute Tage. Der junge Mensch, ich war damals noch nicht 20 Jahr alt, findet die Freude auf allen Wegen, auch wenn die Taschen leer sind, mehr noch, wenn sie gefüllt sind, und ich hatte immer auf ein paar Groschen klein Geld gehalten. So benutzte ich denn meine Zeit dazu, bald allein, bald mit Freunden die Straßen der weiten Stadt zu durchstreifen, und fand oft Vergnügen, ohne daß ich es gerade suchte. Manchmal suchten wir es auch, ohne es gerade zu finden, und ich entsinne mich noch heute der öffentlichen Auspeitschung eines zum Richtplatz geschleiften Deliquenten, die eben keinen sonderlich wohlthuenden Eindruck bei mir zurück ließ. Der Deliquent war, wie ich hörte, ein Bäcker, und die Auspeitschung sollte auf dem Molkenmarkt erfolgen. Ich begab mich also dorthin, weniger um auch diese Gelegenheit der Zerstreuung mitzunehmen als um eine leicht erklärliche Neugierde zu befriedigen, denn ich hatte diese Art von Execution bisher nur dem Namen nach gekannt. Man muß Alles sehen, das war da-

mals wie heute die Loosung der Jugend. Es war noch früh am Tage, vielleicht 6 Uhr, als ich mit einigen Freunden und vielen Andern vom Regiment auf dem Molkenmarkt anlangte. Aber trotz der Frühe fanden wir den Platz und die angrenzenden Straßen bereits dicht vom Publikum besetzt. Inzwischen gelang es mir und einigen Freunden, uns bis zu den Buden, die damals den besten Theil des Platzes einnahmen, vorzuschieben, und ich war sogar so glücklich, mich auf eine derselben empor zu schwingen und trotz aller Protestation die eroberte Stellung zu behaupten. Da auf einmal, ich konnte von meiner Bude aus den Schauplatz sehr gut übersehen, öffneten sich die Thore der Stadtvoigtei, und auf einem kurzen mit einer Kuhhaut bedeckten Schlitten ward der Delinquent dahergeschleift. Eine allgemeine Bewegung durchlief in diesem Augenblick die Menge, und ich hörte die Bude unter meinen Füßen knacken und bersten. Alsbald verlor ich den armen Sünder, die Scharfrichter, den Staubbesen und die Schleife aus dem Gesichte, dachte nur an meine Rettung, und sprang, um nicht unter der Bude begraben zu werden, von oben herab mitten in's Publikum hinein. Natürlich machte dies keinen gewöhnlichen Rumor, zumal ich auf verschiedenen Köpfen zugleich zu sitzen kam; und vielleicht wäre ich für mein Kunststück schlecht bezahlt worden, hätten sich nicht Kameraden hinzugedrängt und eine sehr drohende Miene angenommen. Ich war daher froh, als nach beendigtem Schauspiel der Knäuel sich wieder auflöste und ich um mich her frische Luft spürte. Unbezweifelt gehört es zu den schönsten Errungenschaften unserer Bildung, daß man Schauspiele dieser Art dem Auge des Publikums entzieht. Man kann darüber streiten, ob die Abschaffung der Leibesstrafe überall und

immer von guter Wirkung sei; aber ihre öffentliche Vollstreckung ist jedenfalls von sehr schlechter Wirkung gewesen. Was mich anbetrifft, so habe ich in meinem Leben wiederholt Dinge vollbracht, zu deren Ausführung eine gewisse Kühnheit und rascher Entschluß ganz unbedingt nothwendig sind.

Ich will, um von Anderem zu schweigen, nur an die Art und Weise erinnern, wie ich mich zweimal glücklich ranzionirte, trotzdem ich ziemlich scharf bewacht war; und es dürfte mir daher wohl erlaubt sein, zu sagen, daß mir wenigstens etwas von jenen Vorzügen, die wir mit Recht so hoch anschlagen, eigen ist. Aber viel that bei mir auch das Temperament. Ich war, soweit ich zurückdenken kann, stets sehr heiter, und der heitere Mensch ist waghalsig. Er unternimmt wenigstens leichter als Andere, weil er weniger rechnet; und er rechnet weniger, weil er sich, so zu sagen, in der Hand des Glückes fühlt; dieses Gefühl hat mich nur äußerst selten verlassen und man hat aus demselben wohl auch den nachfolgenden dummen Streich zu erklären.

Bald nach unserem Wieder-Einmarsch in die Frankfurter Garnison bot diese Stadt ein Bild jener Ueberschwemmungen dar, die damals fast gewöhnlich waren und alljährlich einmal wiederkehrten, zu der Zeit nämlich, wo der Schnee in den Gebirgen schmilzt und in gewaltigen Wassermassen dem Bette der Oder zuströmt. Dann nimmt dieser sonst friedliche Strom seiner ganzen Länge nach ein anderes, sehr oft entsetzliches Ansehen an, er tritt aus seinen Ufern und wirft Alles vor sich hernieder. Mächtige Dämme spült er hinweg wie Strohbündel und der kräftigste Brückenbau zittert über seinen Fluthen, wie

Laub im Winde, um sich endlich darin verschütten zu lassen. Seitdem hat die Macht der Wissenschaft Großes gethan, diese verderbliche Naturgewalt zu mäßigen; aber sie ganz zu brechen, das ist selbst der Einsicht nnd den Anstrengungen unserer heutigen Technik noch nicht gelungen.

Zur Zeit der Ueberschwemmung, von der hier die Rede ist, war gerade Pferdemesse in Frankfurt und wurde diese auf einem weiten Plane jenseits der Oder abgehalten. Natürlich konnte ein solcher Pferdefreund, wie ich es war, diese Gelegenheit nicht vorbei lassen, sich eine Augenweide zu verschaffen, und war ich daher mit mehreren Freunden nach dem Marktplatz hinausgegangen. Als wir bei dieser Gelegenheit die Brücke passirten, war der Wasserstand zwar schon sehr hoch, aber noch schien keine Gefahr zu sein. Während unseres Aufenthalts auf dem Meßplatze hatte sich dieser Zustand aber reißend verschlimmert, und als wir nun wieder bei der Brücke erschienen, um in die Stadt zurückzukehren, fanden wir dieselbe diesseits und jenseits des Stroms gesperrt und vom Militair besetzt. Noch stand die Brücke. Aber man sah, wie sie in den rasenden Fluthen, gleich einer in Bewegung gesetzten Wiege hin- und herschaukelte, und mit Schaudern vernahm man das ächzende Knarren ihrer Balken. „Keiner durch!" tönte es uns aus dem Militair-Piquet entgegen, und in der That zeigte in der dicht versammelten Menge weder diesseits noch jenseits Jemand Lust, die Brücke zu beschreiten. Alles stand und wartete auf den Augenblick, wo die mächtige Schaukel in den Fluthen verschwinden würde.

Da erschien auch ich, und mit einem Blick die Menge übersehend, stand ich mit den Füßen bereits auf der Brücke, und

rannte, daß mir der Kopf brannte, mit dem wehrlosen Gehölz bald links, bald rechts taumelnd, und unter dem fortwährenden Hülferuf der Menge glücklich hinüber, derweil dicht hinter mir ganze Joche zerbrachen und unter meinen Füßen die Bretter und Balken sich lösten. Das war ein Geschwindmarsch, wie ich in meinem Leben keinen zweiten gemacht, und wenn ich noch einmal wieder jung würde, keine zweiten machen würde. Man kann sich denken, mit welchem Jubelgeschrei ich auf der andern Seite empfangen wurde.

Wie sehr ich auch Preuße war und an mein Vaterland hing, so war doch die Ruhe und das ewige Einerlei des Garnisonlebens mir von Herzen zuwider, und ich sehnte mich daher nach Oesterreich zu kommen, wo damals „1804," gegen die allgemeine Franzosen-Herrlichkeit auf's Neue gerüstet wurde. Dazu kam, daß ein in seinen Folgen trauriges Duell den engeren Freundeskreis, in dem ich mich bewegte, und mein sonst heiteres Gemüth mit Trauer erfüllt hatte. In Frankfurt, das damals noch eine Universität hatte, studirte nämlich auch mein Vetter Holder-Egger, und durch ihn war ich in freundschaftliche Beziehungen zu anderen studirenden jungen Männern getreten. Mit ihnen verkehrte ich täglich und fast ausschließlich. Da geschah es, daß, als wir eines Tages wie gewöhnlich in unserer Ressource Billard spielten, ein gewisser Klärk sich wiederholt den Scherz machte, die Bälle durch Anblasen aus ihren Stellungen zu rücken. Natürlich wurde das von Keinem von uns gern gesehen, von einem gewissen Müller, der Auskultator bei dem Stadtgericht war, aber so übel vermerkt, daß er Klärk forderte. Klärk, der auf den Tod brustkrank war, bat einen der anwesenden Freunde, einen Studiosus v. Kel-

ler, ihn zu vertreten. Dieser übernahm die Vertretung und erstach wenige Tage darauf den Auskultator Müller im Duell; nach 8 Tagen starb auch der kranke Klärk und so hatte der schönste Freundschaftsbund ein Ende. Kein Pomp, mit dem beide Freunde von den Studirenden beerdigt wurden, konnte mir diese wiedergeben. Der Aufenthalt in Frankfurt hatte nun allen Reiz für mich verloren.

In dieser Lage entschloß ich mich nun aber, nach Wien zu gehen, um bei der Oestreichischen Armee Dienste zu suchen, ward aber in dem nämlichen Augenblick, wo man mich in Dresden als Regiments-Büchsenmacher für die Kurfürstliche Garde anwerben wollte, nachdem ich schon vorher ein halbes Jahr im dortigen Zeughause beschäftigt gewesen, von dem Regiments-Büchsenmacher Kühn in Mittenwalde nach Preußen zurückgerufen mit der Versicherung, daß das Regiment ehestens mobil gemacht werden würde. Das war es eben was ich wünschte, denn am Ende wollte ich doch lieber mit meinen Preußen, als mit den Oesterreichern, gegen die Franzosen ziehen. Ich eilte also nach Mittenwalde, wo damals das Preußische Feldjäger-Regiment stand, und hatte hier Gelegenheit, den nachmals so berühmt gewordenen General v. York, der Chef und Oberst des Regiments war, aus unmittelbarer Nähe kennen zu lernen. Mit dem von mir ersehnten Kriege wollte es indeß nichts werden, und da inzwischen auch Oestreich seinen Frieden mit Frankreich gemacht hatte, suchte ich mich in der alten geräuschlosen Gewohnheit des Garnisonlebens so gut zurechtzufinden, als es gehen wollte. Nebenbei fehlte es meiner Kenntniß der Büchse auch nicht an Ermunterungen. So war mir u. A. von dem Oberst der Befehl, die jun-

gen Ostpreußischen Jäger, die mit der Büchse nicht umzugehen wußten, im Gebrauch derselben zu unterrichten, und ein anderes Mal erklärte er laut vor der Compagnie, daß ich der beste Schütze des ganzen Jäger-Corps sei. Dies Compliment wollte gewiß was heißen. Einmal bestand das Corps fast nur aus Försters-Söhnen, die meist alle sehr gute Schützen waren, dann aber war es v. Yorks Art gar nicht, mit Belobungen freigebig zu sein. Dasselbe Compliment wurde mir übrigens auch von dem Major v. Vallentini und dem Hauptmann v. Massenbach gemacht.

Endlich, nachdem ich noch im Anfange des Jahres 1806 auf sechs Wochen nach Beliz commandirt gewesen, um die Büchsen zweier dort garnisonirenden Compagnien unseres Regiments in Stand zu setzen, ertönte für mich die so lang ersehnte Kriegstrompete. Es hieß: Auf! und den Franzosen entgegen!

Drittes Kapitel.

Von Jena über Lübeck nach Colberg.

In der Gefangenschaft. — Wie ich mich ranzionire. — Berlin 1806. — Das verödete Vaterhaus. — Auf nach Colberg! — Wieder gefangen. — Wie ich mich wieder ranzionire. — Ein stiller Sammelpunkt für Patrioten. — Ein Schmarotzer Gewächs im vaterländischen Elende. — Strandung auf dem Treptower Deeb. —

Aber mein Franzosen-Haß und mein Gefallen an der Musik der blauen Bohnen, großen und kleinen Kalibers, sollte eine schwere Probe bestehen und sehr bald gedämpft werden. Jena hatte uns trotz aller Bravour, die von jedem Truppentheile einzeln gezeigt wurde, statt des Siegs eine erschütternde Niederlage gebracht, wie man damals allgemein sagte, in Folge der Uneinigkeit der commandirenden Generäle. Meinestheils befand ich mich mit meinem Regiment auf der Retirade, ehe ich einmal wußte, wie wir dazu gekommen waren, und nicht fern von der Fähre bei Waar hatte ich gar das Unglück, in Französische Gefangenschaft zu gerathen. Mit mir zugleich wurden gefangen genommen die Oberjäger Böhm, Birkhahn, Kunofski und Sagan.

Jetzt war guter Rath theuer, denn wir wurden auf einem Bauergehöft eingeschlossen und von einigen 30 Chasseurs und Infanteristen bewacht; und doch ging mein ganzes Dichten und Trachten darauf aus, wieder frei zu werden und zu meiner Truppe zu gelangen.

In dieser Noth ersann ich eine Kriegslist, bei deren Ausführung mir mein Bischen Französisch trefflich zu statten kam. Ich suchte mich nämlich den Chasseurs verständlich zu machen

und heuchelte fast einen unmenschlichen Enthusiasmus für die Französische Cavallerie. Ich gab zu verstehen, daß ich bei den Franzosen Dienst nehmen wollte. Dies wirkte. Sie betrachteten mich bald als einen der Ihrigen, gestatteten mir größere Freiheit und ich spielte den Zuthunlichen, indem ich ihnen die Pferde füttern und tränken half.

Eines Abends, als die Pferde abgefüttert wurden, half ich wie gewöhnlich Wasser herbei tragen und glaubte nun den Augenblick zur Flucht gekommen. Ich war daher mit meinen Augen überall. Jetzt glaubte ich zu bemerken, daß ich unbeachtet sei, denn die Chasseurs dachten an Alles, nur nicht an meine Bewachung. Rasch und leise stellte ich meinen Eimer neben dem Brunnen nieder, gab meinen Kameraden den verabredeten Wink und in einem Nu hatte ich, nachdem ich ihnen über den Zaun geholfen, mich selbst über denselben hinweg geschwungen. Eben glitt er mir aus der Hand und meine Füße berührten den Boden einer freien Erde, als eine Kugel des wachthabenden Infanteristen mir dicht am Ohr vorbeipfiff; ich war frei und die Dunkelheit, die ich nie in meinem Leben so innig gesegnet habe, wie in dieser Stunde, nahm den Flüchtling unter ihre schirmenden Flügel. An unsere Verfolgung war gar nicht zu denken. Wir waren tollkühn genug, in einem nicht allzu fern gelegenen Erlenbusch zu übernachten und verließen ihn erst mit der anbrechenden Morgendämmerung.

Aber wohin nun?

Diese Frage machte uns viel Kummer; denn wir befanden uns auf fremdem und gänzlich unbekanntem Erdreich, und konnten

uns sagen, daß dasselbe in allen Richtungen von Franzosen besetzt sei.

Nach Lübeck konnten wir am wenigstens, das schien handgreiflich.

Für meine Person entschied ich mich also für den Rückzug nach Berlin, wo ich die Armee meines Königs wieder zu finden hoffte, und lief nun, den großen Landstraßen möglichst ausweichend, querfeldein der aufgehenden Sonne entgegen.

Aber in Berlin war inzwischen die Sonne untergegangen, ich meine die Sonne Preußens. Ich fand es vom Feinde besetzt und sah bald nach meiner Ankunft auch den allmächtigen Kaiser mit seinen Mameluken einrücken.

Den Kaiser sah ich sodann noch öfter im Lustgarten bei der Parade vor der Front auf- und niedergehend, die Hände auf dem Rücken, und in der einen eine Dose hin und her bewegend.

Unglücklich über den Verlust des vaterländischen Heeres, eilte ich nach Prenzlau, wohin das Hohenlohe'sche Corps unter dem Commando von Hohenlohe und Schimmelpfennig retirirt war, kam aber auch hier zu spät; denn schon hatte dasselbe mit den Franzosen auf dem Rollberge die berüchtigte Kapitulation abgeschlossen. Ich darf hier nicht vorüber, ohne in Wehmuth zu gedenken, daß ich meine guten Eltern nicht mehr am Leben fand. Aus dem väterlichen Heerde war ein Schauplatz der Zerrüttung geworden, unsere Wirthschaft war geplündert, das Vieh weggetrieben, das Ackergeräth in den Ofen gesteckt und verbrannt. Ich eilte daher nach Berlin zurück, wo ich einen brustkranken Bruder gelassen hatte, geleitete diesen nach Prenzlau und verweilte

auf seine Bitten bis zu seinem Tode, der bereits im Januar erfolgte, bei ihm. Darauf übergab ich mein Eigenthum, das außer Grund und Boden auch noch aus Häusern und Scheunen bestand, zur Regulirung meinem Onkel und eilte nunmehr der Armee meines Königs nachzukommen. Mein Sinn stand auf Colberg. Ich trete hier an einen Abschnitt meines Lebens heran, der unter mancherlei kleinen Fährlichkeiten und bunten Wechseln doch einen tiefen Ernst verbirgt und den ich daher wohl mit Recht die schönste Zeit meines Lebens nennen darf.

Es ist mir wohl erlaubt zu sagen, daß ich mit Stolz darauf zurückblicke, denn sie giebt Zeugniß davon, daß mein Herz unter allen Donnerschlägen, die das Vaterland getroffen und noch trafen, frisch und gesund blieb.

Jung, unerfahren und alleinstehend in der Welt, wußte ich doch, wo ich hingehörte, nämlich in den Dienst meines Königs; und seiner gebrochenen Fahne eilte ich um so ungestümer wieder zu, je mehr ich mir sagen mußte, daß er jeder Kraft bedürfen werde. Mit diesem Entschlusse erschien ich denn eines Tages auf dem Fährdamm bei Petershagen, und rief dem gegenüberliegenden Fährmann zu, mich hinüber zu holen. Er verweigerte es jedoch und gab an, daß es ihm bei Todesstrafe verboten sei.

Ich richtete mein Pistol auf ihn und drohte zu schießen, aber er blieb bei seiner Weigerung, rieth mir dagegen, den Oekonomie-Inspector in Petershagen aufzusuchen und fügte hinzu, daß er am anderen Morgen, einem Sonntage, mit seinen Tagelöhnern nach Greifenhagen führe, um Lebensmittel einzukaufen, und daß er dann mich gewiß gern mit hinüber nehmen würde.

Da ich keine Lust hatte, den Mann todt zu schießen, so blieb mir, ehrlich gesagt, nichts übrig, als zu thun wie er gerathen hatte, und so gelangte ich mit dem besagten Inspector am andern Morgen glücklich über die Oder und marschirte wohlgemuth auf Stargard zu.

In Stargard langte ich eben an, als unter den eingerückten Französischen Regimentern die Quartier-Billets ausgegeben wurden. 6 Mann derselben kamen auf mich zu, und gaben zu verstehen, daß ich ihnen ihr Quartier anzeigen möge. Ich war in Stargard unbekannt, gewahrte in einer nahe gelegenen Hausthür ein Mädchen, ging auf sie zu, zeigte ihr das Billet, und führte sie zu den Franzosen, die sich nun von ihr in's Quartier führen ließen. Am andern Tage marschirte ich auf Greifenberg und befand mich am dritten Tage bereits zwischen Bork und Werder, wo schon Vorposten bei den Schanzarbeiten standen und vom Lager aus durch Französische Truppen abgelöst wurden. Mehrere von unseren Colberger Vorposten schossen nach der Schanze, in der schon einige von unsern Ausreißern selbst in preußischer Uniform sich befanden. In dem Augenblick, wo ich mich näherte, hatten die Franzosen soeben drei neue Ueberläufer vom Owstin'schen-Depot-Bataillon, darunter einen Unteroffizier, in Empfang genommen, und ich wurde von diesem den Franzosen als ein Ranzionirter bezeichnet, als ich mich auf Französisch losreden wollte. So gerieth ich denn zum zweiten Mal in die Gewalt der Franzosen, und wurde mit anderen, wohl einigen dreißig, Tags darauf von Bork nach Treptow und am dritten Tage von dort nach Naugard transportirt, wo wir Vormittags auf der Hauptwache eintrafen. An dem Gebäude führte von Außen

eine Treppe in's zweite Stockwerk, und dorthin beförderte man die ganze Gesellschaft. Das uns angewiesene Zimmer gehörte zwar nicht zu den kleinen, war aber doch viel zu eng für so Viele, um den Ermüdeten auch nur ein Plätzchen auf der bloßen Diele zu gestatten. Gutherzige Bürger brachten uns zu essen; aber ich konnte nicht essen; mein Herz war unruhig und schlug mir hörbar. Ich sann nur darauf, wie ich wieder davon käme. Mein Sinn stand unerschütterlich auf Colberg, und wenn ich davon kam zum zweiten Male, sollten die Franzosen mich nicht wieder kriegen. Die Gelegenheit schien mir günstig und ich war rasch entschlossen, sie zu benutzen. Zu diesem Behufe nahm ich einem Bäckermeister, der auch eine Schüssel Essen gebracht hatte, seine Mehlmütze ab, setzte mir dieselbe, ihm dagegen meinen Hut auf und zog ihm auch Schüssel und Tischtuch aus den Händen. Er ahnte augenfällig nicht, was ich vor hatte, mußte mich wohl für einen Offizier halten und sagte gutmühig: „Herr Lieutenant, Sie scherzen wohl mit mir?"

Klüger als er und Alle war aber der vertrackte Kerl von Owstinschen-Unteroffizier. „Sie wollen," sagte der Hallunke, indem er mich dabei scharf fixirte, „nach Colberg zurück. Was wollen Sie in dem Nest; das wird auch übergeben, wie alle andern, ich werde Sie hier in der Wache anzeigen, wenn Sie gehen." Ich war für den Augenblick betreten, faßte mich aber rasch und sagte: „Herr, Sie haben kein preußisches Herz im Leibe!" Damit zugleich riß ich ihm die leer gegessene Terine und Schüssel weg und schritt zur Thür hinaus. Vor der Thür stand eine französische Schildwache, die mich von oben bis unten ansah, sie mußte an der Mehlmütze jedoch wohl irre geworden sein

und ließ mich passiren. Aber unten am Eingange der Treppe stand ein zweiter Posten, der mich besser kennen mußte, denn er war einer von Denen, die mich transportirt hatten. In der That schien er von meinem Anblicke auch frappirt zu sein, folgte mir sogar bis über die Straße und sah mir, wie ich verstohlen bemerkte, noch sehr lange nach. Mir war gar nicht recht wohl dabei, ich that indeß, als ob nichts wäre, und verschwand unweit des Camminer-Thors in einer gekrümmten Straße, sprang in's nächste Haus und fragte, welchem Bäckermeister wohl die Mütze, das Tischtuch, die Schüssel und Terrine gehören möchte. Ein Mädchen sagte mir, ich müsse einige Häuser weiter gehen, wo die Semmeln vor der Thür in einem Schaukasten hingen. Ich trat in das bezeichnete Haus, fand die Bäckerfrau und erzählte ihr, was vorgefallen war. Die Frau fing an, laut zu klagen, weinte und schrie, daß die Franzosen nun ihren Mann erschießen würden. Das war für mich eine ganz fatale Lage und ich fing fast an zu verwünschen, daß ich so ehrlich gedacht hatte. Am Ende gelang es mir, die Frau zu beruhigen und nun führte sie mich in eine Dachkammer und verbarrikadirte die Thüre derselben wohl durch einige 20 Bunde Flachs. In der Kammer war es sehr kalt, doch ward mir, als der Bäcker zu meinem Glücke wieder angelangt war, ein Täßchen Kaffee und eine Semmel zugesteckt, deren Genuß mich einigermaßen erwärmte. Gegen Abend erschien auch ihr Mann bei mir und erklärte, daß ich diese Nacht fort müsse. Das war gerade was ich wollte und wozu es keiner Aufforderung bedurfte. Nach 10 Uhr ward also ein Wagen vor die Thür geschoben und mit einigen Bunden Stroh beladen. Mein Wirth brachte die Pferde und ich half ihm anspannen.

Dann setzte ich mich mit ihm auf und fort ging es in schnellem Trabe bis zur Camminer Grenze. Dort angelangt sagte er: „Nun steigen Sie ab, ich muß vor Tage zu Hause sein, sonst werde ich verrathen. Sie werden hier am Dievenow Kameraden finden, auch Schiffer, die Sie nach Colberg schaffen.“ Ich schied mit Dank von dem braven Manne. So war ich denn wieder einmal frei und schaute, Cammin in der Entfernung einer Viertelmeile vor mir, mit Hochgefühl in die Nacht hinaus. Was sollte ich machen? Waren in Cammin Franzosen? Diese Fragen legte ich mir jetzt vor und wußte mir keine Antwort darauf zu geben.

Unterdeß fing der Morgen an zu dämmern und ich sah einen Menschen auf mich zu kommen, einen Arbeiter mit der Mistgabel, der gekommen schien, um auf einem der umliegenden Aecker zu arbeiten. Ich hielt ihn an und fragte, ob in der Stadt Franzosen wären und ob auch preußische Ranzionirte sich dort aufhielten. Er antwortete kurz, das wisse er nicht. Ich bat ihn nun aber, mir die Wahrheit zu sagen und erklärte, daß ich ein ehrlicher Pommer wie er und Oekonomie-Inspector auf einem Gute bei Greifenberg sei. Dabei nahm ich ihm die Gabel aus der Hand und breitete dicht am Wege einige Düngerhaufen auseinander. Das wirkte; denn nun glaubte er. „Jo,“ rief er aus, „nu seh' ig woll, dat he eener von unse Lüd' is; nu will ig et em ogh seggen. Loop he man doa noa dat Scheethus, doa an de Döar is'n isern Kleapel, doa möt he dügtig klöhpele; dänn moaken's up, doa sinn unamer wej'.“ Ich war zufrieden, denn ich wußte nun was ich wissen wollte.

Froh schritt ich auf das bezeichnete Haus zu und klopfte stark mit dem mir bezeichneten eisernen Klopfer auf. Die Thür

öffnete sich, und eine junge Frau mit dem Licht in der Hand trat mir entgegen. Bei meinem Anblicke erschrak sie, daß sie fast zu Boden fiel, denn sie hielt mich für einen Französischen Emmissair. Zitternd fragte sie, was ich wolle: „Einen guten Kaffee!" rief ich hoch vergnügt, mich endlich im Trocknen wissend, umschlang sie, und tänzelte mit ihr nach der Küche. Sie begriff sogleich, daß sie keinen Franzosen vor sich hatte, und ich war nun fast wie zu Hause. Gegenüber der Küche lag die Gaststube. Ich trat ein und fand dort einen Mann, der, anscheinend den Wirth machend, in bloßen Hemdsärmeln und mit einer weißen baumwollenen Schlafmütze auf dem Kopfe dasaß, in der Hand ein Buch haltend. Als ich mir ihn recht besah, erkannte ich in ihm sofort den Ober-Feuerwerker Müller von der reitenden Garde-Artillerie, den ich schon in Berlin kennen gelernt hatte. „He!" rief ich, „da finde ich ja gleich einen preußischen Durchgänger."

Er spielte seine Rolle indeß ruhig weiter und erwiederte, daß er hier der Wirth sei. Ich ging nach der Küche zurück und drückte der Frau meine Freude über ihren angeblichen Gastwirth aus. Im Uebrigen, setzte ich hinzu, wäre es der Ober-Feuerwerker Müller, und wenn er will, kann er mit mir auf Colberg marschiren. Damit hatte die Vermummung ein Ende. Die Frau begriff nun, woran sie mit mir war, und ich begriff, daß ich mich in einer Herberge für Patrioten befand. Sie lief nun alsbald in die Gaststube, nahm ihrem Gastwirth die Schlafmütze ab, und erzählte ihm das Vernommene. Nun waren auch Müller und ich bald Freunde, zumal er ebenso nach Colberg trachtete, wie ich. Nachdem wir uns gehörig gestärkt, brachen wir sofort auf und gingen längs der Divenow weiter, um uns

zur Ueberfahrt nach Colberg Schiffer zu suchen. Aber wir sollten noch Besseres finden. Sogleich in den ersten Tagen hatten wir wohl einige 60 Kameraden um uns gesammelt, die gleich uns dort umherschlichen, um einen Weg zu den Fahnen ihres Königs zu finden.

Endlich hatten wir Böte gefunden und zur Ueberfahrt ausgehandelt, und am dritten Tage waren dieselben segelfertig. Jeder von uns zahlte 2 Thlr. an die Führer, einen Inspector von Divenow und einen weimar'schen Juden, der sich Stallmeister schimpfte, und den angeblichen Inspector wohl nur zu seinem Schutze bei sich hatte. Wir eilten nun so sehr wie möglich mit unserer Einschiffung, weil an demselben Tage noch ein Regiment Franzosen einmarschirte. 38 Mann von uns setzten sich in das eine Boot, 36 Mann in das andere. Jedes Boot wurde von 4 Schiffsleuten (Matrosen) geführt.

Wir gelangten nun bis Großen-Horst, legten dort aber an, um nicht bei Nacht nach Colberg zu kommen; und dazu war alle Aussicht, denn der Segelwind ging ausnehmend günstig.

In Großen-Horst restaurirten wir uns mit Brod, Butter und einem Glase Korn. Darauf kehrten wir zum Strande zurück, um wieder unsere Fahrzeuge zu besteigen. Dort aber fanden wir noch zwei neue Kameraden, 2 Gebrüder Seidel, und beide Unteroffiziere, die gleichfalls nach Colberg wollten, aber kein Geld hatten, um den Juden und seinen Genossen bezahlen zu können. Wirklich weigerten sich diese neue Sorte von Patrioten, die jungen Männer ohne Zahlung mitzunehmen. In dieser Lage wurde ich zum Meuterer. Entschlossen trat ich vor und forderte die beiden Krieger auf, dreist einzusteigen. Sie wären Vaterlandsvertheidiger und hätten ein Recht dazu; wenn die Schiffer sich

nicht ruhig verhielten, würde ich Gewalt brauchen. Sie wären ohnehin überflüssig, ich könne auch das Steuer führen und würde davon Gebrauch machen! Diese Erklärung wirkte; die wackeren Brüder, die wohl ein Preußisches Herz unter der Weste trugen, aber keinen Deut in der Weste, stiegen nunmehr ein und so fuhren wir ab.

Die Fahrt ließ sich Anfangs nicht ungünstig an, aber kurz vor Mitternacht erhob sich ein Sturm, der bald stärker ward und unser Boot zuletzt auf die Seite und mit den Segeln in's Wasser legte. Schnell stand es halb voll Wasser und Jeder griff nun nach seiner Kopfbedeckung, um das Wasser wieder auszuschöpfen. Indeß schienen wir verloren. Die Schiffer schnitten die Segel ab, und forderten uns auf, Gott anzurufen, denn Menschenkraft könne nun nicht mehr helfen. Wir Christenkinder vernahmen diese Meldung mit der Resignation, die dem Christen eigen ist. Aber der Jude sank im Kahne auf's Knie, so daß er bis über den Leib im Wasser lag, und schrie unaufhörlich: „Rettet meine arme Seele, ich bezahle Alles!“ Keiner hörte auf ihn. Derweil waren wir nahe beim Treptower Deeb, aber es war so finster und ein so entsetzliches Schneegestöber, daß wir kaum die Spechtshaide erkannten, wo uns das wüthende Wasser an den Strand trieb. Bald lief unser Boot an, und nun jubelten wir laut und glaubten uns im Trockenen. Beim Hinausspringen aber gingen uns die Wellen doch noch über'n Kopf, und wir mußten uns, bis an den Hals im Wasser, an's Land retten. Als wir uns Alle gerettet sahen, wurden Matrosen nach dem Treptower Deeb geschickt, um auszukundschaften, ob Franzosen dort wären. Unterdeß lagerten wir uns mit unsern durchnäßten Kleidern im Haidekraut und froren ganz erbärmlich.

Einer von uns, ein Bombardier, erlag diesem Froste, obgleich ich ihn mit meinem Mantel zugedeckt hatte. Endlich gegen 8 Uhr Morgens kehrten die Ausgeschickten zurück, und als sie die Nachricht brachten, daß auf dem Deeb keine Franzosen zu sehen wären, begaben wir uns sofort dahin, um zu warten, bis der Sturm sich gelegt haben würde. Wir hatten auf drei Tage gerechnet. Indeß waren wir bald genöthigt, uns schon früher davon zu machen, denn unaufhörlich vom Morgen bis zum Abend mußten wir von Treptow her, wo die Franzosen auf dem Anger exercirten, die Französischen Trommeln hören, uud gewärtig sein, daß wir überrascht und aufgehoben würden. Bei dieser Aussicht war vorzugsweise mir nicht am besten zu Muthe. Ich war ihnen nun zweimal entlaufen, und wurde ich zum dritten Male gekriegt und erkannt, dann war mir die Kugel gewiß. Nebenbei litt auch unsere Ernährung. Unser Essen bestand lediglich aus Kartoffeln und Steinbutten, die wir, mit Wasser und Salz gekocht, genossen; weiter gab's nichts. In dieser Lage bemächtigten wir uns eines großen Kauffahrers und gingen ohne großes Federlesen damit in die See; der aber noch nicht besänftigte Sturm warf uns mit solcher Gewalt in den Hafen zurück, daß das Fahrzeug fast ganz zerschellte. Alles, was am Strande war, besonders die Frauen, heulte, weinte und schrie über das Unglück, das wir anrichteten. Wir würden, hieß es, mit sammt dem Fahrzeuge untergehen, und uns um's Leben und sie um ihr Hab und Gut bringen. So blieb uns denn nichts übrig, als doch wieder unsere Böte aufzusuchen, und mit diesen trug uns ein gütiger Gott, nachdem sich der Sturm etwas gelegt hatte, an das Ziel unserer Wünsche — Colberg! Colberg!



Viertes Kapitel.

Colberg 1807.

Unser Empfang bei dem Commandanten Oberst v. Loucadou. — Auch mir wird mein Plätzchen. — Ein kleiner Kriegsrath. — Vice-Commandant Hauptmann v. Waldenfels. — Die Wolfsschanze unter Lieutenant v. Bülow. — v. Waldenfels fällt in der Wolfsschanze. — Hauptmann v. Zülich's Tod. — Auf der Bastion Gellern. — Colberg am 2. Juli. — Streiflichter vom 1. Juli.



Colberg war damals die Augenweide aller ächten, treu zu ihrem Könige stehenden Preußen und ein Sammelplatz von Leuten, deren jeder Einzelne ein Held war und verdient hätte, daß sein Name mit ehernem Griffel der fernsten Zukunft aufbewahrt würde. Solche Zeiten sichten die Völker: nach unten fällt der Spreu zu dichten Haufen, was aber oben bleibt, das sind die Menschen mit den — Herzen. Colberg war dem unüberwindlichen Franzosen-Kaiser gegenüber ein lebendiger Wall von Männern, in denen Preußische Waffenehre ihr Asyl aufgeschlagen hatte. Fern sei es von mir, zu sagen, daß es nicht auch außerhalb Colbergs solche Getreuen gegeben habe. Sie waren gewiß zahlreich im Lande, in Hütten wie in den Palästen, und von jedem Tausend, das so dachte, ist wohl kaum immer Einer so glücklich gewesen, den brennenden Durst seines Herzens befriedigen zu können. Aber im Allgemeinen war die Entmuthigung sehr groß, und man darf daher Diejenigen segnen, die ihre Empfindungen auch in Thaten umzusetzen wagten. Eine Colonne solcher Kernmenschen rückte jetzt, es war am hellen Vormittage, in Colberg ein. Auch ich war einer dieser Glücklichen!

Wir wurden sofort zum Commandanten, dem Oberst v. Loucadou geführt, der uns mit einigen herzhaften, den Umständen angemessenen Worten begrüßte. Er musterte uns mit sehr aufmerksamem Blick und schien für jeden Einzelnen von uns eine besondere Freundlichkeit in der Tasche zu haben. Als er sich mir näherte, sagte er: „Sie sind wohl Offizier?" „Nein," antwortete ich, „ich bin der Büchsenmacher von den Jägern." Da kneipte er mir in die Wangen und sagte: „Ei da kommen Sie uns ja gerade recht gelegen! Wir haben gegen 90 Jäger, aber nicht eine einzige Büchse!"

Darauf wurde ich in's Quartier geführt, das ich mit dem Oberjäger Köhler zu theilen hatte. Schon am andern Tage ließ mich der Hauptmann v. Dobrowolsky rufen und äußerte sich über meine Ankunft ganz eben so freundlich. „Ich und meine Jäger," sagte er, „freuen sich außerordentlich, daß Sie angekommen sind, lieber Griebenow! Machen Sie sich nun sogleich an's Werk und wählen Sie sich Gehülfen. Hier im Zeughause haben wir noch verschiedene alte Gewehrtheile, aus denen Sie wohl noch was zusammenstellen. Artillerie-Hauptmann Wolff wird Ihnen die Schlüssel vom Zeughause jederzeit geben, damit Sie Alles, was sich noch brauchen läßt, verwenden können. Meine Jäger haben alle keine Büchsen und mit Pieken will keiner von ihnen vor den Feind. Kommen Sie nur sogleich mit zum Vice-Commandanten v. Waldenfels. Wir wollen dort ohne Verzug Alles in's Reine bringen." So gingen wir denn zum Vice-Commandanten. Als Dobrowolsky mit mir eintrat, rief er: „Bruder, nun bin ich durch! Hier bringe ich Dir meinen Büchsenmacher von unserm alten Jäger-Corps; der macht

gute Arbeit und ist schnell dabei." v. Waldenfels betrachtete mich mit Wohlgefallen und fragte dann: ob ich von den alten Infanterie-Gewehr-Schlössern nicht vielleicht was gebrauchen könne? „Für die Jäger nicht," erwiederte ich. „Nun dann geben Sie Rath," fuhr v. Waldenfels fort, „wie wollen Sie's machen? Unsere Büchsenmacher stehen Ihnen zu Gebot, wählen Sie sich zu Ihrer Hilfe wen Sie wollen." Ich versetzte: „Ohne Material können mir die Büchsenmacher nichts helfen; das Beste wäre ein Befehl nach meinem Rath." „Nun welcher?" erwiederte v. Waldenfels, sprechen Sie, er soll ausgeführt werden, wenn er ausführbar ist." „Geben Sie unseren Soldaten," sagte ich, „für jedes Beutegewehr 1—2 Thaler, dann werden sie die französischen Gewehre unbeschädigt mit aus dem Gefecht bringen. Ich mache sie dann einen Fuß kürzer, richte sie aus, mache Korn und Visir darauf, einen Kegel in die Nuß nebst Nachschloß, bessere die Kolbenlage aus und mache jedem Jäger seine Kugelform. So wollen wir unsere Jäger dann bald mobil haben." „Brav, mein Sohn," rief v. Waldenfels, „wenn das Alles so gut geht, dann sind Sie ein wahres Glückskind für uns." Auch Hauptmann v. Dobrowolsky äußerte seine Freude über den Vorschlag. „Es soll," fuhr v. Waldenfels fort, „sogleich bei der Parole befohlen werden, daß, wer ein französisches Gewehr aus dem Gefecht bringt, 2 Thaler erhält, und Sie, mein Freund, werde ich Seiner Majestät noch besonders empfehlen.

So geschah es denn auch. Leider aber ward v. Waldenfels bei der Erstürmung der Wolfsschanze erschossen und so hat die versprochene Empfehlung nie stattgefunden. Vor seinem Tode erschien dieser rastlos thätige Offizier häufig in meiner Werkstatt.

Eines Tages fand er dort mehrere Jäger und fragte, ob sie nun zufrieden seien? Oberjäger Birkkahn antwortete: „Ja, Herr Hauptmann, nun wir unsern Büchsenmacher wieder haben, fehlt es an nichts. Die Veränderung der französischen Gewehre gelingt ganz vortrefflich. Die Gewehre schießen sehr gut und besser als manche Büchse.“ „Das freut mich zu hören,“ erwiederte von Waldenfels, „dafür soll unser Griebenow aber auch belohnt werden.“

In der That ging die Sache vortrefflich; und da es mir weder an Ermunterungen seitens der Offiziere, noch an den freundlichen Gesichtern unserer Jäger fehlte, so arbeitete ich unermüdlich Tag und Nacht. Es gab um diese Zeit so manche Nacht, die ich vom Niedergang der Sonne bis zu ihrem Aufgange arbeitend in meiner Werkstatt zubrachte: und so kam es denn, daß unsere Jäger, trotzdem fast jeder Tag uns frischen Zuzug brachte, sehr, sehr bald vollständig armirt waren.

Die süße Wohlthat der Ruhe sollte nun auch ich gewahr werden.

Nachdem ich alle meine Jäger wohlausgerüstet hatte, wurde mir manche freiere Stunde, und ich durfte daran denken, mir das Leben angenehm zu machen. Das will nun in einer belagerten und vom Feinde schwer geängstigten Festung, wo die Waffenarbeit sich fast stündlich erneuert, zwar an und für sich wenig sagen, aber für mich besagte es doch was. Ich war mit Leib und Seele Soldat und hatte nun Zeit mich unter meine Waffenbrüder zu mischen und an ihren Gefahren Theil zu nehmen, und das that ich dann auch weidlich. Hatte ich nicht in meiner Werkstatt zu thun, dann war ich draußen an der Wolfs-

schanze bei meinen Kameraden, mitten in dem blutigen Verthei-
digungsgetümmel und streute blaue Bohnen auf den Pfad der
Belagerer, wo und wie ich nur dazu kommen konnte. Dazu
aber bot mir die Vertheidigung der vom Feinde hart bedrängten
Wolfsschanze reiche Gelegenheit. Die schöne Jahreszeit, es war
nun Mai geworden, stellte diesen blutigen Tummelplatz unter
eine merkwürdig helle Beleuchtung.

Die durch ihre Vertheidigung so berühmt gewordene Wolfs-
schanze verdiente im Grunde kaum den Namen eines Schanzwerks.
Sie war damals nur ein einfaches Blockhaus, das man durch
Palisaden und Wolfsgruben gegen den ersten Anlauf gesichert
hatte. Aber das kleine schwächliche Gebäude hatte es, um auch
einmal berlinisch zu reden, in sich. In ihm hatten 2 Com-
pagnien des vom Waldenfels'schen Grenadier-Bataillons unter dem
Befehl des Lieutenants v. Bülow,*) die Vertheidigung übernom-
men, der zwar streng war, aber von den Soldaten außerordent-
lich geliebt wurde. Einen heroischern Vertheidiger als ihn hätte
die mehr als dürftige Position auch kaum finden können. In
den letzten Tagen des Mai gingen täglich regelmäßig einige 20
Mann verloren; aber von Bülow verließ den Platz niemals,
selbst nicht, wenn seine Grenadiere sich ablösten und blieb sogar
noch als er bereits verwundet war. Unter der Führung eines
solchen Offiziers erträgt der Soldat Alles, unternimmt er Alles,
vermag er Alles.

Das beständige Leichenhaus, denn die Ablösungen darin er-
folgten so zu sagen auf Special-Befehl des — Todes, war den

*) Der noch jetzt lebende Oberst F. von Bülow.

Soldaten so theuer und werth geworden, daß sie die Vertheidigung einer leiblichen Mutter nicht mit mehr Bravour nnd Begeisterung hätten übernehmen können. Man kann sagen, daß sie im edelsten Sinne dieses Worts die Wolfsschanze liebten. Inzwischen hatten sich die Franzosen durch Laufgräben so nahe heran gearbeitet, daß sie mit ihren schweren Belagerungs-Geschützen unsere Kanonen in den Schießscharten demontirten. In Folge dessen kam der Befehl von dem Major von Gneisenau, der inzwischen unser Festungs-Commandant geworden war, von Bülow solle die Wolfsschanze an die Franzosen übergeben und auch 2 Stunden Waffenstillstand machen. Unsere braven Grenadiere weinten bei dieser Nachricht allesammt wie die Kinder, welche ihrer Eltern Haus verlassen sollen, und Lieutenant v. Bülow empfand den Befehl wohl am schmerzlichsten. Indeß tröstete er seine Grenadiere mit den unvergeßlichen Worten: „Laßt nur gut sein! wir holen sie uns wieder!" Wirklich ward sie auch 3 Tage später wieder genommen.

Es war am Pfingstheiligabend, als dieser glorreiche Sturm vorbereitet wurde. Hauptmann v. Waldenfels und Lieutenant v. Bülow stürmten mit ihren Grenadieren wahrhaft unwiderstehlich und warfen Alles vor sich hernieder, während unsere Jäger, das Pommersche und das Neumärkische Bataillon, die zur Hilfe herbeieilten, die Franzosen mit der größten Bravour zurücktrieben. Die Leuchtkugeln von der hohen Katze ließen uns es sehen, wie unsere kleinen jungen Pommern und Neumärker mit Bajonett und Kolben fochten; und welche Freude schlug durch unsere Herzen, als unsere braven Grenadiere die Schanze richtig wieder im Besitz hatten; eine neue Magdeburger Haubitze, eine Kanone und

170 gefangene Franzosen dazu! Leider war es hier, wo auch der Vice=Commandant v. Waldenfels fiel, ein Offizier, der sein wachsames Auge überall hatte und in dem namentlich auch ich einen wohlwollenden Beschützer verlor. v. Waldenfels fiel, als die Polen, unsere erbittertsten Feinde, die eroberte Schanze wieder nehmen wollten. Sie wurden mit blutigen Köpfen heim geschickt, aber v. Waldenfels war bei dem Abschlage gefallen.

Erst am andern Tage waren wir gezwungen, der Uebermacht zu weichen, zogen mit unserer Beute ab und verließen die Schanze. Hauptmann v. Zülich trat in v. Waldenfels Stelle als Vice=Commandant. Er sollte ihm eben so bald zu den — Todten folgen, denn die Bahn der Ehre war auf diesem Punkte die Bahn zum Tode.

Der neue Vice=Commandant, der zugleich Chef des braven Grenadier=Bataillons war, wollte schon nach wenigen Tagen die Franzosen, welche die Schanze mit Geschützen dicht besetzt hatten, aus derselben wieder vertreiben und führte seine Grenadiere selbst zum Sturm. Es war Abend und gerade um die Zeit, wo die Laufgräben mit französischen Ablösungsmannschaften angefüllt waren. Unsere Grenadiere drangen mit Vehemenz vorwärts und hatten bereits die Palisaden erstiegen, als sie hier mit dem Bajonett empfangen und in Haufen erstochen wurden. Es waren wohl über 100 Mann, die mitten im Siegeslaufe auf diese Weise umkamen. Unter den Fallenden war auch von Zülich, den eine Kugel zu Boden streckte und in dessen Stelle sofort der Hauptmann v. Steinmetz eintrat. v. Zülich war, den Degen hoch über seinem Kopfe schwingend, mit den Worten vorgesprungen:

„Seht Grenadiere, so muß man stürmen!“ Ich sehe das Alles noch, als wenn es heut vor meinen Augen geschähe; ich sehe aber auch die v. Möller'schen Füsiliere, wie sie sich, anstatt mit anzugreifen, hinter einen Sandhügel warfen. Möglich auch, daß ich ihnen Unrecht thue und daß sie mit dem bestimmten Befehle zu dieser Aufstellung ausgerückt waren. Aber in der Lage, wie sie nun einmal war, machte diese merkwürdige Rolle der Füsiliere wenigstens keinen sehr günstigen Eindruck.

Allmälich näherten wir uns nun den entsetzlichen Tagen, von denen es heißt: sie gefallen uns nicht. Der Kreis, den die Franzosen um Colberg gezogen, war immer enger geworden und wohl die Hälfte der jungen und alten Löwen, die es bis dahin vertheidigt hatten, ruhte in kühler Erde. Unter den noch Lebenden waren Wenige, die nicht bereits die blutigen Kennzeichen des Krieges an ihrem Leibe trugen und von ihnen waren Viele entweder für immer oder doch auf längere Zeit kampfunfähig geworden. Ich selbst trug diese Merkmale an mir. Schon hatte mich ein Granatenstück am Kopfe blessirt, noch trug ich den Verband und noch fieberte ich, als der Splitter einer zweiten Granate mich abermals beim Kopfe zupfte. Ich war auf's Neue hart bei den Schläfen verwundet worden, und so, daß mir einige Knochensplitter herausgenommen werden mußten. Diese letztere Verwundung holte ich mir in der hohlen Katze, wohin mich der Hauptmann v. Dobrowolsky hatte kommen lassen. So kamen die ewig denkwürdigen Tage vom 1. und 2. Juli heran, an denen es volle 36 Stunden hindurch buchstäblich Bomben und Granaten über Colberg hagelte.

Die Geschichte dieser Tage hat so viele treffliche Federn ge-

funden und ist in Poesie und Prosa so sehr zu dem hohen Liede Colbergs geworden, daß es von meiner Seite Anmaßung wäre, sie auf's Neue feiern zu wollen. Ich besitze auch nicht einmal die Kunst, einen so großen und merkwürdigen Hergang in seinem Zusammenhange darzustellen. Darauf bin ich nicht zugekommen. Ich kann diesen Hergang nur darstellen, soweit er meinen Kopf und mein Herz gefangen nahm, und mich antrieb, eine mitwirkende Rolle in ihm zu übernehmen. Aber ich möchte hoffen und wünschte es wenigstens, daß das große klassische Gemälde der Vertheidigung Colbergs durch die kleinen Genrebilder meiner persönlichen Erlebnisse nicht verunzirt werden sollen. Hiermit will ich denn einfach erzählen, wo mich das Bombardement traf und wie es mit mir spielte. Mehr kann ein alter Soldat nicht.

In der Nacht vom 1. zum 2. Juli, noch ehe der Tag anbrach, saßen wir, nachdem wir schon mehrere Nächte hindurch keine Minute geschlafen hatten, übermüdet auf der Erde unserer unbesetzten Bastion bei unserem Geschütz hinter den Schanzkörben, deren immer einer nach dem andern von feindlichen Paßkugeln fortgerissen wurde. Unablässig waren wir genöthigt, uns der Länge nach auf die Erde zu werfen und unsern Platz bald hier bald dort zu nehmen. Aber der Tod hat für den wahren Soldaten keinen Schrecken. Dicht neben mir lagen zwei übermüdete Bombardiere im tiefsten Schlafe. Da riß ein und dieselbe Kugel dem Einen den rechten Arm, dem Andern das linke Bein ab. Ich ließ sie sofort nach dem Lazareth tragen, und hatte mich nun wieder an der Brustwehr, ganz nahe am Geschütz, vis-à-vis der Saline, niedergesetzt. „Der barmherzige Gott," sagte ich zu den Kameraden Haupt und Oswald, „beschütze uns nur vor solch

Colberg war damals die Augenweide aller ächten, treu zu ihrem Könige stehenden Preußen und ein Sammelplatz von Leuten, deren jeder Einzelne ein Held war und verdient hätte, daß sein Name mit ehernem Griffel der fernsten Zukunft aufbewahrt würde. Solche Zeiten sichten die Völker: nach unten fällt der Spreu zu dichten Haufen, was aber oben bleibt, das sind die Menschen mit den — Herzen. Colberg war dem unüberwindlichen Franzosen-Kaiser gegenüber ein lebendiger Wall von Männern, in denen Preußische Waffenehre ihr Asyl aufgeschlagen hatte. Fern sei es von mir, zu sagen, daß es nicht auch außerhalb Colbergs solche Getreuen gegeben habe. Sie waren gewiß zahlreich im Lande, in Hütten wie in den Palästen, und von jedem Tausend, das so dachte, ist wohl kaum immer Einer so glücklich gewesen, den brennenden Durst seines Herzens befriedigen zu können. Aber im Allgemeinen war die Entmuthigung sehr groß, und man darf daher Diejenigen segnen, die ihre Empfindungen auch in Thaten umzusetzen wagten. Eine Colonne solcher Kernmenschen rückte jetzt, es war am hellen Vormittage, in Colberg ein. Auch ich war einer dieser Glücklichen!

Wir wurden sofort zum Commandanten, dem Oberst v. Loucadou geführt, der uns mit einigen herzhaften, den Umständen angemessenen Worten begrüßte. Er musterte uns mit sehr aufmerksamem Blick und schien für jeden Einzelnen von uns eine besondere Freundlichkeit in der Tasche zu haben. Als er sich mir näherte, sagte er: „Sie sind wohl Offizier?" „Nein," antwortete ich, „ich bin der Büchsenmacher von den Jägern." Da kneipte er mir in die Wangen und sagte: „Ei da kommen Sie uns ja gerade recht gelegen! Wir haben gegen 90 Jäger, aber nicht eine einzige Büchse!"

Darauf wurde ich in's Quartier geführt, das ich mit dem Oberjäger Köhler zu theilen hatte. Schon am andern Tage ließ mich der Hauptmann v. Dobrowolsky rufen und äußerte sich über meine Ankunft ganz eben so freundlich. „Ich und meine Jäger," sagte er, „freuen sich außerordentlich, daß Sie angekommen sind, lieber Griebenow! Machen Sie sich nun sogleich an's Werk und wählen Sie sich Gehülfen. Hier im Zeughause haben wir noch verschiedene alte Gewehrtheile, aus denen Sie wohl noch was zusammenstellen. Artillerie-Hauptmann Wolff wird Ihnen die Schlüssel vom Zeughause jederzeit geben, damit Sie Alles, was sich noch brauchen läßt, verwenden können. Meine Jäger haben alle keine Büchsen und mit Pieken will keiner von ihnen vor den Feind. Kommen Sie nur sogleich mit zum Vice-Commandanten v. Waldenfels. Wir wollen dort ohne Verzug Alles in's Reine bringen." So gingen wir denn zum Vice-Commandanten. Als Dobrowolsky mit mir eintrat, rief er: „Bruder, nun bin ich durch! Hier bringe ich Dir meinen Büchsenmacher von unserm alten Jäger-Corps; der macht

gute Arbeit und ist schnell dabei.“ v. Waldenfels betrachtete mich mit Wohlgefallen und fragte dann: ob ich von den alten Infanterie=Gewehr=Schlössern nicht vielleicht was gebrauchen könne? „Für die Jäger nicht,“ erwiederte ich. „Nun dann geben Sie Rath,“ fuhr v. Waldenfels fort, „wie wollen Sie's machen? Unsere Büchsenmacher stehen Ihnen zu Gebot, wählen Sie sich zu Ihrer Hilfe wen Sie wollen.“ Ich versetzte: „Ohne Material können mir die Büchsenmacher nichts helfen; das Beste wäre ein Befehl nach meinem Rath.“ „Nun welcher?“ erwiederte v. Waldenfels, sprechen Sie, er soll ausgeführt werden, wenn er ausführbar ist.“ „Geben Sie unseren Soldaten,“ sagte ich, „für jedes Beutegewehr 1 — 2 Thaler, dann werden sie die französischen Gewehre unbeschädigt mit aus dem Gefecht bringen. Ich mache sie dann einen Fuß kürzer, richte sie aus, mache Korn und Visir darauf, einen Kegel in die Nuß nebst Nachschloß, bessere die Kolbenlage aus und mache jedem Jäger seine Kugelform. So wollen wir unsere Jäger dann bald mobil haben.“ „Brav, mein Sohn,“ rief v. Waldenfels, „wenn das Alles so gut geht, dann sind Sie ein wahres Glückskind für uns.“ Auch Hauptmann v. Dobrowolsky äußerte seine Freude über den Vorschlag. „Es soll,“ fuhr v. Waldenfels fort, „sogleich bei der Parole befohlen werden, daß, wer ein französisches Gewehr aus dem Gefecht bringt, 2 Thaler erhält, und Sie, mein Freund, werde ich Seiner Majestät noch besonders empfehlen.

So geschah es denn auch. Leider aber ward v. Waldenfels bei der Erstürmung der Wolfsschanze erschossen und so hat die versprochene Empfehlung nie stattgefunden. Vor seinem Tode erschien dieser rastlos thätige Offizier häufig in meiner Werkstatt.

Eines Tages fand er dort mehrere Jäger und fragte, ob sie nun zufrieden seien? Oberjäger *Birkkahn* antwortete: „Ja, Herr Hauptmann, nun wir unsern Büchsenmacher wieder haben, fehlt es an nichts. Die Veränderung der französischen Gewehre gelingt ganz vortrefflich. Die Gewehre schießen sehr gut und besser als manche Büchse.“ „Das freut mich zu hören,“ erwiederte von *Waldenfels*, „dafür soll unser Griebenow aber auch belohnt werden.“

In der That ging die Sache vortrefflich; und da es mir weder an Ermunterungen seitens der Offiziere, noch an den freundlichen Gesichtern unserer Jäger fehlte, so arbeitete ich unermüdlich Tag und Nacht. Es gab um diese Zeit so manche Nacht, die ich vom Niedergang der Sonne bis zu ihrem Aufgange arbeitend in meiner Werkstatt zubrachte: und so kam es denn, daß unsere Jäger, trotzdem fast jeder Tag uns frischen Zuzug brachte, sehr, sehr bald vollständig armirt waren.

Die süße Wohlthat der Ruhe sollte nun auch ich gewahr werden.

Nachdem ich alle meine Jäger wohlausgerüstet hatte, wurde mir manche freiere Stunde, und ich durfte daran denken, mir das Leben angenehm zu machen. Das will nun in einer belagerten und vom Feinde schwer geängstigten Festung, wo die Waffenarbeit sich fast stündlich erneuert, zwar an und für sich wenig sagen, aber für mich besagte es doch was. Ich war mit Leib und Seele Soldat und hatte nun Zeit mich unter meine Waffenbrüder zu mischen und an ihren Gefahren Theil zu nehmen, und das that ich dann auch weidlich. Hatte ich nicht in meiner Werkstatt zu thun, dann war ich draußen an der Wolfs-

schanze bei meinen Kameraden, mitten in dem blutigen Vertheidigungsgetümmel und streute blaue Bohnen auf den Pfad der Belagerer, wo und wie ich nur dazu kommen konnte. Dazu aber bot mir die Vertheidigung der vom Feinde hart bedrängten Wolfsschanze reiche Gelegenheit. Die schöne Jahreszeit, es war nun Mai geworden, stellte diesen blutigen Tummelplatz unter eine merkwürdig helle Beleuchtung.

Die durch ihre Vertheidigung so berühmt gewordene Wolfsschanze verdiente im Grunde kaum den Namen eines Schanzwerks. Sie war damals nur ein einfaches Blockhaus, das man durch Palisaden und Wolfsgruben gegen den ersten Anlauf gesichert hatte. Aber das kleine schwächliche Gebäude hatte es, um auch einmal berlinisch zu reden, in sich. In ihm hatten 2 Compagnien des vom Waldenfels'schen Grenadier-Bataillons unter dem Befehl des Lieutenants v. Bülow,*) die Vertheidigung übernommen, der zwar streng war, aber von den Soldaten außerordentlich geliebt wurde. Einen heroischern Vertheidiger als ihn hätte die mehr als dürftige Position auch kaum finden können. In den letzten Tagen des Mai gingen täglich regelmäßig einige 20 Mann verloren; aber von Bülow verließ den Platz niemals, selbst nicht, wenn seine Grenadiere sich ablösten und blieb sogar noch als er bereits verwundet war. Unter der Führung eines solchen Offiziers erträgt der Soldat Alles, unternimmt er Alles, vermag er Alles.

Das beständige Leichenhaus, denn die Ablösungen darin erfolgten so zu sagen auf Special-Befehl des — Todes, war den

*) Der noch jetzt lebende Oberst F. von Bülow.

Soldaten so theuer und werth geworden, daß sie die Vertheidigung einer leiblichen Mutter nicht mit mehr Bravour nnd Begeisterung hätten übernehmen können. Man kann sagen, daß sie im edelsten Sinne dieses Worts die Wolfsschanze liebten. Inzwischen hatten sich die Franzosen durch Laufgräben so nahe heran gearbeitet, daß sie mit ihren schweren Belagerungs-Geschützen unsere Kanonen in den Schießscharten demontirten. In Folge dessen kam der Befehl von dem Major von Gneisenau, der inzwischen unser Festungs-Commandant geworden war, von Bülow solle die Wolfsschanze an die Franzosen übergeben und auch 2 Stunden Waffenstillstand machen. Unsere braven Grenadiere weinten bei dieser Nachricht allesammt wie die Kinder, welche ihrer Eltern Haus verlassen sollen, und Lieutenant v. Bülow empfand den Befehl wohl am schmerzlichsten. Indeß tröstete er seine Grenadiere mit den unvergeßlichen Worten: „Laßt nur gut sein! wir holen sie uns wieder!“ Wirklich ward sie auch 3 Tage später wieder genommen.

Es war am Pfingstheiligabend, als dieser glorreiche Sturm vorbereitet wurde. Hauptmann v. Waldenfels und Lieutenant v. Bülow stürmten mit ihren Grenadieren wahrhaft unwiderstehlich und warfen Alles vor sich hernieder, während unsere Jäger, das Pommersche und das Neumärkische Bataillon, die zur Hilfe herbeieilten, die Franzosen mit der größten Bravour zurücktrieben. Die Leuchtkugeln von der hohen Katze ließen uns es sehen, wie unsere kleinen jungen Pommern und Neumärker mit Bajonett und Kolben fochten; und welche Freude schlug durch unsere Herzen, als unsere braven Grenadiere die Schanze richtig wieder im Besitz hatten; eine neue Magdeburger Haubitze, eine Kanone und

170 gefangene Franzosen dazu! Leider war es hier, wo auch der Vice-Commandant v. Waldenfels fiel, ein Offizier, der sein wachsames Auge überall hatte und in dem namentlich auch ich einen wohlwollenden Beschützer verlor. v. Waldenfels fiel, als die Polen, unsere erbittertsten Feinde, die eroberte Schanze wieder nehmen wollten. Sie wurden mit blutigen Köpfen heim geschickt, aber v. Waldenfels war bei dem Abschlage gefallen.

Erst am andern Tage waren wir gezwungen, der Uebermacht zu weichen, zogen mit unserer Beute ab und verließen die Schanze. Hauptmann v. Zülich trat in v. Waldenfels Stelle als Vice-Commandant. Er sollte ihm eben so bald zu den — Todten folgen, denn die Bahn der Ehre war auf diesem Punkte die Bahn zum Tode.

Der neue Vice-Commandant, der zugleich Chef des braven Grenadier-Bataillons war, wollte schon nach wenigen Tagen die Franzosen, welche die Schanze mit Geschützen dicht besetzt hatten, aus derselben wieder vertreiben und führte seine Grenadiere selbst zum Sturm. Es war Abend und gerade um die Zeit, wo die Laufgräben mit französischen Ablösungsmannschaften angefüllt waren. Unsere Grenadiere drangen mit Vehemenz vorwärts und hatten bereits die Palisaden erstiegen, als sie hier mit dem Bajonett empfangen und in Haufen erstochen wurden. Es waren wohl über 100 Mann, die mitten im Siegeslaufe auf diese Weise umkamen. Unter den Fallenden war auch von Zülich, den eine Kugel zu Boden streckte und in dessen Stelle sofort der Hauptmann v. Steinmetz eintrat. v. Zülich war, den Degen hoch über seinem Kopfe schwingend, mit den Worten vorgesprungen:

„Seht Grenadiere, so muß man stürmen!“ Ich sehe das Alles noch, als wenn es heut vor meinen Augen geschähe; ich sehe aber auch die v. Möller'schen Füsiliere, wie sie sich, anstatt mit anzugreifen, hinter einen Sandhügel warfen. Möglich auch, daß ich ihnen Unrecht thue und daß sie mit dem bestimmten Befehle zu dieser Aufstellung ausgerückt waren. Aber in der Lage, wie sie nun einmal war, machte diese merkwürdige Rolle der Füsiliere wenigstens keinen sehr günstigen Eindruck.

Allmälich näherten wir uns nun den entsetzlichen Tagen, von denen es heißt: sie gefallen uns nicht. Der Kreis, den die Franzosen um Colberg gezogen, war immer enger geworden und wohl die Hälfte der jungen und alten Löwen, die es bis dahin vertheidigt hatten, ruhte in kühler Erde. Unter den noch Lebenden waren Wenige, die nicht bereits die blutigen Kennzeichen des Krieges an ihrem Leibe trugen und von ihnen waren Viele entweder für immer oder doch auf längere Zeit kampfunfähig geworden. Ich selbst trug diese Merkmale an mir. Schon hatte mich ein Granatenstück am Kopfe blessirt, noch trug ich den Verband und noch fieberte ich, als der Splitter einer zweiten Granate mich abermals beim Kopfe zupfte. Ich war auf's Neue hart bei den Schläfen verwundet worden, und so, daß mir einige Knochensplitter herausgenommen werden mußten. Diese letztere Verwundung holte ich mir in der hohlen Katze, wohin mich der Hauptmann v. Dobrowolsky hatte kommen lassen. So kamen die ewig denkwürdigen Tage vom 1. und 2. Juli heran, an denen es volle 36 Stunden hindurch buchstäblich Bomben und Granaten über Colberg hagelte.

Die Geschichte dieser Tage hat so viele treffliche Federn ge-

funden und ist in Poesie und Prosa so sehr zu dem hohen Liede Colbergs geworden, daß es von meiner Seite Anmaßung wäre, sie auf's Neue feiern zu wollen. Ich besitze auch nicht einmal die Kunst, einen so großen und merkwürdigen Hergang in seinem Zusammenhange darzustellen. Darauf bin ich nicht zugekommen. Ich kann diesen Hergang nur darstellen, soweit er meinen Kopf und mein Herz gefangen nahm, und mich antrieb, eine mitwirkende Rolle in ihm zu übernehmen. Aber ich möchte hoffen und wünschte es wenigstens, daß das große klassische Gemälde der Vertheidigung Colbergs durch die kleinen Genrebilder meiner persönlichen Erlebnisse nicht verunzirt werden sollen. Hiermit will ich denn einfach erzählen, wo mich das Bombardement traf und wie es mit mir spielte. Mehr kann ein alter Soldat nicht.

In der Nacht vom 1. zum 2. Juli, noch ehe der Tag anbrach, saßen wir, nachdem wir schon mehrere Nächte hindurch keine Minute geschlafen hatten, übermüdet auf der Erde unserer unbesetzten Bastion bei unserem Geschütz hinter den Schanzkörben, deren immer einer nach dem andern von feindlichen Paßkugeln fortgerissen wurde. Unablässig waren wir genöthigt, uns der Länge nach auf die Erde zu werfen und unsern Platz bald hier bald dort zu nehmen. Aber der Tod hat für den wahren Soldaten keinen Schrecken. Dicht neben mir lagen zwei übermüdete Bombardiere im tiefsten Schlafe. Da riß ein und dieselbe Kugel dem Einen den rechten Arm, dem Andern das linke Bein ab. Ich ließ sie sofort nach dem Lazareth tragen, und hatte mich nun wieder an der Brustwehr, ganz nahe am Geschütz, vis-à-vis der Saline, niedergesetzt. „Der barmherzige Gott," sagte ich zu den Kameraden Haupt und Oswald, „beschütze uns nur vor solch

einer Verwundung, dafür lieber gleich den Tod. Sobald unser Geschütz abgekühlt ist, wollen wir nun aber Feuer machen und ihnen einheizen, daß sie das Donnerwetter kriegen sollen." Kaum gesagt, platzte hoch über uns eine Bombe, ein Stück davon, wie eine Untertasse groß, fuhr mir dicht vor dem Gesicht vorbei, zwischen den Beinen hindurch und schlug 2 Zoll tief in das Erdreich. Ich saß wie angenagelt, ohne recht zu wissen was mir geschehen war. Aber alsobald sollte ich's schon gewahr werden. Die Spitze der ehernen Scherbe hatte mein Geschöß und beide Schenkel erfaßt, ich war dreimal verwundet und würde unzweifelhaft das Schicksal der soeben Davongetragenen gehabt haben, hätte ich die Beine nicht breit auseinandergestreckt gehabt. Kamerad Oswald ging sofort mit mir hinunter nach der Persante und half mir das Blut abwaschen. Darauf suchte ich ärztlichen Beistand, und begab mich zu diesem Zwecke nach der großen Kirche, die unser Hauptlazareth war. Hier fand ich den Dr. Köhler, der mich verband. Auf dem Wege dahin stand das Rathhaus bereits in Flammen, und ich sah, wie die Bürger, Grenadiere und die Baugefangenen, derweil Viele von ihnen getödtet wurden, mit der höchsten Todesverachtung zu löschen versuchten. Ich sah, wie Nettelbeck mit seinem alten Kurzgewehr die Bürger herantrieb, und wie sie, kaum herangebracht, zu 15 und zu 20 Mann immer wieder von der Brandstätte fortgeschafft wurden. Ueberall gähnte der Tod aus tausend entsetzlichen Verwundungen. Dabei brannte auch das Stockhaus, und ein Magazin stand in lichten Flammen. Es war eine Scene nie gesehenen Entsetzens.

Aber auch der Schrecken verliert seine Furchtbarkeit, und der Mensch, berufen in allen Lagen seine Schuldigkeit zu thun,

und den Kampf sogar mit den Elementen zu wagen, stellt sich zuletzt mit dem Tode auf den Fuß der Gewohnheit. Das eben macht seine Herrlichkeit, seine Majestät aus, und das blutige Theater des Krieges nimmt ihn dazu gleichsam in die Schule. Hier ereilt ihn der Tod, entweder sogleich beim ersten Anlauf, oder er gönnt ihm längere und kürzere Fristen, mit seinen Schrecknissen stufenweise bekannt zu werden. Letzteres war für alle Colberger, die am 2. Juli noch am Leben waren, seit Längerem der Fall gewesen, und wer davon noch nicht gewußt hatte, der war wenigstens am Tage zuvor damit bekannt geworden. Der verzehnfachte Bombenhagel hatte nämlich schon am 1. Juli begonnen, und sogleich so, daß man kaum einen Schritt machen konnte ohne Gefahr erschlagen zu werden. Ich werde indeß nur erzählen, in welche Beziehung ich an diesem Tage mit den überall umherflatternden Neuntödtern bereits gerathen war.

Ich war auf dem Wege zu der auf der Bastion Altstadt gelegenen Kaserne und mußte das lange Gewölbe passiren. Hier begegnete mir ein Munitionswagen, beladen mit Munition, und ich sah, wie hinter ihm her eine Granate hereingeflogen kam, die ich in der Dunkelheit des Gewölbes um so deutlicher als eine solche erkannte. Ich rief es dem Kutscher sofort zu, und so flogen wir gleichzeitig unter den Schutz der Pferde. In demselben Augenblicke war die Gefahr aber auch schon vorüber. Die Granate flog unter dem Wagen hinweg, hob sich dann wieder, schlug dabei von der einen Seite der Mauer an die andere, und fuhr so im Zick-Zack durch das Gewölbe hindurch, bis sie, eben in's Freie angelangt, platzte. Wäre diese Granate in den Wagen geschlagen, der so viele ihrer schönen Schwestern trug, dann

wären wir rettungslos verloren gewesen, und vom ganzen Gewölbe blieb wohl kein Stein auf dem andern. Aber ich hatte kaum Zeit gehabt, mich meiner Rettung zu freuen, als mir ein zweiter Neuntödter die Ehre seiner Bekanntschaft gönnte. Eben nämlich war ich vor der Kaserne angelangt und wollte die Schwelle derselben betreten, als eine Granate, die in der ersten Etage geplatzt war, mir die Treppe dicht vor den Füßen fortriß. Ein Tambour zusammt seiner Trommel stürzte mir von oben herab auf die Füße, so daß ich selbst wieder über ihn fortstürzte. Trotz des großen Feuers mußte ich von hier aber noch zum Hauptmann Dobrowolsky in die hohle Katze, wo er krank lag, um ihm zu melden, was von unsern Jägern noch lebe und wie viele geblieben wären. Der Weg dahin war eine wahre Hageltraufe, aber noch mehr der Weg von dort weg. Ich ging nämlich oben auf dem Randtheil entlang, wo viele Bürger und Militairs lagen, die in ihrem Blute schwimmend, mit abgeschossenen Armen und Beinen ohne Verband in der brennenden Sonnenhitze ihren Geist aufgaben. Ein Carabinier von den Schill'schen, der vor mir zum Mündner Thor hinunterging, rief mir zu: „Buck!" und lief was er laufen konnte. Ich schämte mich aber vor Kugeln zu laufen, zumal deren in Unzahl über, hinter und vor mir umhersausten. Da auf einmal hatte mir eine Granate die Mütze vom Kopfe gerissen und sie bis auf's Glacis geschleudert. Nun wurde mir doch ein bischen flauer. Ich griff nach meinem Kopfe, weil ich fürchtete, daß meine Haare in Brand gerathen seien, sprang nach meiner Mütze, griff sie auf und lief nun was ich laufen konnte, um nur aus dieser fürchterlichen Schußlinie zu kommen. Es war das erste Mal, daß mich die

vielen Granaten auf einen solchen Trab brachten. Doch ich breche hier ab. Nach der Berechnung waren ohne Paßkugeln in 36 Stunden allein 19,000 Bomben und Granaten von feindlicher Seite nach Colberg hineingeschickt worden. Meine Wunden, die ziemlich gefährlich waren, ließ ich fleißig durch den Chirurgus Köhler und den jetzt noch lebenden General-Arzt, damaligen Bataillons-Arzt Hartmann verbinden. Einen tüchtigern und edlern Mann als Arzt im Felde gab es wohl selten. Er, der Baron Oberst v. Bülow, die Generale v. Loucadou, v. Koch und v. Steinäcker ragen wie Irmensäulen aus diesen Tagen in unsere Zeit hinein.



Fünftes Kapitel.

Unter Schill.

Ausflug in's feindliche Lager. — Auf der Insel Grüstow. — Abschied auf dem Caminer Schützenhause. — Schill. — Auf der Strandpostirung. — Ein Freund des Vaterhauses. — Ausmarsch. — Einzug in Berlin. — Von Schills Verschwinden. —



Ein altes Sprüchwort sagt: nach geschehener Arbeit ist gut ruhen; und wer wüßte nicht, daß Ruhe erst dann wahrhafte Ruhe für den Menschen ist, wenn er sich ihr mit dem Bewußtsein, daß er seine Schuldigkeit gethan habe, überlassen darf? Mit welchem Wonnegefühl mußten nun wohl wir die Ruhe, welche uns der Waffenstillstand brachte, aufnehmen? Unsere Arbeit hatte ja recht eigentlich darin bestanden, daß wir unser Leben tagtäglich einem plötzlichen und blutigen Tode dargeboten hatten! Die das ganze Herz durchrieselnde Frische dieses Hochgefühls kennt nur der, der den jähen Wechsel von Tod und Leben wirklich mit angesehen hat. „Von neuem geboren sein" scheint mir für diesen Seelenzustand keine ganz unrichtige Bezeichnung.

Ich stand damals in meinem 23. Lebensjahre und das ist gerade ein Alter, für welches das schöne Geschenk des Daseins alle seine Reize verdoppelt. Es war mir nun wiedergegeben dieses Dasein, was Wunder, daß ich es nun auch genießen wollte!

Ganz so wie ich dachten andere junge Männer und so entstand unter uns der Gedanke, einen Ausflug in's feindliche Lager zu machen und uns Diejenigen in der Nähe zu betrachten, die

uns so übel eingeheizt hatten. Natürlich hielten wir diese Absicht geheim.

Schon wenige Tage nach geschlossenem Waffenstillstande, am 10. Juli, in der ersten Morgenfrühe, hätten wachsame Augen einen großen Kaleschwagen sehen können, der angefüllt mit Passagiren Colberg hinter sich zu bekommen suchte. Auf dem Wagen saßen die Offiziere v. Fehrentheil, v. Röllmann, v. Pannerit, v. Wedell und Quistorp. Die Chirurgen Köhn und Köhler, endlich meine Wenigkeit. Wir fuhren gut und so währte es nicht lange, daß wir den ersten französischen Vorposten erreichten. Es war ein Pole, der sein Gewehr quer vor die Pferde haltend, uns ein gewaltiges: „'Alt! 'Alt!" zurief, „As du," redete er uns an, „passe port? bis gewess bei Commandant de place?" Wir stutzten und meine Kameraden dachten bereits an die Umkehr, denn einen Paß hatten wir freilich nicht. In dieser Noth griff ich zu einer Kriegslist und langte mit behäbiger Miene einen Brief des Majors v. Schill vor, den ich zufällig bei mir führte. Diesen Brief dem Polen darreichend, sagte ich: „Kamerad voila vu passeport." Der Pole sah mit gewichtiger Miene hinein und sagte: „dobrschi ist gut, passez, passez." Und so fuhren wir denn in's Lager hinein. Im Lager angekommen galt unsere erste Frage dem Aufenthalt des Marketenders. Man führte uns zu einem solchen, einem Kaufmann aus Stettin, der seinen Laden mitten in den Reihen der Sachsen-Weimar'schen Jäger aufgeschlagen hatte. Kaum waren wir dort, so sammelten sich alsbald auch sämmtliche Offiziere dieses Weimarschen Regiments und umringten uns. Sie benahmen sich eben so höflich wie zuvorkommend und fühlten bei unserm Anblicke vielleicht, daß es deutscher wäre, gegen

Bonaparte als für denselben zu kämpfen. Ihre ganze Neugierde war darauf gerichtet, von uns zu erforschen, wie stark die Colberger Besatzung gewesen und noch sei. Wir sagten, nie über 5000 Mann, nach großen Verlusten zeitweise auch nur 4000 Mann, doch habe es an Zuzug von frischen Mannschaften niemals gefehlt. Das schien ihnen unglaublich und klagten sie sehr darüber, daß unsere Offiziere und Soldaten ihnen, die doch auch Deutsche seien, keinen Pardon gegeben und vielmehr geschrieen hätten: „schlagt sie todt, es sind Sachsen!" „Meine Herren," erwiederte ich, „wir sind der Meinung, Deutsche müßten gegen Deutsche überhaupt nicht fechten." Ja, hieß es nun, das ist oft genug auch in unsern Reihen gesagt worden und bei einem der letzten Angriffe war es nahe daran, daß unsere Jäger zu Ihnen übergegangen wären. Sie würden diese Absicht auch durchgesetzt haben, wären sie nicht durch Ihre Bajonette zurückgetrieben worden. Ein schöneres Compliment als dieses konnte unserm heroischen Widerstande kaum gemacht werden; und in der That hatten sie keine kleine Meinung von uns, das sollten wir bald gewahr werden. Derweil wir nämlich so plauderten, hatte der Oberst des Regiments die ganze Regimentsmusik vor unsere Thür befohlen. Diese spielte uns zu Ehren preußische Märsche, unter deren Klängen wir nicht verfehlten, auf die Gesundheit unseres Königs zu trinken. Die fremden Offiziere stimmten mit ein und vergaßen auf einen Augenblick, daß wir uns mitten im Lager jenes großen Eroberers befanden, der überall in der Welt nur sich sah, sich allein, und von diesem Standpunkte aus die Menschen betrachtend, sogar die Courtoisie aus seinem Lager verscheucht hatte.

Vielleicht ist dies das eine einzigste Mal gewesen, daß Of-

fiziere, die der Napoleonischen Fahne folgten, auf das Wohl eines fremden Souverains tranken, oft ist das wenigstens gewiß nicht der Fall gewesen.

Angesichts dieser herzlichen Aufnahme überließen wir uns dann ganz der heitersten Laune und die reichlich zugetragenen Flaschen verschwanden fast in dem Augenblicke wieder, wo sie erschienen. Ich rechnete allein an Champagner 10 Flaschen, die auf diese Weise verschwanden. Unsere Rechnung konnte daher nicht klein sein, zumal wir auch Messer und Gabel weidlich gebraucht hatten. Als wir indeß unsere Rechnung verlangten, verweigerte der Marketender uns dieselbe zu geben und überraschte uns mit der Eröffnung, daß wir nichts schuldig seien. Unser Protestiren half nicht. Wir erfuhren, daß wir die Gäste des Obersten gewesen waren und leider sollte uns keine Gelegenheit werden, uns bei unserm liebenswürdigen Wirthe zu revangiren.

So war es denn schon finster geworden als wir aufbrachen und der Zustand von Illumination, in dem wir uns, den Kutscher mit eingeschlossen, befanden, trug wenigstens nicht dazu bei, uns den Weg zu illuminiren. Im Gegentheil hatte sich unser Wagen schon sehr bald vom Wege entfernt und ehe wir's gedacht hatten, sahen wir uns unweit der Trammschen Wiese in's Wasser abgesetzt. Der schon seit Längerem weg- und steglos umherirrende Wagen kippte plötzlich und begrub uns in den Fluthen einer erfrischenden Kühle, die wenigstens die Wirkung hatte, uns aus dem tiefsten Champagnerrausch zu erwecken. So war es am Ende Morgen geworden, als wir in Colberg wieder einzogen, wo man uns zum Glück nicht vermißt hatte.

Das Leben gestaltete sich nun bald so vergnüglich für uns,

wie es nach den Anstrengungen und Entbehrungen einer Belagerung nur immer möglich ist. Colberg glich einem Schutthaufen, aber wir bewegten uns auf diesen Trümmern mit dem Hochgefühl der Freiheit und der unversehrt erhaltenen Ehre. Waren doch diese Trümmer die schönen Denkmale unseres Muthes und unserer Beharrlichkeit. Jeder von uns kam sich noch einmal so groß vor auf dieser mit dem edelsten Blute geweiheten Brandstätte; kurz, wir waren mit uns zufrieden und fürwahr, wir durften es sein.

Inzwischen war die so hart mitgenommene Stadt der Schonung nun auch um so bedürftiger und ihre heldenmüthige Bevölkerung brauchte Ruhe und Sammlung, um nur einigermaßen wieder zu sich selbst zu kommen. So ward uns denn der Befehl zum Ausmarsche, in Folge dessen unsere Jäger auf der Insel Grüstow Quartier nahmen. Der Sommer stand gerade im Hochpunkte seiner schönen paradisischen Beleuchtung, als wir auf diesem friedlichen Eilande anlangten, und dasselbe sofort nach allen Richtungen durchstreiften, um nach Gelegenheiten zur Zerstreuung und zu kleinen Abenteuern zu haschen. Damit aber sah es in der Eintönigkeit dieses kleinen abgeschlossenen Insellebens, das sich in 2 Dörfern bewegte, nicht gar gut aus und so begnügten wir uns damit, den Unmuth der gräßlichen Langeweile, die uns hier plagte, in endlosen Entenjagden auszulassen. Hier war es auch, wo wir in der Person des Majors v. Witzleben einen neuen Commandeur erhielten. Der neue Commandeur, der eben so einzig als Mensch wie als Soldat war, gewann sich bald all' unsere Herzen.

Ich muß hier auf einen Augenblick in meinem Leben zurückschauen; denn es hat sich, wunderbar genug! so gestaltet, daß

ich mein bescheidenes Plätzchen fast immer dicht neben der Spitze der kriegerischen Action Preußens zu nehmen bekam. Von der Schlacht bei Jena bis zum Mont-Martre kam ich immer da zu stehen wo entweder der Krieg oder die größere Kriegslust war. Ich war auf der Retirade nach Lübeck, in Colberg, an der Düna, bei Bautzen, bei Leipzig und dann unter den Mauern von Paris an der Barriere St. Martin. Es fehlt mir nur noch, daß ich auch an der Beresina gewesen wäre, um sagen zu können: ich war Zeuge aller Großthaten und großen Ereignisse des Jahrhunderts.

Jetzt sollte ich nun zu Schill näher kommen, um auch diesen außerordentlichen Mann kennen zu lernen, um auch unter ihm zu dienen. Ich bin mir aus diesem Grunde oft vorgekommen, wie ein Mensch, der alle Denkzeichen der jüngsten Geschichte seines Vaterlandes an sich trägt. Doch nun kehre ich zurück. Schon früher in Colberg hatte ich den Rittmeister v. Schill kennen gelernt, nnd wie es schien sein persönliches Vertrauen gewonnen. Das war so gekommen: v. Schill übergab mir ein Mal ein Paar Pistolen, mit dem Auftrage, sie in Stand zu setzen. Die Pistolen waren alt und wenig brauchbar. Es gelang mir jedoch, ihnen eine solche Tüchtigkeit zu geben, daß er davon, als ich sie in seiner Gegenwart einschoß, auf das Höchste entzückt war, und meiner Geschicklichkeit Compliment über Compliment machte. Seitdem hatte mich v. Schill wohl im Auge behalten, kurz, er schrieb an mich und lud mich ein, zu ihm zu kommen. Jetzt erhielt ich nun einen zweiten Brief von ihm, worin er diese Einladung wiederholte und mir die vortheilhaftesten Bedingungen vorschlug. Er beanspruchte meine Dienste sogleich für sein ganzes Corps, einschließlich der Cavallerie und stellte mir darum doppeltes Ge-

halt und ein Pferd nebst Ration in Aussicht. Ich hatte mich schon früher von meiner Truppe nicht trennen wollen, und der Entschluß dazu ward mir auch jetzt noch nicht leicht. Aber in der ganzen Persönlichkeit dieses Mannes lag so ein eigener Zauber, dem ein soldatisches Herz nicht zu widerstehen vermochte. v. Schill herrschte durch eine Art von Magnetismus über die mit ihm in Berührung kommenden Soldaten, und von dieser Kraft war auch ich angehext worden. Ich entschloß mich daher seiner Einladung zu folgen; und war es bei mir erst einmal bis zum Entschlusse gekommen, dann ließ auch die Ausführung nicht lange auf sich warten. Alle gütlichen Zureden des Major v. Witzleben und des Hauptmann v. Dobrowolsky, die schönsten Verheißungen und die Zusicherungen einer Gehaltszulage blieben fruchtlos, ich verharrte auf meine Absicht, und so wurde mir der erbetene Abschied dann endlich bewilligt. Das Soldatenleben ist seinem ganzen Geiste nach ein kameradschaftliches Leben, und die innere gemüthliche Tüchtigkeit einer Truppe wächst in dem Grade als ihren einzelnen Gliedern Gelegenheit wird, Strapazen, Gefahren und Entbehrungen mit einander zu theilen. An dieser hatte es nun von Jena an bei unserm Corps nicht gefehlt, und die wenigen Ueberreste, die sich davon bis nach Colberg durchgeschlagen hatten, hingen nun erst recht wie ein Klettenknäuel zusammen. Daran hatte ich, als ich meinen Abschied forderte, nicht gedacht; als es nun aber wirklich zum Abscheiden kam, und Adieu gesagt werden mußte, fiel mir das schwer aufs Herz und es fehlte nicht viel, daß ich auf dem Caminer Schützenhause, wo ich meinen Kameraden einen Abschiedsschmaus und Ball gab, zurückgeblieben wäre. Mein Engagement war indeß geschlossen, aus der

Ferne winkte mir das Bild des damals allgemein bewunderten Schill — ich riß mich also los und stand nun wieder in Colberg unter Schills Befehlen.

Indeß sollte ich nicht lange in Colberg bleiben. Schon bald nach meiner Ankunft wurden wir auf Strandpostirungen an der Pommerschen Küste commandirt und rückten dahin aus. Dort am Strande besetzten wir die Dörfer Wolfshagen, Heckenhagen, Jüdenhagen, Weitenhagen, Laßehn, Groß- und Klein-Möllen und Nest. Der Stab war in Groß-Möllen bei dem Besitzer desselben, einem Herrn v. Schmehling einquartirt. Hier hatte auch ich Quartier und da auch der Hauptmann von Ahrensdorff, die Lieutenants v. Quisdorff, v. Pannewitz und v. Wedel und der Bataillonsarzt Dr. Hartmann im Dorfe lagen, so fühlte ich mich wie unter alten Bekannten, und es fehlte nicht an mancherlei Kurzweil und Zerstreuung. Insbesondere trieb ich mit v. Wedel fleißig die Jagd und eine Menge der sogenannten Lietzen mußten an unserm Schuß glauben. Einer der Kameraden, Hauptmann v. Resten, liebte dagegen die gemächlichere Paddenjagd und betrieb sie in Gemeinschaft mit seinem Burschen fast täglich. So manches liebes Mal, in der Regel wöchentlich, mußte ich bei ihm essen, wogegen er sich als Gast an meinem Entenbraten entschädigte. Es war dies ein Vertragsverhältniß, wie es sich eben nur im Feldlager gestalten kann, und ich gestehe gern, daß mir seine Froschkeulen gut genug geschmeckt haben. Da ich hier von den Tafelfreuden des Feldlagers spreche, so darf ich wohl ein Gericht nicht unerwähnt lassen, das ich hier zum ersten und letzten male gegessen habe, und das, obgleich es ganz gut schmeckte, meinen Appetit doch nie wieder angeregt hat.

Meinerseits war ich nämlich bei dem Kirchenvorsteher einquartirt, dessen Frau längere Zeit bei dem Pastor gedient hatte, und daher Einiges aus der Küche ganz gut zuzubereiten verstand, eine Eigenschaft, auf die sie im Uebrigen nicht wenig stolz war, und die ich mir möglichst zu Nutzen machte. Auf unseren längs des Strandes gemachten Jagden, fanden wir einmal einige große längliche Schaalthiere, wohl 7 Zoll lang und fast halb so breit, diese Ungeheuer von Austern brachte ich meiner Wirthin mit der bescheidenen Anfrage, ob dieselben wohl genießbar seien, und ob sie sie zuzubereiten verstände? „Bring' Se mi man mehr," erwiederte sie, ig wer se schon torecht mohken. Mien Pastor hat se immer geern äten." Ich hatte also Aussicht auf eine ganz neue Mahlzeit und dachte, auch abgesehen von der widerlichen Größe dieser Feldlager-Austern, doch viel zu generös, um nicht meinen Jagdgenossen einen Theil am Genusse zu gönnen. Ich lud also Hauptmann v. Resten und Lieutenant v. Wedel dazu ein, und wir hatten uns nieder gesetzt, einigermaßen gespannt darauf, ob uns die Austernunthiere gebraten, geschmort oder in holländischer Sauce vorgesetzt würden, als uns die Frau mit der Miene der perfecten Kochkünstlerin bereits mit der Frage beglückte, wie es uns geschmeckt habe. In der That hatten wir das neue Gericht bereits als Eierkuchen, so etwas von Entree zur Mahlzeit, zu uns genommen, und wenn uns nun auch so etwas flau werden wollte, so hatten wir im Ernste doch keinen Grund dazu, denn das Gericht hatte wenigstens unverdächtig geschmeckt. Inzwischen sollten die Jagdherrlichkeiten von Groß-Möllen und ihre abenteuerlichen Genüsse für mich bald ein Ende nehmen. Ich bekam Ordre, die Cavallerie-Waffen unseres Corps in Stand zu setzen, und wurde

mit Vorspann von den Trinschen herrschaftlichen Wagen nach dem Rittergute Wartikow zum Obersten v. Bardeleben befördert, woselbst ich Quartier erhielt. Kaum eingetreten, kam der Inspector des Herrn v. Bardeleben, in dessen Auftrage auf mein Zimmer, um nach meinem Namen zu fragen. Ich nannte denselben. In dem Augenblick aber kehrte der Bote auch schon wieder zurück, um mich zu fragen, ob ich Carl oder Wilhelm wäre. Ich ließ ihm sagen, mein Bruder Carl sei todt, ich sei der Wilhelm. Alsbald ließ mich der Oberst ersuchen, zu ihm zu kommen und mit ihm zu essen. „Ich habe," so empfing mich der wackere alte Soldat „beim Regiment in Prenzlau gestanden, ihren Eltern gegenüber gewohnt und kenne Sie, mein Sohn, daher ganz gut. Auch ihren Bruder Carl kannte ich genau. Sie aber waren mein kleiner Liebling und haben mir als Kind viel Spaß gemacht. Nehmen Sie nun bei mir mit freier Station vorlieb. Sie essen mit mir, und wenn ich verreise mit meinem Inspector Falkenthal. Der war schon damals in meinen Diensten und kennt Sie eben so genau; denn er hat Sie fast täglich auf seinen Armen zu mir herüber holen müssen." Wie der alte Herr gesagt, so geschah es denn auch, und so wurden mir in dem gastlichen Schlosse die schönsten Tage, freilich schwer beneidet von dem Lieutnant Rudolph von der v. Brümarschen Escadron, der zwar auch Quartier im Schlosse hatte, aber nicht freies Quartier. Indessen hatte die neue Ordnung, welche in Gefolge des Kriegs, das ganze Staatswesen zu durchdringen anfing, auch die weit unter die Hälfte geschmälerte preußische Armee erreicht und uns ward der Befehl, auf Berlin zumarschiren, wo das Schill'sche Corps fernerhin Garnison haben sollte.

Wir verließen also unsere Strandpostirungen, und wenn dieselben bis dahin einer militairischen Idylle geglichen hatten, so sollten sie mit einer solchen wenigstens für mich auch abschließen. Mir war es, ehe ich schied, zugedacht gewesen, noch einen praktischen Cursus in der Entbindungskunst zu machen. Die Frau eines schon voraufgegangenen Unterofficiers, Namens Meißner, hatte in Folge ihres sehr vorgeschrittenen Zustandes zurückbleiben müssen. Jetzt, da auch die letzten abmarschirten, ergriff es sie plötzlich mit großer Bangniß, und weinend und jammernd wandte sie sich von Einem zum Andern und bat um ihre Mitnahme, aber vergeblich. Da kam sie auch zu mir. Ich begriff ihre Lage, aber auch, welches Wagestück sie verlangte. Aber Jugend überlegt nicht, Jugend handelt, und so packte ich sie ohne viel Besinnens in einen unserer Wagen und setzte mich zu ihr. Allein, nicht für Gold und Edelsteine übte ich eine solche Barmherzigkeit heut zum zweiten Male. Bald stellten sich die entsetzlichsten Wehen ein, und jetzt suchte die Heimgesuchte bei mir Schutz, indem sie mich mit convulsivischer Kraft packte und wie ein Knäuel hin und her warf, daß mir der Angstschweiß vor die Stirn trat. Aber was war zu thun? Ich sah ein, daß ein rollender Wagen ein schlechtes Kindbett sei, aber den Wagen anhalten zu lassen, wäre lebensgefährlich gewesen. Ich ließ also die Pferde antreiben auf's Aeußerste, um das nächste Dorf zu gewinnen, und keuchend flog er über Stock und Block mit uns dahin. So erreichten wir Garzin, und dieses Dorf wird mir ewig unvergeßlich bleiben. Die Bauern, wenn man eine Meute christlicher Canibalen so nennen darf, weigerten sich, die Kreisende aufzunehmen, und bewaffneten sich mit Dreschflegeln, um ihr den Aufenthalt,

dessen sie bedurfte, streitig zu machen. „Hallunken und Spitzbuben, die Ihr seid," schrie ich wüthend, „ich lasse Euch zu Katzenfleisch zerhacken, wenn Ihr nicht Stube und Hebeamme schafft!" und ich würde Ernst gemacht haben mit dieser Drohung, wäre nicht die Kreisende, die mittlerweile nach der Stube gebracht war, und sich mitten in diesem Aufruhr an den Ofen gelehnt hatte, bereits stehend eines Söhnleins genesen. Mir ward die Ehre, diesen Neugeborenen, einen „wahren Sohn des Regiments," vom Boden aufzuheben und an ihm die ersten Liebespflichten zu erfüllen. Als die Hebeamme erschien, war Alles vorüber. Beiläufig sei noch bemerkt, daß derselbe auch später seinem Könige diente, in der Armee zum Unterofficier avancirte, und seitdem als Waagemeister in den Königlichen Mühlen zu Berlin lebt.

Hatten wir „Colberger" — unter diesem gemeinschaftlichen Namen begreife ich alle jene Truppentheile, die an der Vertheidigung Colbergs mitwirkten — hatten wir wirklich uns Verdienste um König und Vaterland erworben, dann darf ich auch sagen, daß wir sehr glänzend dafür belohnt wurden. Von dem Augenblick an, wo wir unsere Stranddörfer hinter uns hatten, glich unser Marsch auf Berlin einem wahrhaften immerwährenden Triumphzuge. v. Schill's Name, den der König schon früher zum Major ernannt hatte, war damals im Munde des ganzen Volkes. Ueberall, wohin wir kamen, eilte man uns dankend und segnend entgegen; in Städten und Dörfern läuteten die Glocken zu unserm Empfange, und was Liebe nur zu gewähren vermag, ward der ganzen Truppe und in den Quartieren jedem Einzelnen von uns in überreichem Maaße zu Theil.

Hat Napoleon damals Kundschafter im Lande gehabt, und solche, die unsern Marsch begleiteten, dann konnte er sich auch schon damals sagen, daß er mit diesem Preußenvolke noch eines Tags schwer zu thun bekommen werde.

Berlin selbst stand in dieser Beziehung keineswegs zurück. Man empfing uns mit dem begeistertsten Hochgefühl, und ich sehe es noch, wie sich Alles zu Schill hinzu drängte, und Tausende glücklich waren, nur seine Hand, seinen Fuß, seinen Steigbügel berühren zu können. Bei seinem Anblick steigerte sich der Ausdruck des Enthusiasmus bis zur Raserei, das Schwingen und Schwenken der Hüte und Mützen nahm kein Ende, und Hunderte von Kopfbedeckungen sah man hoch in die Luft steigen, um von da auf den geliebten und bewunderten Mann wieder herab zu flattern. Es war eine Scene nie gesehenen Paroxismus! Schill, ein stattlicher Reitersmann und hübscher Soldat, wie er war, nahm alle diese Huldigungen mit ernster Freundlichkeit an, denn sie abzuwehren, wäre bei dem Volksgedränge unmöglich gewesen, und ward fast buchstäblich sammt seinem Pferde auf den Schultern des Publikums durch die Straßen getragen. So war unser Marsch, so unser Einmarsch in Berlin!

Aber die erhabene Rolle, in die wir hier wider Alles unser Erwarten hinein versetzt wurden, sollte sehr bald durch Schill's verhängnißvolle Unternehmung abgebrochen und auf das Schmerzlichste getrübt werden. Schill, unglücklich durch das Unglück des Vaterlandes, und von glühendem Hasse gegen den Unterdrücker desselben erfüllt, auch wohl gereizt durch das Beispiel von Heroismus, womit im Deutschen Süden Hofer, im Deutschen Norden Herzog Wilhelm von Braunschweig, der

väterliche Freund meiner Jugend, eine freie Waffe gegen den Franzosen-Kaiser erhoben, hatte am 28. April (1809) Berlin mit seinen Dragonern und Husaren verlassen, um auf eigene Faust gegen die Franzosen zu kämpfen. Auch von dem leichten, seinen Namen tragenden Bataillon seines Corps hatten sich Viele seinem Auszuge angeschlossen, und so sah der Morgen des 29. Aprils in Berlin von dem Schill'schen Corps nur noch Reste und Trümmer.

Vielleicht an Alles, nur an so etwas nicht denkend, lag ich an diesem Morgen ruhig im Fenster, meine Pfeife mit Gemüthlichkeit schmauchend. Da stürzte der Unterofficier Schröder die Straße entlang, an meinem Fenster vorüber, und, mich gewahr werdend, rief er mir zu: ob ich denn nicht mit wolle? Schill sei fort, mit ihm 2 Compagnien des Bataillons, und die beiden anderen sammelten sich soeben auf dem Alexanderplatze, um auch auszurücken und ihm zu folgen. Wie ein Blitz war ich im Zeuge, und da ich nicht fern vom Platze in der Schönhauser Straße Quartier hatte, in wenigen Minuten an Ort und Stelle. Hier kam ich gerade noch zu rechter Zeit, um Zeuge eines mir unvergeßlich gebliebenen Auftritts zu sein. Am Platze hatten sich wirklich die Reste des Bataillons etwa 3—400 Mann gesammelt, um abzumarschiren. Als ich herzukam, rief der Oberst v. Horn, der geschickt worden war, um die Leute vom Ausmarsch abzuhalten: „Was wollt Ihr, wollt Ihr einem Treulosen nachlaufen, der Euch heimlich verließ, und wie ein Räuberhauptmann davonlief?“ Das waren bittere Worte gewesen. „Hat uns ein Räuberhauptmann errichtet,“ erscholl es von allen Seiten, „dann wollen wir auch mit dem Räuberhauptmann sterben!“ und im

Nu senkten sich alle Gewehre der Mannschaft gegen den Beleidiger ihres Chefs. Erschreckt jagte v. Horn in dieser Lage davon, und kaum war er fort, als der General v. Tauenzin erschien. Seine ruhige und besonnene Ansprache machte sogleich den günstigsten Eindruck. Er nannte uns Kameraden und erinnerte uns an den Eid, den wir unserem Könige und Kriegsherrn geschworen hätten. Nebenbei gab er zu verstehen, daß Schill sich sehr bald eines Bessern besinnen und zu seiner Pflicht gegen den König zurückkehren werde. Dies machte die Menge stutzig: Nunmehr faßte sie alle ihre Forderungen in die eine zusammen, daß das Bataillon nicht aufgelöst würde. Der General gab sein Ehrenwort, daß dies nicht geschehen solle. „Ich werde," rief er, „Euch bei Seiner Majestät vertreten, Ihr werdet nicht aufgelöst werden, Ihr sollt Sr. Majestät Leib-Füsilier-Bataillon werden." So geschah es denn, daß die Besinnung zurückkehrte und der Ausmarsch unterblieb, ohne daß es der Anwendung von Gewaltmaßregeln bedurft hätte. Major v. Schill aber fiel bekanntlich schon mehrere Wochen darauf, am 31. Mai 1809, im Straßenkampfe mit den Dänen zu Stralsund, und sühnte sein Unternehmen mit dem Tode.



Sechstes Kapitel.

In Berlin 1809-1812.

Reflectionen. — Die öffentliche Stimmung und der König. — Tod der Königin Louise. — General v. Scharnhorst. — Ich bleibe bei meinen Colbergern.

Lange noch nach seinem Ausmarsch und bald erfolgtem Tode lebte v. Schill in dem Munde der Seinigen, und die Bewunderung und Liebe, die sie ihm zollten, ward durch die verhängnißvolle Abentheuerlichkeit seines Unternehmens eher erhöht als vermindert. Im Bataillon ging zumal das Gerede, daß er halb und halb gezwungen gewesen sei, sich davon zu machen, um nicht arretirt und auf die Festung gesetzt zu werden. Man behauptete nämlich, daß seine Absicht durch Auffangung von Briefen entdeckt worden, und ihm zur Rettung seines Lebens und seiner Freiheit nichts übrig geblieben sei, als mit seinem Corps davon zu gehen. Ob an diesem Soldatengerede Wahres war, wage ich nicht zu entscheiden. Wir sind aber heut ein halbes Jahrhundert weiter, und die Geschichtsschreiber werden es jedenfalls wissen.

Der Zustand von Verwaisung aber, in den sich die Zurückgebliebenen versetzt sahen, war sehr empfindlich und namentlich dadurch, daß unsere besten, beliebtesten und ausgezeichnetsten Offiziere mit Schill zugleich davon gegangen waren. Ich nenne von ihnen nur die Offiziere v. Wedel, v. Pannewitz, v. Quistorp und Serén. Sie Alle hatten den Tod mit ihm gefunden oder fanden ihn bald darauf. Wir sollten keinen von

ihnen wiedersehen. Unter diesen Umständen hatte die Garnison in Berlin für uns etwas gedrücktes. Wir Alle fühlten es durch, daß der Colberger Ehrenrock, den wir trugen, so etwas von Loch bekommen hatte. Indeß flößte die Gnade des Königs, der uns zu seinem Leib-Infanterie-Bataillon ernannte, uns bald wieder Muth und Vertrauen ein.

In Berlin selbst war die allgemeine Stimmung eine sehr trübe, und es gab wirklich nicht Viele, die noch auf eine Erlösung aus den französischen Fesseln zu hoffen gewagt hatten. Schien doch die Napoleonische Weltherrschaft so fest begründet wie das Fundament der Erde; und wenn auch wir, die wir in Colberg, die alte Preußenehre siegreich behauptet hatten, von der Unüberwindlichkeit Napoleons nicht gerade so hasenherzig dachten wie Andere, so waren wir doch klug genug einzusehen, daß Preußen mit den 40,000 Mann, die ihm der Tilsiter Frieden gelassen hatte, keinen Schlag gegen Napoleon auszuführen vermochte. Die Schlacht von Wagram und Napoleons Einzug in Wien sollte vollens auch die Hoffnung der Muthigsten niederschlagen. Nur der König hatte den Muth nicht verloren und die Hoffnung nicht aufgegeben. Aber sein Vertrauen allein auf Gott setzend, hatte er das dereinstige Gelingen unserer Rettung auf eine nachhaltige und stille Vorbereitung gesetzt, sogar in Königsberg schon, wie jetzt alle Welt weiß. „Jetzt kann ich unmöglich," hatte er dem zu ihm entsandten Baron v. Steigentesch gesagt, „jetzt kann ich nicht, ohne mich und mein Land einem sicheren Untergange zu weihen. Aber sagen Sie dem Kaiser, daß der Tag kommen wird, wo ich wieder zu den Waffen greife, und dann rechne ich darauf, daß Oesterreich zu Preußen stehen wird."

Wir wissen heut, wie der unvergeßliche Landesvater sein Wort erfüllt hat, und daß auch die allerstärksten Schicksalsschläge nicht fähig gewesen sind, seinen Muth zu brechen, und dem stillen Geschäfte der dereinstigen Wiedererhebung Preußens Abbruch zu thun. Unter diesen Schlägen war der Tod der Königin Louise unbezweifelt der härteste und er traf das Volk mit dem Könige zugleich. Selten ist wohl eine gekrönte Fürstin so unbedingt geliebt worden, wie diese, und noch seltener gab es eine gleich ihr, die der innigsten Liebe werth war! Mit ihr hing das Herz der Nation im wahren Wortsinne zusammen, und der Glaube, daß es noch einmal besser mit dem Vaterlande werden könne, war im Grunde auf dem Bewußtsein erbaut, daß sie den Himmel und alle Mächte des Himmels auf ihrer Seite habe. Nun war auch er erloschen, dieser einzige mit so viel Entzücken gesehene Stern der Hoffnung war so schnell und plötzlich erloschen, ehe man einmal Zeit gehabt hatte, nur an die Möglichkeit eines solchen Verlustes zu denken. Wer das Leichenbegängniß der Königin Louise, deren letzter Weg durch Berlin von den Thränen des nachfolgenden wehklagenden Volks befeuchtet wurde, wer das nicht gesehen, dem wird man von dem Liebesverhältniß, das zwischen ihr und dem Volke bestand, vergeblich erzählen. Merkwürdig aber ist, das man in Preußen ihren Tod allgemein den Franzosen auf die Rechnung setzte, und es leidet keinen Zweifel, daß diese Vorstellung in die Gemüther die ersten Keime jenes gewaltigen Rachegefühls streute, das schon wenige Jahre darauf so mächtig hervorbrechen und von dessen Flammen der französische Kaiserthron verzehrt werden sollte.

Wie schon gesagt, erhielt sich der von Allen am tiefsten

gebeugte König auch unter dieser schweren Heimsuchung aufrecht und verlor das Ziel der Erlösung nicht aus den Augen. Leise und so, daß die französischen Spione nichts davon gewahr wurden, ward an der Ausbildung einer neuen und nationalen Armee gearbeitet. General v. Scharnhorst war in der nächsten Umgebung des Königs und zählte zweifelsohne zu des Königs Vertrautesten. Im großen Publikum wußte man über die Person und über diese Stellung des merkwürdigen Mannes freilich wenig; mehr schon in der Armee, obwohl auch über das, was im Cabinet des Königs vorging im Allgemeinen wenig bekannt war. Das v. Scharnhorst'sche Krümpersystem ging, wenn ich mich so ausdrücken darf, wie ein Gespenst in der Armee um, ohne daß die Soldaten ahnten, woher es gekommen und wozu es da sei, und doch schien es, als ging Alles ganz gewöhnlich zu.

Damit nähere ich mich einem jener schönen Lichtpunkte meines Lebens, derentwegen ich dasselbe oft gesegnet habe. Auch mir in meinem untergeordneten und bescheidenen Verhältnisse zur Armee sollte es vergönnt sein, diesem berühmten preußischen Heerführer persönlich näher zu treten und gewissermaßen in das Räderwerk seiner geheimnißvollen Arbeit mit einzugreifen. Wohl nenne ich das einen Lichtpunkt meines Lebens und vereinige ihn mit jenen zu einem strahlenden Kranze, die mir die persönliche Bekanntschaft eines Schill, Gneisenau, York, Boyen öffneten. Jetzt also sollte ich auch mit Scharnhorst persönlich bekannt werden. Damit aber ging es so zu.

Eines Tages, es war noch im Jahre 1809 oder Anfangs 1810, erging an mich Seitens des General v. Scharnhorst

der Befehl, mich nach dem Plan bei Spandau zum Fabrikencommissarius Thiele zu begeben und dorthin eine meiner neu gearbeiteten Büchsen mit zu bringen. Dem Befehle gemäß war ich pünktlich an Ort und Stelle, begleitet von dem gleichfalls befohlenen Oberjäger Kunowsky. Als wir uns dem Garten des Fabrikencommissarius näherten, schoß ich meine Büchse gerade über mir in die Luft, ohne weiter zu schreiten. Die Kugel kam sich laut meldend zurück. Rasch beugten wir uns und schoben die Köpfe gegeneinander. In dem Augenblicke hatte aber die Kugel meinen Sporen getroffen und ihn mit dem Absatze vom Stiefel gerissen. Der nicht fern stehende General hatte den Schuß gehört und auch wohl das Wagestück bemerkt, denn als wir uns vorstellten, begrüßte er mich mit den Worten: „Man sieht in Ihnen noch einen der verwegenen Colberger." Triumphirend zeigte ich ihm meinen zerschossenen Stiefel. Er schüttelte leicht mit dem Kopfe. „Nun aber wollen wir," sagte er lächelnd, „auf den See und da dürfen wir nicht so lebensgefährlich perpendikulair schießen, sondern ein wenig schräger in die Höhe, freilich so, daß die Kugel nicht weit von uns in's Wasser fällt. Darauf bestiegen wir den Kahn und führten seinen Befehl prompt aus, ich mit meiner kurz gezogenen Büchse, Oberjäger Kunowsky mit einer lang gezogenen und mit einem Infanterie-Gewehr. Die Hauptleute v. Goetsch und v. Massenbach waren zugegen, Ersterer mit der Secundenuhr in der Hand. Es fand sich nun, daß die Gewehrkugel 14, die Kugel der großen alten Jägerbüchse 15 und die der von mir neu angefertigten Büchse 16½ Secunden ausblieb. Meine Büchse hatte ich mit 11 Zügen con-

struirt und sie lud sich leichter als die fünfzügige. In der That war es leicht zu beweisen, daß man mit fünf Fingern sicherer und leichter faßt als mit dreien. Auch war es einleuchtend, daß die schmalen Zugfelder sich leichter in's Blei eindrücken, als die breiten. Der General erkannte das sofort und äußerte sich sehr belobigend darüber; dadurch wurde ich muthiger und erlaubte mir nun auch die großen Kaliber an den Infanterie-Gewehren freimüthig zu tadeln. v. Scharnhorst wollte die Ursache wissen und fragte mich darum. „Die Kugeln dieser Gewehre," sagte ich, „sind im Verhältniß gegen das bis jetzt dazu verwendete Pulver zu schwer. Der Soldat muß anstatt 40 Schuß 60 Schuß oder Patronen tragen können, dann stellt sich auch ein richtiges Verhältniß zwischen Blei und Pulver heraus. Will man, setzte ich hinzu, diesen Kugeln die gehörige Kraft geben, dann verliert der Soldat seine Backen von dem Stoß; durch ein kleines Kaliber erspart man auch Munitionswagen. Ich versprach, den Beweis sofort zu führen und bat den General, mit mir hinaus auf's Feld zu treten. Dort angekommen suchte ich mehrere möglichst runde Steine und übergab sie dem General mit der Bitte, einen nach dem andern mit aller Kraft zu werfen. Der erste hatte die Größe eines Puteneies, der zweite die eines Hühnereies, der dritte die eines Kiebitzeies und der schwächste war etwa so groß wie das Ei eines Rebhuhns. v. Scharnhorst warf und fand, daß der wie ein Kiebitzei große Stein seiner Kraft am angemessensten sei, ganz so, wie ich es ihm vorausgesagt hatte, ob er gleich ein großer und starker Mann war. Er lobte diesen Beweis und lud mich ein, an einem der nächsten Tage nach Pots-

dam zu kommen, um nun auch zu zeigen, wie weit die Kugel steige und von wo ab sie wieder falle. Ich werde, fügte er hinzu, ganz nach Ihrem Vorschlage 4 große Scheiben machen lassen, und Sie werden sie bei Ihrer Ankunft bereits aufgestellt finden. Ich überzeugte die Gewehrcommission, daß das kleinere Kaliber, die kurze Büchse, vollkommen so weit schießt wie die großen, und daß mit gestrichenem Visir und Korn die Kugel nur bis 90 Schritte im Steigen bleibt, von da ab sich aber wieder senkt. So schoß ich mit den Büchsen 750 Schritt, aber mit doppeltem Visir, von da ab rikochettirte die Kugel.

Das Resultat dieser Versuche war für mich überaus günstig, und wäre ich nicht ein so guter Kamerad gewesen: so hätte wohl mein ganzes Leben von jetzt ab eine andere Wendung genommen, als die es genommen hat. Der General schied mit der sichtbarsten Zufriedenheit und sagte: „Sie können uns noch sehr nützlich werden, wo wohnen Sie?" Dann notirte er sich meine Wohnung und wenige Tage darauf hatte ich bereits seinen schriftlichen Befehl, bei der Gewehr-Commission als Gewehr-Commissarius einzutreten.

Als ich dieses Schreiben aber meinem Commandeur, dem Major v. Reuß, vorlegte, wollte er davon nichts wissen; und ich selbst konnte den Muth nicht finden, mich von meinen Colbergern zu trennen. Da hatte denn v. Reuß um so leichteres Spiel mit mir. „Sie müssen bei uns bleiben," sagte er, „wir haben zumal Aussicht, recht bald zu marschieren und als der Aelteste vom Bataillon können Sie unmöglich von uns gehen. Wir gebrauchen Sie im Felde viel nöthiger als man Sie hier

bei der Gewehrcommission braucht.“ Ich mußte ihm also mein Wort geben, beim Leib-Füsilier-Bataillon zu bleiben und ich darf wohl sagen, daß ich diese Zusage gern machte, zumal mir hier wieder der Krieg winkte.

Siebentes Kapitel.

In Rußland 1812.

Zeichnung der Allgemeinen Lage. — Die Tietz'er Patrioten und ihr Schutzheiliger. — Nächtlicher Pyramidenbau. — Einige Stoßseufzer, vorgesungen im Bivouak-Ton. — Doctor Pagels „ehrlicher Tausch." — Eine Russische Madame Potiphar. — Combinirter Angriff verschiedener Strohwittwen auf meine Tugend. — Hauptmann v. Rexin wird von mir gerettet. — Die Stadt Schlock und ein Russischer Anwerber. — Gefecht bei Bauske. — Dr. Hartmanns und meine Retirade aus Rußland.



So war denn das Jahr 1812 gekommen. Napoleons Macht stand höher als je zuvor, und schien über alle Anfechtung erhaben. Fürsten und Völker beugten sich vor ihm und erwarteten mit Resignation die Bestimmung ihres Schicksals von seiner Willkür. In Berlin, ja im ganzen preußischen Lande dachte außer dem Könige und einigen wenigen Vertrauten, die in der engsten Umgebung des Königs waren, wohl Niemand daran, daß je noch ein Tag der Freiheit und der Erlösung kommen könne. Mit alleiniger Ausnahme der heldenmüthigen Spanischen und der mit ihr verbündeten Brittischen Nation, schienen alle Völker Europa's an dem rasselnden Triumphwagen des Französischen Kaisers gefesselt.

Schon im Jahre 1811 sprach man geheimnißvoll von einem neuen großen Kriegszuge Napoleons; und der Eine und der Andere wollte sogar wissen, daß der Krieg diesmal Rußland gelten werde. Aber warum? — Das wußte Niemand zu sagen. Es lag so zu sagen in dem ganzen Zuschnitt der Verhältnisse, in der Luft, die man damals athmete, daß Napoleon das einzige Reich, das auf dem Continent noch neben dem seinigen

in freier Unabhängigkeit bestand, nicht länger dulden werde. Eine andere Antwort gab es auf dieses Warum nicht.

Noch vor dem Eintritt des Jahres 1812 trat dann die eigentliche Absicht Napoleons auch für das größere Publikum deutlicher hervor; und als dann der Krieg erklärt war und der Weltbezwinger in Dresden erschien, um daselbst Hof zu halten und die Potentaten antichambriren zu lassen, eine marschirende Armee von einer halben Million Menschen und 1300 Geschützen vor sich herschiebend, da fragte wohl manches beklommene Herz auch in Preußen: „was kann, was soll nur wieder aus uns werden, wenn der Gewaltige aus dem von ihm zertrümmerten Russenreich zurück sein wird?!" —

Dieser Frage gegenüber galt es Vielen sogar für einen Trost, daß der Franzosen-Kaiser so gütig gewesen war, uns als Verbündete in seinen kriegerischen Reigen aufzunehmen; dieser Reigen war ganz erstaunlich groß. Ihm folgte Oestreich mit 50,000, Baiern mit 35,000, Sachsen mit 25,000, Westphalen mit 15,000, Würtemberg mit 14,000, Darmstadt und Baden mit 12,000 Mann u. s. w. u. s. w.; und nun hatte er endlich genehmigt, daß auch 30,000 Preußen sich ihm anschließen durften, von denen 14,000 Mann von York geführt wurden. Man war glücklich im Knechtsdienste, weil er die einzige Garantie unserer Erhaltung, unserer Rettung schien; er wird doch am Ende, so tröstete man sich, seine eigenen Verbündeten nicht vernichten.

Zu diesem von Preußen gestellten Hilfs-Corps zählte dann das Leib-Füsilier-Bataillon. Es ist bekannt, daß dieses Corps von dem General v. York befehligt wurde, und daß es dem von Marschall Macdonald commandirten Französischen Heerestheile,

der auf dem äußersten linken Flügel der großen Armee operirte, folgte.

Doch ich kehre nun zurück zu meinem eigentlichen Zwecke und erzähle meine persönlichen Erlebnisse während dieses Russischen Feldzuges. Sollte aber ihre Darstellung für den Leser nicht von dem Interesse sein, wie anderes in diesem Buche, dann liegt, abgesehen von dem privaten Charakter dieser Erlebnisse, ein guter Theil des Grundes wohl darin, daß die gezwungene Bedientenrolle, die wir im Gefolge unseres Feindes führten, überhaupt nicht geeignet ist, ein Preußisches Herz zu erwärmen. Betrachteten doch wir Mannschaften selbst den ganzen Auszug schon damals in einem kaum bessern Lichte. Wahr ist es, daß dieses Hilfs-Corps dem alten kriegerischen Ruhme Preußens volle Ehre machte, und daß namentlich unser Bataillon, und in diesem wieder die vormals Schill'schen Füsiliere in den Gefechten bei Messothen, am Lentschkrug, am Jawßenkrug, bei Baldohnen und Dahlenkirchen, endlich in dem Treffen bei Bauske, wo die Verbündeten, 30,000 Mann stark, eine Russische Armee von 55,000 Mann warfen, Wunder der Tapferkeit verrichteten. Aber das Alles konnte schon uns selbst nicht erfreuen, denn es war ja der Feind, dem unser Blut geopfert wurde und den unser Heldenmuth feist machte. Wie viel weniger könnte der heutige Leser ein frohes Interesse daran nehmen! Er wird daher schon mit den nachfolgenden leichten Kreuz- und Querstrichen fürlieb nehmen müssen; und ich will meine Erzählung sogleich mit einer kleinen, mir unvergeßlich gebliebenen Schnurre eröffnen.

Als wir in Westpreußen das Städtchen Tietz passirten, wo wir einen Ruhetag hatten, erinnerten sich einige unserer Fü-

siliere, daß sie, von Colberg aus durch v. Schill ausgeschickt, in den umliegenden Ortschaften Gewehre und Büchsen zu requiriren, hier in Tietz auf offenen Widerstand gestoßen waren, und daß die Bewohner viele ihrer Kameraden verwundet, einen sogar, Namens Huth, niedergeschossen und ihm dann noch den Kopf abgeschnitten hatten. Die braven Patrioten von Tietz mußten sich dieser Heldenthat wohl noch eben so gut erinnern, denn bei unserem Einmarsche hatten sich Bürgermeister und Rath bereits aus dem Staube gemacht. Wirklich erwarteten unsere Füsiliere nichts Geringeres, als die Erlaubniß zu einer Art von Strafexekutionen, denn sie trugen jenes Begegniß dem Major v. Reuß, unserm Commandeur, in aller Form einer Beschwerde vor, wurden jedoch, wie sich von selbst versteht, angewiesen, sich ruhig zu verhalten. Unter diesen Umständen rächten sie sich dann auf eine andere und für die katholische Bevölkerung der Stadt äußerst empfindliche Weise. Die Stadt schien in Johannes Nepomuk ihren Schutzheiligen zu verehren, wenigstens prangte sein Standbild beinahe lebensgroß in einem Gehäuse mitten auf dem Marktplatze. Aus diesem war es nun über Nacht herausgenommen worden und lag nun bei unserm Ausmarsche wohl angeschnallt quer über dem Tornister des Füsiliers Ladeburg, der auf dem linken Flügel marschirte. Der gute, aber hölzerne Heilige war, wie gesagt, von ziemlicher Länge, und gab Ladeburgs Nebenmann daher Anlaß zu beständigen Klagen. „Nepomuk, Du stößt schon wieder!“ sagte dieser oft, und bedrohte dann den Heiligen, ihn im nächsten Bivouak zu verbrennen, es wäre denn, daß er für eine gute Suppe sorge. In dieser Weise scherzte und höhnte dann bald die halbe Colonne mit Nepomuk, so daß es an

Belustigung nicht fehlte. Major v. Reuß aber, der seinen Czako gemeinhin nach hinten trug, drückte ihn an diesem Tage regelrecht und ganz besonders tief in die Augen, um von dem Schauspiel nichts zu sehen. Denn schon in Tietz selbst bei der Entführung des Heiligen war es ziemlich ernst hergegangen. Frauen und Mädchen hielten den Marktplatz besetzt, schrieen, heulten und verwünschten uns als Heiligthums-Schänder.

Eine ähnliche, freilich unschuldigere Posse führten unsere Offiziere in der Kantonirung von Conitz aus. Sie logirten mit unserm trefflichen Regimentsarzte Dr. Hartmann bei einem Bauer, und hatten dem Doctor insgeheim einen Aermel seines Uniformrocks zugenäht und dann den Medizinwagen, der draußen unter dem Fenster stand, in der Nacht unvermerkt fortgezogen. Verabredetermaßen erscholl nun, als der Doctor sich eben vom Lager erheben wollte der Ruf: „der Medizinwagen! der Medizinwagen ist fort!" Erschreckt sprang der Doctor auf, griff nach seinem Rock, konnte nun aber durch den Armel nicht kommen, und sprang in seiner Angst halb bekleidet auf die Straße hinaus. Dort aber war es noch finster und der Doctor hatte seine Noth, den ziemlich weit geschobenen Wagen wieder aufzufindeu. Freilich gewahrte er nun bald, daß er nur gefoppt worden war.

Der nächstc Morgen begrüßte ein noch groteskeres Schauspiel. Hoch auf der Firste des von unseren Offizieren bewohnten Hauses sah man in gemächlicher Majestät einen gewaltigen Heuwagen prangen, der himmelhoch mit Stroh beladen war. Wohl 20 Mann mußten die halbe Nacht daran zu thun gehabt haben, um dieses seltsame Pyramiden-Monument aufzuführen, und mit welcher Vorsicht mußten sie das wohl verrichtet haben, um nicht

von den im Hause schlafenden Offizieren überrascht zu werden! Groß war die Lust, als nun am Morgen beim Ausmarsch das Monument bemerkt wurde und Jeder sein Stückchen Witz daran ausließ. „Wahrhaftig, Füsiliere," sagte v. Reuß, als er das krause Denkmal gewahr wurde, „Euch läßt der Uebermuth auch in der Nacht nicht Ruhe! Solche ungeheure Arbeit vorzunehmen! sollte mans für möglich halten!"

Aber bei aller Munterkeit, welche den Marsch der Colonne belebte, fehlte es auch nicht an den kleinen und großen Verdrießlichkeiten, von denen der Soldat im Felde umringt ist. Mir selbst spielten Unkenntniß des Wegs und nächtliches Dunkel einmal sehr übel mit und damit ging es so zu. In der Gegend von Kosienna bat mich der Lieutenant v. Espangiol, ihn während der Nacht zu vertreten und auf einige Stunden die Kolonnenwagen zu führen; er könne sich vor Müdigkeit nicht mehr halten, sagte er, und werde noch vom Pferde stürzen. Ich war gern bereit dazu. Es war aber so finster und regnete dermaßen stark, daß ich nicht Weg nicht Steg zu sehen vermochte und vollauf zu thun hatte, daß die Stückknechte nicht einschliefen. Die Abspannung war groß und allgemein, und die Finsterniß machte die Leute vollends verdrießlich. Kein Führer einer Hauderer-Caravane kann, um Ordnung und Sicherheit zu erhalten, so viel zu räsonniren haben, als ich zu räsonniren hatte. Das Zurufen, Schelten, Schimpfen und Wettern von meiner Seite hatte kein Ende, und wahrhaftig! es war nöthig. Da, als wir eben längs einem großen Lager von vielleicht 10,000 Franzosen vorüber zogen, und uns der blendenden Beleuchtung freuten, vernahm ich plötzlich einen außerordentlich heftigen und dumpfen Schlag, wie wenn eine

schwere Last stürzt, gleich hinterher Alarm, ich ließ Halt machen. Ein mit Zwieback beladener Wagen, der vierte im Zuge, war mit sammt den Pferden in einen großen Graben gestürzt, der Knecht aber aus Angst vor Strafe davon gelaufen. Der Wagen lag buchstäblich umgekehrt, die vier Räder nach oben. Ich weckte den schlafenden Lieutenant, damit er mit den anderen Wagen den Marsch fortsetze, und machte mich nun mit einem Unteroffizier und acht Mann daran, das gefallene Ungethüm wieder auf die Beine zu bringen. Das aber war keine Kleinigkeit. Zunächst mußten die Deichselpferde abgesträngt und durch die nicht mit hinunter gestürzten Vorderpferde aus dem Graben gezogen werden, dann ward der Deckel des Wagens mit der Axt gesprengt und die ganze Ladung Zwieback hinaus geworfen; dann erst nach dieser Erleichterung konnte man daran denken, den Wagen mittelst Tauen über zu kanten, und aus dem Graben zu ziehen, und dazu bedurfte es vierer Pferde. Es war lichter Morgen geworden ehe ich mit dieser Arbeit fertig wurde, und bis auf die Haut durchnäßt, langten wir endlich im Lager an, wo wir aber nur erschienen, um ohne Ruh und Rast weiter zu marschiren. Meine neun Mann waren eben so erschöpft und ausgehungert, wie ich, und mit halb gierigem, halb schlaftrunkenem Auge schauten wir auf das schöne frische Rind und Hammelfleisch, das unsre Füsiliere erjagt hatten und soeben ans Feuer bringen wollten, als das Signal zum Abmarsch ertönte. Selten in meinem Leben habe ich so tiefen Unmuth empfunden wie in diesem Augenblick, denn ich hatte seit 24 Stunden nicht naß, nicht trocken gekostet, auch die Füsiliere waren erbittert. Verdrießlich stießen sie die Feldkessel um, und

die kaum angekochten Hammelkeulen flogen mehr in die Wagen, als daß sie hinein gelegt wurden.

Ein anderes Mal — es war im Lager bei Tauroggen — hatten wir wieder Fleisch die Fülle, aber kein Wasser. In dieser Lage gruben wir die Torfwiese an, an deren Rande unser Lager aufgeschlagen war. Aber das aus den Gruben gewonnene Wasser war schmutzig und mit zolllangen Wasserinsecten so bevölkert, daß es widerlich war anzusehen und uns mit unaussprechlichem Ekel erfüllte. Gleichwohl waren wir ausgehungert, daß uns die Swart knackte. In dieser Noth nahm ich Urlaub, um in der Stadt Wasser zu requiriren, und hier sollte mir mehr werden, als ich suchte. Ich entdeckte nämlich bald ein großes russisches Krankenhaus mit einer Kellerei, in der sich noch 4 Tonnen Bier befanden. Das ist etwas für unsere Offiziere dachte ich. Sogleich ließ ich mir von dem Bürgermeister einen Wagen gestellen, ließ aufladen und fuhr damit unmittelbar bei dem Zelt unsers Commandeurs vor. Herr v. Reuß war entzückt über diesen unerwarteten Zuwachs an Lebensmitteln, dankte mir auf's Verbindlichste, ließ die Tonnen sofort anzapfen und das Bier vertheilen. Da gab es denn bald so viele Biersuppen, als es Feldkessel gab, und gewiß auch so vielerlei Arten davon, als es kochende Füsiliere gab. Freilich steht die Kochkunst des Soldaten auf keiner sehr hohen Stufe und der Gourmand würde an der Prüfung der Küche keinen Geschmack finden.

Trotzdem das Lager von Kosacken umschwärmt wurde, nahm ich am andern Tage wieder 25 Mann und einen Hornisten, um auf Hammeljagd auszuziehen; und wirklich gelang es mir, eine uns in den Wurf kommende Heerde so zu berupfen, daß die Fü-

filiere mit Schlachten und Abhäuten alle Hände voll zu thun hatten. Was half uns aber diese zweitägige delikate Küche? Tags darauf, im Lager bei Worna, regnete es Tag und Nacht, wie aus Mulden vom Himmel, und so, daß uns das helle Wasser unter dem Leibe hindurch lief. Beim Erwachen hatte keiner von uns einen trockenen Faden am Leibe, und mein neben mir stehender Czako war so voll von Wasser, daß er buchstäblich überlief. Daß bei einer solchen Sündfluth nicht an Kochen zu denken war, versteht sich von selber. Alle Bemühungen, ein Küchenfeuer zu erhalten, waren vergeblich.

„Wie gewonnen so zerronnen," scheint mir aber überhaupt die beste Felddevise des Soldaten.

Gewinnt er doch nicht selten unter einem mörderischen Bombenhagel sein Leben, um es eine Stunde später in einer wahren Hundsfötterei von Gefecht zu verlieren! Im Feldlager steht Alles auf das Glück des Augenblicks, und nichts mehr als das Leben selbst. Darum darf es den Soldaten denn auch nicht geniren, wenn er Geld hat, und es nicht ausgeben, wenn er Wein hat und ihn nicht genießen kann, wenn er Braten hat und dieser ihm unter dem Messer fortgezogen wird. — —

Morgenroth, Morgenroth,
Leuchtest mir zum frühen Tod!
Bald wird die Trompete blasen,
Dann muß ich mein Leben lassen,
Ich und mancher Kamerad!

Von der Wahrheit jener alten Felddevise, von dem ewigen Gewinnen und Verlieren im Kriege und dem bunten Vielerlei,

unter dem dasselbe abzuspielen pflegt, giebt auch das nachfolgende Histörchen einen recht deutlichen Beweis.

Mit der Equipage eines meiner nächsten Freunde, des Compagniearztes Dr. Pagel sah's zum Erbarmen schlecht aus. Der gute Doctor besaß zwar ein Pferd, aber es war ein ganz vertrackter alter Klepper, und wo er denselben hergenommen, darüber schwebte außerdem noch ein sehr geheimnißvolles Dunkel. Indessen wäre es mit dem Gaul noch gegangen; aber dem Reiter fehlte auch der Sattel und es machte uns unendlich viel Vergnügen, ihn à la Tartare neben der Colonne her trottiren zu sehen. Dr. Pagel, der von sehr lebhaftem Temperament und prächtigem Humor war, belustigte sich über seine romantische Berittenheit fast mehr als wir Anderen; doch lauerte er insgeheim wie ein Falk auf eine Gelegenheit, wo er dieselbe auf die allgemeinen Kriegsunkosten Europas würde verbessern können. Auf Rechnung dieser Kosten hatte er auch wohl seinen Gaul aus irgend einem anonymen Stall bezogen. Als wir nun nach Niemschek kamen, glaubte er wohl mit dieser Verbesserung einen bescheidenen Anfang machen zu müssen und hatte sich in den Kopf gesetzt, daß ihm die feindliche Stadt wenigstens zu einem Sattel verhelfen müsse. Zu diesem Zwecke begab er sich also mit mir zum Bürgermeister. Aber der Bürgermeister war in der Kirche und wir waren genöthigt, ihn dort aufzusuchen. Der fromme Mann betheuerte bei allen Heiligen, keinen Sattel zu haben und schon waren wir geneigt, ihn fahren zu lassen, zumal wir nicht Polnisch verstanden, als eben das Insterburger Dragoner-Regiment — wir hatten den Bürgermeister auf die Straße hinaus gezerrt — an uns vorüber durch die Stadt marschirte. Der Oberst dieses Regiments, der

Polnisch kannte und unser Gespräch belauscht hatte, bedeutete dem Bürgermeister, daß, wenn er keinen Sattel schaffe, er sogleich mitgenommen werden würde. Das schien zu wirken, denn nun ging er mit uns, führte uns in sein Haus, setzte uns eine Flasche Rum und mit Rührei durchbackenes Brot vor und lud uns ein, zu essen: er werde unterdeß, sagte er, auf dem Boden nach einem Sattel suchen. Ich merkte sofort Unrath und sagte zu Pagel: „Geh mit! Der Kerl geht uns durch den Schornstein davon," und in der That eilte Pagel ihm nach. Als dieser aber den Boden erreichte, war der Bürgermeister bereits über alle Berge. Dem armen Doetor blieb also nichts übrig, als den Marsch auf der Straße nach Telsch, in gewohnter Leichtberittenheit mit uns fortzusetzen. Inzwischen hatte Lieutenant v. Lieberitz eine Abtheilung von 25 Mann, mit der er so weit voraufmarschiren sollte, daß er hinter sich immer noch unser Bataillon und dessen Bajonette sehen konnte. Dr. Pagel und ich hatten uns ihm angeschlossen und wir Drei waren bei der muntersten Laune und der Freuden werth, die man uns bereitet hatte. Die Gutsbesitzer dortiger Umgegend hatten in der Dorfschänke nämlich eine große Tafel serviren lassen, und ihre Reitpferde vor der Thür angebunden lassend, waren sie eingetreten, um dort unsere Ankunft abzuwarten. Wir kamen uud frühstückten, Dr. Pagel mit den Augen aber immer auf die schönen Pferde, die draußen so gemüthlich zu beliebiger Auswahl da zu stehen schienen. Und Geschwindigkeit ist wirklich halbe Hexerei. Denn kaum, daß die Tafel aufgehoben war, bestieg Dr. Pagel eins der schönsten Pferde. „Du," rief ich, „thu das nicht, das ist Diebstahl." „Ei was Diebstahl!" gab er zur Antwort, „das ist ein ganz ehrlicher Tausch, willst

Du sagen;" und richtig, er ritt damit ab, seinen sattellosen Klepper dafür zurücklassend.

Als wir nun vor Telsch ins Lager gerückt waren, gingen er und ich in Begleitung vieler Offiziere nach der Stadt, um auch einmal wieder Wein zu kosten. In der Apotheke ward ein gebührend großes gläsernes Oehmchen Ungarwein aufgelegt, und Jeder trank so viel er wollte, denn bezahlt wurde in Compagnie. Der Stadtmarschall, der sich auch zu unserer Bewillkommung eingefunden hatte, trank mit uns. Als wir nun Alle recht vergnügt waren, sagte ich zu ihm, er müsse Dr. Pagel und mir ein Quartier geben. Der Marschall willigte sogleich ein, und fragte nur, ob ich lieber bei einer hübschen Frau oder bei einem hübschen Mädchen einquartirt sein wolle. Bei einer hübschen Frau, erwiederte ich; und hastig schrieb er uns nun ein Billet, laut dessen wir bei dem Koch vom Kloster Telsch, der aber in der Stadt eine Privat-Wohnung hatte, logirt wurden, und dessen noch blutjunge, keineswegs häßliche Frau uns auf das Freundlichste empfing und auf das schönste bewirthete. Wir blieben die Nacht dort. Als wir am andern Morgen aber nach dem Lager gingen, dämmerte mir merkwürdiger Weise so etwas von trüber Ahnung auf, in Bezug Dr. Pagels „ehrlichen Tausch." „Sie werden Dir dein gestohlenes Pferd wieder gestohlen haben," sagte ich unwillkührlich. „Dafür sind die Feldwachen" erwiederte er sorglos. Aber die Feldwachen waren diesmal nicht dafür gewesen, und als wir ins Lager traten, fand er wohl seinen alten ungesattelten Gaul wieder, aber nicht den schönen Fuchs; der war verschwunden und blieb es. Darum: „wie gewonnen so zerronnen."

Doch ich muß nun den Faden meiner Erzählung wohl wie-

der aufnehmen und beginne sie mit einer ziemlich zarten Episode. Zum Mittagstisch rief uns unser Quartierbillet wieder nach der Stadt ins Quartier. Der Koch, ein ziemlich bejahrter Mann, verfügte sich alsbald nach Tische wieder in sein Kloster und Pagel, der dort wohl Patienten hatte, ins Lager. Meinerseits war ich sehr ermüdet, und hatte mich in dem Putzzimmer meiner Dame auf den Divan niedergelegt, um zu ruhen. Aber diese gute Dame ließ mich nicht schlafen. Alle Augenblicke glitt sie durch mein Zimmer, um nach ihrer Wohnstube zu gelangen und strich mir dann immer über meine von der Sonne gebräunten Backen. Als sie dies zum dritten Male that, ergriff ich ihre Hand, küßte sie und zeigte warnend auf das in Lebensgröße über dem Divan hängende Crucifix. „Kann nicht kieken," flüsterte sie melodisch und wollte mich wohl damit beschwichtigen. Aber ich war sehr streng erzogen worden, und ging dem treulosen Weibe von nun an aus dem Wege. Einige Tage später standen wir bereits in Libau, wo wir vortreffliche Quartire fanden und 14 Tage lang blieben.

Auch aus dieser Stadt ist mir ein scharfer, so zu sagen, combinirter Angriff auf meine Tugend in Erinnerung geblieben. Eines Morgens früh wurde Allarm geblasen. Vor dem Hafen der Stadt hatte sich eine englische Flotte aufgestellt, die einen außerordentlich majestätischen Anblick gewährte. Bald strömten aus den nächsten Strand-Dörfern auch die Bauern mit der Klage herein, daß die Engländer in Böten an's Land stiegen und plünderten. Wir standen wohl einige Stunden unter Waffen, des Angriffs gewärtig, der aber nicht erfolgte. Der Rumor in der Stadt war nichtsdestoweniger bedeutend. Das stärkste Geschrei aber machten die Frauen, insbesondere die der auf See befindlichen

Schiffsleute und deren mit Rohr gedeckte Häuser friedlich längs dem Strande lagen und dem Angriff zunächst ausgesetzt waren. Hätten die Engländer wirklich feindliche Absichten gehabt, dann waren diese Häuser die ersten, die von den Granaten würden in Brand gesteckt worden sein. So aber verhielt sich die Flotte rein im Zuschauen der Beobachtung, und lief kurz nach Mittag sogar wieder weiter.

Für mich aber hatte die Bestürzung der dort wohnenden Strohwittwen die Folge, daß sie mich einluden zu ihrem Schutze bei ihnen zu bleiben. Vergeblich zeigte ich auf die abziehende Flotte und versicherte ihnen, daß England der Verbündete Rußlands sei. Sie konnten sich nicht entschließen, daran zu glauben, und behaupteten, daß die Flotte zur Nacht zurückkehren werde. Was sollte ich in dieser Lage thun? wohl oder übel mußte ich mich entschließen zu bleiben, und wenn ich je auf meinen militairischen Kreuz- und Querzügen allen Comfort einer zartsinnigen Bewirthung genossen habe, dann wurde sie mir unter den Strohdächern dieser dankbaren Töchter Evas zu Theil. Ich hatte mir ausbedungen, daß sie neben mir noch einen meiner Freunde aufzunehmen hätten, und dazu Dr. Pagel erwählt. Er hatte angesichts so vieler Schönheiten nicht widerstehen können und war auch geblieben, und so schieden wir denn nach einer heiter verplauderten Nacht am andern Morgen unter den Segenswünschen unserer Schönen.

Nach einigen Tagen erhielten wir Marschordre auf Mietau, der wohlhabenden Hauptstadt Curlands. Auch hier wurden wir wohl aufgenommen und sorgsam gepflegt, denn unser Major v. Bothe war als Commandant von Mietau eingesetzt worden.

Hier war es auch, wo ich unsern Capitain v. Rexin aus Lebensgefahr rettete. Als wir beim Ausmarsch nämlich über die Alle gingen, setzte Rexin, ich weiß nicht warum? mit seinem Pferde von der Brücke in den Fluß. Er war aber durch den Stoß vom Pferde abgesetzt worden und hielt sich mit Mühe am Sattel fest. Ich sprengte sofort an's Ufer, warf mich, wie ich da war, in's Wasser, und war so glücklich, sein Pferd beim Zügel zu ergreifen und ihn so an's Land zu lotsen. Ein Füsilier half ihm wieder auf's Pferd, und so ritt er denn, eine Freude des Bataillons, wieder stolz, wenn auch katzennaß, an der Spitze seiner Compagnie.

Inzwischen sollte die mir deshalb bei der Parole in Dünamünde zu Theil werdende Belobung mir zu einem kleinen Ausfluge verhelfen. Ich benutzte diese Gelegenheit nämlich sofort, um mir auf einen Tag Urlaub nach dem Städtchen Schlock zu erbitten. „Sie können," sagte Major v. Reuß, „gleich in Schlock bleiben; nehmen Sie nur bei dem Bürgermeister Kroschke Quartier." Noch schlief ich eine Nacht in der Kirche vor dem Altare; dann eilte ich nach Schlock, und darf dieses Aufenthalts nicht gedenken, ohne auch einen Anwerbeversuch zu erwähnen. Der Bürgermeister von Schlock war ein Schwager des Obersten vom Grodnow'schen Husaren-Regiment, und ein so guter Russe, wie sein Schwager selbst. Er hatte mich sehr freundlich empfangen, und wollte mich nun auch anwerben, und da ich so schlau war, gute Miene zu diesem schlechten Spiel zu machen, so waren wir bald große Freunde geworden. So geschah es denn, daß ich die Tagesbefehle des Russischen Kaisers erfuhr und ich verfehlte nicht, dieselben unserm Major v. Reuß regelmäßig mitzutheilen. Auf

diese Weise erfuhren wir immer, wie es bei der großen Armee aussah. Wirklich sagte mein guter Freund mir Alles.

Daß uns aber die Russische Armee, nämlich das Essen'sche Corps am Kronenfeste überfallen würde, das sagte mir mein guter Freund nicht; und mit Wundern ging es zu, daß ich der Falle entkam. Ich muß dies näher erzählen.

Es war in der Nacht vor dem erwähnten Russischen Fest- tage, und ich schlief fest wie ein Dachs; da pochte es gewaltig an mein Fenster, und ich hörte Dr. Pagels Stimme: „Rette Dich, die Kosacken sind hier!" In diesem Augenblick vernahm ich auch schon das Pistolenfeuer in den Straßen und unterschied deutlich unser durchretirirendes Gewehrfeuer.

Ich sprang aus meinem Bett, zog in der Eile nur einen Stiefel an, und rannte, den zweiten in der Hand, nach dem Pferdestalle, ihn erst an der Thür desselben anziehend. Hastig kam auch der Diener meines Wirths herbei, und da ich den Stall verschlossen fand, befahl ich ihm, mir den Schlüssel herbei zu holen. Indeß kam auch mein Wirth herbei, und indem er wohl den Augenblick für gekommen erachtete, um sein Anwerbegeschäft zu vollenden, bat er mich, zu bleiben; sein Schwager, betheuerte er mich, würde mir in seinem Regiment gewiß eine Stellung als Oberofficier geben. Meinerseits aber ließ ich jetzt die angenom- mene Maske fallen und bot ihm eine Kugel, so er ferner mir nicht sogleich sein Pferd herausgebe. (Mein Pferd war an der Alc zurückgeblieben). Er begriff, daß ich es ernstlich meinte, und gab sein Pferd, das ich zum Glück kannte, da ich es schon wiederholt geritten hatte. Ich band mir ein Tuch um den Kopf, nahm meinen Czako in die Hand, sprang auf's Pferd und ritt

so in der Finsterniß mit den Kosacken zugleich aus der Stadt. Als wir aber das Thor passirt hatten, schwenkten die Kosacken rechts ab, ich aber ritt dem mir wohlbekannten Damm zu. Die Kosacken hielten mich wirklich für einen der Ihrigen und schrieen unaufhörlich: „Kamrati, tam tam!“ Aber ich hatte zu guten Grund, dieser Einladung kein Gehör zu schenken, und ließ mein Pferd laufen, was es laufen konnte. Nun erkannten sie, daß ich ein Feind war, und wohl sechs von ihnen machten sich an meine Verfolgung. Sie blieben aber alle in dem nahe gelegenen Moor stecken, und von den vielen hinter mich her geschossenen Kugeln pfiff nur eine an meinem Ohr vorüber.

Als der Tag zu grauen anfing, gewahrte ich meine Kameraden und erkannte sie an den weißen Tüchern, die sie an ihren Bajonetten befestigt hatten. Ich eilte jetzt noch mehr, blieb aber in dem Faschienendamm stecken, gerieth sogar mit der Hand in die Faschiene und drehte mir, um nur wieder los zu kommen, einen Finger aus dem Gelenk. So erreichte ich die Ale. Dort aber machten mich die Engländer stutzig, die mit zwei Kanonenböten heraufgekommen waren und bereits nach der Fähre schossen. Meine Kameraden gewahrten mich in dieser meiner Verlassenheit, und Lieutenant Stockmar mit 25 Mann war herkommandirt worden, um mich zu erwarten und zu verhindern, daß die Fähre nicht genommen würde. Erst in dem Augenblicke, wo ich dieselbe überschritten hatte, wurde die Leine abgeschnitten, und so gelangte ich stolzen Muthes wieder zu meinem Bataillon.

Inzwischen war das Essen'sche Corps von 55,000 Mann uns scharf in die Eisen gekommen, und so kam es bei Bauske zu einem mehrtägigen Gefecht, wo wir uns dieses unbequemen und

weit überlegenen Verfolgers endlich glücklich entledigten. Es ging ziemlich kraus her und ich war immer mitten drin. Als mich v. Reuß erblickte, rief er: „Aber Griebenow, sind Sie auch wieder da! Nun bleiben Sie mir zurück, ich befehle es.“ Ich blieb aber nicht zurück, und hielt mich immer so, daß ich mitten auf dem Schlachtfelde war und unsere Verwundeten zurückbringen konnte. Unter diesen war auch der am Unterschenkel schwer verwundete Lieutenant Sennecke. Den Füsilieren zog ich aus den Gewehren die Schüsse, die verladen waren, damit sie wieder vorgehen konnten. Kurz, ich that meine Schuldigkeit so gut ich nur konnte. Wirklich war es aber auch eine Freude, mit diesem Bataillon zu stehen. „Ich bin stolz auf Euch,“ sagte Major v. Reuß, „Ihr habt manövrirt, als wenn wir auf dem Tempelhofer Berge gewesen wären!“

Bald aber kam uns von Moskau aus, wo das dunkele Geschick der Welt in eine neue hellere Wende getreten war, die Ordre zur Retirade nach der Preußischen Grenze. Bei dieser Nachricht kam unser Regiments-Arzt Dr. Hartmann zu mir, um mit mir gemeinschaftlich zu reisen. Wir kauften jeder in Mietau einen Schlitten, legten unsere Reitpferde vor, und der Commandant von Mitau, unser Major v. Bothe, gewährte uns dazu noch einen Vorspann-Schlitten, der uns zum Führer dienen sollte, und in dem ich möglichst viele Gewehre rettete. Ich hatte einige Flaschen alten Bordeaux-Wein bei mir, vor dessen Genuß mich Dr. Hartmann der großen Kälte wegen sehr warnte. Die Kälte war aber so enorm, beständig 28°, daß ich zu erfrieren fürchten mußte, und um mich zu beleben, doch zu meinem Weine griff. Er war gefroren und

stand wie Eis in der Flasche, so, daß ich dieselbe zerbrechen mußte. Ich genoß ihn stückweise und wohl eine halbe Flasche; und mit dieser Unvorsichtigkeit begann ich meine 1812-Retirade, die mich statt nach Berlin sehr leicht nach Sibirien führen konnte.

Ich war nämlich eingeschlafen, mein Schlitten glitt mit mir, wohin er wollte, und hatte längst die beiden andern Schlitten aus der Sicht verloren. Da wurde ich zu meinem Glück durch einen plötzlichen Ruck aufgeweckt oder vielmehr aufgeschreckt. Mein Pferd hatte dicht vor Russischen Fourage-Wagen Halt gemacht. Die Mannschaften eilten herbei, und mit ihrem gewohnten „Kamrati tam tam" faßten sie mein Pferd am Zügel und brachten es wieder auf den Weg, der aber war mit hohem Schnee, vom Winde zugetrieben, bedeckt, und es war mir unmöglich, die Spur der Hartmann'schen Schlitten zu erkennen. Indeß wußte der Instinkt meines Pferdes diese Spur bald zu ermitteln; und so ging es dann sausend auf 3' hohem Schnee weiter. Um zu sehen, wohin ich gerieth, und um nicht auf's Neue einzuschlafen, mußte ich beständig aufrecht im Schlitten stehen, war aber bereits dermaßen ein Bild der Erstarrung geworden, daß ich wiederholt wie ein Klotz in den Schlitten zurücksank. Endlich fiel ich sogar über denselben hinaus, blieb jedoch mit dem Arm an ihm hangen, und wurde in dieser Lage von dem klugen, unaufhaltsam forteilenden Thier wohl eine ganze Werst weit auf dem Schnee fortgeschleift. So brachte mich dieses tapfere Thier richtig bis zu dem Punkte, wo Dr. Hartmann bereits Halt gemacht hatte, um mich zu erwarten, und einen Musketier, der

erfroren im Schnee lag, auf den Vorspannschlitten zu bringen. Es war dies der Musketier Schulze, einer von unsern Leuten. Auch er sollte einer von den Vielen sein, die ihr Leben der Aufopferung, dem Muthe und der Hingebung unseres unvergeßlich treuen Hartmann verdankten.

Unsere Schlitten mit dem erfrorenen Musketier Schulze flogen dem Gute des Barons v. Birch zu, bei dem wir schon einen sehr schönen Ruhetag bei dem Ausmarsche nach Rußland gehabt hatten. Dort angekommen, wurde der steifgefrorene Musketier auf einen Tisch gelegt, und wir hatten bald die Freude, nachdem Dr. Hartmann seine Auferweckungskunst an ihm durch Einreiben und Bürsten angewendet hatte, einen Erfrorenen mit Verlust eines Ohres dem Leben wieder gegeben zu sehen. Das Lazareth in Memel, wohin wir ihn ablieferten, sollte die Gesundheit des Schulze bald gänzlich herstellen. Bei Rossi, wo wir demnächst anlangten, hatten sich unsere Pulverschlitten versammelt, die Kosacken hatten die letzteren angehalten und schossen auf diese. Das Feuer wurde von unseren Leuten erwiedert. Dies war ein ziemlich gefährliches Manöver, denn wie leicht hätten die Pulvervorräthe Feuer gefangen, und wir Alle, wären verloren gewesen. Dies einsehend, retirirte Dr. Hartmann, seinen Hut im Winde verlierend, auf das Kurische Haff. Wir Beide, Hartmann und ich, gingen also über das Haff mit dem Ordonnanz-Schlitten nach der Nehrung, von dort über Labiau nach Tilsit, wo unser Bataillon stand. Mit diesem letzteren erreichten wir glücklich die Nogat.

Unterdessen hatte General v. York mit dem Russischen General Dibitsch die berühmte Capitulation, in der Paschcrungischen Mühle bei Tauroggen am 30. December abgeschlossen, wodurch das Preußische Corps auf zwei Monate neutral erklärt wurde. Mein persönlicher Rückzug aus Rußland war also, wie man sieht, ein durchaus fluchtartiger gewesen.

Achtes Kapitel.

1813. Von Pillau bis Basel.

Rückblick. — Ein Stück Küchen-Kabale und Hauptmann v. Rexin. — Rollen-Wechsel. — Ich fouragire in Dresden. — Mein und Dr. Pagels Commando im Gehölz von Colditz. — Ordensintrigue. — Hauptmann v. Rexin spricht unaussprechliche Worte. — Waffenstillstand. — Ein Russischer Pope. — Feuer- und Wassernoth im Sächsisch-Russischen Bivouak. — Ich besorge Taback. — Wir demoliren das Haupt-Quartier unsers guten Königs, ohne es zu wissen. — Affaire von Culm. — Gefecht bei Graupen. — Wendepunkt bei Leipzig. — Weimar und Frühstück im Oesterreichischen Lazareth. — Officieller Empfang in Sarett. — Patrioten von Gelnhausen. — Zur Schlacht von Hanau. — Ein nächtliches Duell. — Hauptmann v. Rexin und ich auf dem Freiburger Münster. — Ein Doppelritt. — Durchmarsch in Basel.

Das Jahr 1813 war da. Ein großes Jahr für das preußische Volk, wie nach Reihen von Jahrhunderten ein solches schwerlich wiederkehrt! Ueber starrenden Schnee- und Eisfeldern waren wir aus Rußland entkommen und als wir uns nun im Angesicht von Pillau sahen, brach der Regimentsarzt Hartmann, alle Schrecknisse dieser Fahrt in einem Rufe zusammenfassend, in die Worte aus: „nicht für zehntausend Thaler mache ich diesen Weg zurück" er hätte dreist fünfzigtausend Thaler sagen können, und ich würde ja und Amen dazu gesagt haben. Wie es möglich gewesen, daß wir auf dem, hier und dort vom Tauwetter durchbrochenen Eise des kurischen Haffs glücklich entkamen, das ist mir noch heute ein Räthsel und erfüllt meine Seele mit geheimnißvollen Schaudern.

Aber die Luft, die uns auf dem heimischen Boden empfing, sollte uns bald aus dieser Erstarrung aufrütteln. Ein warmer junger Frohsinn war an Stelle jener trüben Gedrücktheit getreten, die wir bei unserm Ausmarsch nach Rußland in den alten preußischen Königsprovinzen zurückgelassen hatten. Der eine scheu, der andere laut, so arbeiteten Alle an der Wiederbelebung des Volks, und zumal Königsberg schien zum Amboß geworden, auf dem die Waffen der Freiheit geschmiedet wurden.

Unser Marsch führte uns zunächst in die Danziger Niederung

nahe der Nogat. Hier verweilten wir ziemlich lange, athmeten wieder auf, und erfuhren manches heitere Erlebniß. Mir insbesondere ist ein Stückchen zur Geschichte der Küchen-Cabale in lebhafter Erinnerung geblieben, und ich theile es um so lieber mit, als es den Hauptmann v. Rexin, den beliebtesten unserer Offiziere, in seiner ganzen soldatischen Ehrenhaftigkeit zeigt. Die Sache war folgende: Ein mit mir, Dr. Volkening und Anderen zusammenquartirter Feldwebel Namens Kognatzky hatte die schlechte Gewohnheit, bei Tische immer als der Erste nach dem Füllöffel zu greifen und das Fett von der Suppe zu schöpfen. Dies ward von Allen sehr übel vermerkt und ich hatte Kognatzky bereits erklärt, daß ich ihm die ganze Mahlzeit sammt dem Tisch auf den Leib werfen werde, wenn das nicht unterbliebe. Er trieb es aber nach wie vor, sich darauf berufend, daß ihm das als Mutter der Compagnie zukomme, und ohne daß ich die Execution ausgeführt hätte. Eines Tags jedoch als er sein mütterliches Vorrecht zum allgemeinen Verdruß der Kameraden fast noch frecher ausübte als früher, machte Dr. Volkening mich durch einen leisen Ribbenstoß auf die Unbilden aufmerksam und schien mich dadurch an die Erfüllung meines Worts erinnern zu wollen. Ich blickte unwillkührlich auf und sah was vorging, sprang von meinem Sitz, ergriff den Tisch und stürzte ihn sammt der gefüllten Terrine der Compagniemutter dergestalt auf den Leib, daß sie von der Brust bis zum Knie ein einziger großer Fettfleck zu sein schien. In demselben Augenblick ergriff ich aber auch schon meinen Säbel und rief dem Bestürzten zu: „komm her Kerl und ich haue Dir die Ohren vom Leibe.“ Aber Kognatzky verkrümelte sich und eilte wie er da war zum Hauptmann v. Rexin, um Beschwerde zu erheben. Rexin ließ mich rufen, und nachdem

ich ihm den Hergang vorgestellt, sagte er mürrisch zu Kognatzky: „Wir sind im Felde, wo brave Kameraden Alles gemein haben, sogar den Tod, geschweige die Brühsuppe. Es scheint fast Kognatzky als ob Sie das vergessen hätten" — und damit war die Sache abgemacht. Einer von mir ergangenen Forderung stellte Kognatzky sich nicht, und er that wirklich klug daran: ich brauchte den Säbel mit derselben Geschicklichkeit wie das Pistol. Von der Nogat marschirten wir dann nach Berlin.

Es war am 17. März, als wir in Berlin einrückten. Mit wie ganz anderen Gefühlen sahen wir diesen Mittelpunkt des Vaterlandes wieder! Alle fühlten, daß es anders, daß es besser werden sollte, und wenn man auch im Anblicke der ungeheuren Kriegszurüstungen, die Napoleon machte, um Deutschland aufs Neue zu überziehen, einen Augenblick zittern mochte — in dem Gefühle, daß Jeder seine Schuldigkeit zu thun habe, waren Jung und Alt einig, und Einer sagte es dem Anderen, daß es eine letzte Anstrengung, einen Kampf auf Tod und Leben gelte, und dies zu opfern war gewissermaßen das, was Alle selbstverständlich zu opfern bereit waren. Eine schöne große und gewaltige Begeisterung ging durch das Volk, durch alle Stände, alle Klassen, alle Geschlechts- und Altersstufen! Möchte sie nie fehlen, wenn König und Vaterland wieder rufen.

Die Pflichten des großen Kampfes, der sich vorbereitete, traten sehr bald auch an uns heran. Bereits nach zehn Tagen rief uns das Vaterland ins Feld, und nachdem wir an der Saale einige Gefechte bestanden, ward uns schon am 2. Mai bei Groß-Görschen Gelegenheit, den Franzosen unsere Colbergsche Zähigkeit zu beweisen. Wir ließen viele Leute. Besonders litt die neunte Compagnie

und Hauptmann v. Rexin wurde am Fuß verwundet, behielt aber trotzdem das Commando.

Doch ich schreibe hier nicht die Kriegsgeschichte jener großen Zeit, sondern erzähle einfach die bescheidene Rolle, die mir in diesem glänzenden Waffenturnier zufiel. Wer das bunte und oft verworrene Spiel des Kriegs kennt, den dürfte es nicht überraschen, wenn er sieht, daß der Büchsenmacher bald Fourier, bald Fourageur, bald Offizier und sogar Kriegscommissär ist; und wer es nicht kennt, dieses krause Spiel, der wird wenigstens ein schwaches Bild davon empfangen.

Schon sofort auf der Retirade von Groß-Görschen wechselte ich meine Rolle; es fehlte bei den Colonnen wie bei den Offizieren an Pferdefutter. In dieser Noth ließen die Hauptleute v. Gützmerow und v. Rexin mich rufen. „Griebenow," sagten sie, „unsere Pferde verhungern, wenn Sie nicht wieder Rath schaffen." Ich begriff worauf es ankam, erbat mir zwei Bauerwagen, einen Oberjäger und einige Freiwillige. So ausgerüstet fuhr ich wohlgemuth vorauf, nach Dresden hinein und bei dem Fourage-Magazin vor. Hier ließ ich mir 4 Wispel Hafer zumessen (Heu war nicht mehr zu haben) und quittirte darüber als Offizier eines 2. preußischen Jäger-Regiments, das bekanntlich gar nicht bestand. Wer war stolzer und glücklicher als ich. Aber so dreist wie ich, sind im Kriege immer noch mehr Leute und nach dem trostreichen Satze, daß Geschwindigkeit keine Hexerei ist, lieben die Meisten sogar ein noch abgekürzteres Verfahren. So dachte unter Andern eine Gesellschaft von Kosacken, die während ich vor dem Gasthofe „Stadt Berlin" Halt machen ließ, um ein Glas Bier zu trinken und die Pferde zu tränken, sich über meine Haferwagen hergemacht hatten, um die

Säcke zu erleichtern. Ich und meine Leute hätten es wohl kaum bemerkt, denn wir hatten uns in unser Frühstück vertieft. Da rief plötzlich ein Bürger: „Die Kosacken sind auf Ihren Wagen und laden den Hafer ab.“ Wie ein Blitz war ich auf der Straße, erblickte einen Kosacken in gebückter Stellung auf dem Wagen und eben beschäftigt, einen Sack herab zu wälzen. Ein gewaltiger, ihm von hinten her quer über den stramm empor gerichteten Unaussprechlichen applicirter Hieb mit der Klinge warf ihn vom Wagen, und jagte die ganze Gesellschaft in die Flucht.

Als ich bei meinem Bataillon anlangte, war die Ueberraschung eben so groß wie die Freude. Insbesondere wußten mir die Offiziere kaum genug zu danken, und der Bataillons-Commandeur hielt es nicht für ungerathen, mich öffentlich zu beloben. Es leben noch Viele, die das theils mit erlebt, theils damals sogleich davon erfahren haben. Ich nenne nur v. Neander, v. Benningsen, Herwarth v. Bittenfeld I., Graf Mongs, und den Generalarzt Dr. Hartmann. So geht es im Kriege! Doch ich komme zu einem andern Bilde.

Bei der Affaire von Colditz war der Lieutenant von Schenk der eine Compagnie zu führen hatte, unsichtbar geworden. Niemand wußte wo er recht eigentlich stecke. Viele wollen ihn im sanften „Duck-dich“ hinter einer Klafter Holz gesehen haben, und mir selbst schwebt es so vor, als ob ich ihn hinter solcher Brustwehr gesehen hätte. Genug die Truppe, bei der ich mich befand, war ohne Führer, und Compagniearzt Dr. Pagel und ich übernahmen in dieser Lage das Commando. Natürlich boten wir Alles auf, unsere Füsiliere in einem Klafterschlage zur Gegenwehr zu animiren, und wirklich gelang uns das prächtig. So war aus dem quittiren-

den Offizier eines Regiments, das gar nicht bestand, einmal wieder ein wirklich commandirender Offizier geworden.

Ich kann dieses Umstandes nicht gedenken, ohne auch an eine seiner Folgen zu erinnern. Während des Waffenstillstandes in Schlesien kam Dr. Pagel auf den Gedanken, den Lieutenant v. Schenk an seine wunderbare Unsichtbarkeit bei Colditz zu erinnern und ihm gerade heraus zu sagen, daß er hinter dem Holz gesessen, während er und Griebenow die Füsiliere zum Standhalten commandirt hätten. Er verlangte deshalb von v. Schenk, daß er ihn zum eisernen Kreuz vorschlage, und wirklich erhielt Pagel kurze Zeit darauf diese allerdings sehr wohl verdiente Auszeichnung, in Folge deren er dann das wundärztliche Besteck mit dem Säbel vertauschte und bei der Landwehr als Offizier eintrat. Pagel hatte mich aufgefordert, hierbei gemeinsame Sache mit ihm zu machen; aber sei es, daß mir das Verfahren wie eine Art von Erpressung vorkam, oder daß ich auf eine baldige andere Gelegenheit zur Auszeichnung hoffte, — ich hatte es abgelehnt, mein Schweigen zu verkaufen und blieb daher unausgezeichnet für einen wirklich der Auszeichnung werthen Soldatendienst. Ich muß hier erwähnen, daß die Zahl unserer Offiziere von Groß-Görschen an über Colditz und Königswarta bis Bautzen sehr dünn geworden war. Hier waren nun vollends unsere bravsten Offiziere v. Gutzmerow, v. Keßloth, v. Petersdorf und v. Röllmann verwundet worden und der wie immer verwundete, aber unverwüstliche v. Rexin hatte das Commando übernommen. Dieser mir und allen Kameraden unvergeßlich gebliebene Soldatenname erinnert mich übrigens an eine Begegnung, die ich hier erzählen will.

Ich habe schon oben gesagt, daß v. Rexin in hohem Grade

bei den Soldaten beliebt war. Er war ein Offizier von ungewöhnlicher Bravour und bei Gefahren immer der Erste. Dabei liebte er eine offene und herzliche Kameradschaftlichkeit mit den Leuten und diese hingen mit solcher Liebe an ihm, daß sie im Gefecht ihre Augen nur immer auf ihn hatten, ihn gleichsam bewachten und stets bereit waren, ihn mit ihrem Leben zu vertheidigen. Gegen Vorgesetzte war er dagegen barsch und kurz, wiewohl subordinirt. Im Lager bei Tankwitz und Jordans-Mühle geschah es nun, daß General v. York zu mir heran gesprengt kam und nach dem Hauptmann v. Rexin fragte, indem er gleichzeitig einige freundliche Worte an mich richtete, denn er kannte mich von Mittenwalde her. Ich führte den General zum Hauptmann. „Wie stark ist Ihr Bataillon noch, Hauptmann?" rief v. York. „Per Compagnie noch 27 Mann" versetzte v. Rexin ruhig. Als aber der General nun mit den Worten: „schade um das brave Bataillon! ich werde es dem König empfehlen" sein Taschentuch zog und sich die Augen wischte, machte v. Rexin, der wohl an die Wirklichkeit von Thränen nicht glaubte, eine darauf bezügliche äußerst wegwerfende Bemerkung mit so lauter Stimme, daß sie der General unbedingt gehört haben muß. York wandte sein Pferd und sprengte davon. Der Waffenstillstand trat ein. Er wurde, wie man weiß, von der thatendurstigen Armee ungern gesehen und erfuhr Seitens der Offiziere sehr bittere Urtheile. Gleichwohl war er eine eiserne Nothwendigkeit; und wer weiß, was aus dieser kampfbegierigen, von so glühender Begeisterung beseelten Armee geworden wäre, hätte sie den Krieg in der traurigen Verfassung, worin sich ganze Truppentheile bis nach der Schlacht von Bautzen befanden, weiter fortsetzen sollen. König Friedrich Wilhelm III. kannte

diesen Zustand seines Heeres und man kann daher begreifen, mit wie großem Unmuthe ihn die Bekrittelung des Waffenstillstandes Seitens der Offiziere erfüllte. „Bleibe Jeder bei seinem Leisten,“ hatte er in bitterem Tone zu den Offizieren in Sans-souci gesagt, „die Politik ist meine Sache, nicht die Ihrige. Machen Sie sich für den Dienst tüchtig und kümmern Sie sich nicht um das, was ich thue. Was ich thue werde ich verantworten.“ Dieses Wort wurde bald in der ganzen Armee bekannt und es bedurfte wahrlich keines Armleuchters, um uns zu zeigen, daß der Waffenstillstand mehr war, als ein Zug auf dem politischen Schachbrette, — er war eine Wohlthat, ja unser einziges Rettungsmittel.

Wie traurig sah es z. B. um unser einziges Füsilier-Bataillon aus. Wir hatten als wir in Schlesien einrückten, nicht weniger als sechshundert Todte und Verwundete gehabt, von welchen Ersteren Viele schon in dem schrecklichen Feldzuge von 1812 gefallen waren und in Russischer Erde ruhten. Eine große Anzahl der Leute war erst einige Monate im Dienst, und wenn auch der Geist ein vortrefflicher war, der Stamm des Bataillons war sehr klein geworden, und es fehlte an Offizieren; dabei war die Bekleidung schlecht, ja dürftig und das Alles in dem Augenblicke, wo der König das Bataillon zum Füsilier-Bataillon des so eben errichteten 2. Garde-Regiments erhob. Ein so schlecht bekleidetes Garde-Bataillon hat man vielleicht nie gesehen. Aus allen Winkeln wurden die Bekleidungsstücke zusammengelesen, aber ohne wirksamen Erfolg. Hätte nicht unser altes braves mit uns zusammengewachsenes Colberg, wohin der Hauptmann Lilljeström geschickt wurde, sich seiner alten Vertheidiger erbarmt, und uns mit blauem Tuch, mit Mänteln,

Stiefeleten und Lederzeug versehen, wir wären für den ferneren Feldzug wahrhaftig nicht zu gebrauchen gewesen.

Der Waffenstillstand hatte uns also recht eigentlich erst wieder auf die Beine geholfen, und das Bataillon war namentlich wieder in voller Kriegsstärke als am 11. August der Befehl kam, folgenden Tags in das Lager von Neurode zu rücken.

Die erste Bekanntschaft, die ich hier machte, war ein russischer Pope, ein Kerl, der seinem geistlichen Stande sehr wenig zur Ehre gereichte. Ich bin es der Wahrheit schuldig, dieses Portrait von Russischem Priester zu verewigen. Ich war nämlich krank im Lager von Neurode angekommen, und der Regimentsarzt Dr. Hartmann hatte daher Sorge getragen, daß ich und ein anderer Leidensgefährte, der Stabshornist Leonhardt*), mit Dr. Bremer in der Stadt bei einem Bäcker einquartiert wurden, bei dem wir wenigstens eine bessere Pflege zu finden hoffen durften. Bei eben diesem Bäcker war auch ein griechischer Pope einlogirt worden, ein ziemlich herculisches Gebäude, daß, der Sitte gemäß, ohne Beinkleider in einem langen Talar einher ging, und den ganzen Tag nichts weiter zu thun zu haben schien, als nach Frauenzimmern herum zu flaniren. Dr. Bremer und ich, — wir hatten beide so unsere eigenen Gedanken über diesen sonderbaren Heiligen, ich kümmerte mich indeß wenig um ihn, weil ich mit meinem Unwohlsein genug zu thun hatte. Mir war zumal soeben ein Brechmittel verordnet worden, und ich hatte mich im Garten auf dem Rasen niedergelassen und quälte mich mit den Wirkungen der eingenommenen Medizin. Da, während ich eben das sauerste Gesicht schnitt, trat der Pope zu mir, drehte sich wie ein

*) Heut noch Botenmeister beim Königlichen Kammergericht.

Spindel vor mir um, lüftete den Talar bis über die Hüfte, und zeigte unter entsetzlichen Grimassen auf seinen Allerwerthesten. Ich mußte trotz meiner Magenkrämpfe laut auflachen, denn mit einem Blick auf die starken, kräftig ausgeprägten Blutstriemen, die er dort hinten trug, erkannte ich, daß seine verdienstliche Geschäftigkeit einmal die richtige Anerkennung gefunden hatte. Er war wirklich übel genug zugerichtet und klagte mir nun, indem er mich wohl für einen Offizier hielt, daß ihm der Dr. Bremer diese al Fresco-Malerei aus dem ff beigebracht habe. Der gute Heilige war ganz außer sich über diese Entweihung seiner feisten Theile und verlangte meinen Beistand zu seiner Satisfaction. Er suchte mir deutlich zu machen, welch' ein frevelhaftes Attentat mit diesen Hieben an seiner Würde begangen worden sei; und mir in der That blieb nichts übrig, als dem Popen zu folgen und den Frevelthäter aufzusuchen. Jetzt aber erfuhr ich, daß der fromme Herr sein Nothzüchtigungsgewerbe sogar bis auf die Hausfrau hatte ausdehnen wollen und daß er dabei von dem durch das Geschrei der niedergeworfenen Frau herbeigerufenen Dr. Bremer betroffen und mit der Säbelklinge sogleich baar ausgezahlt worden war. Kurz, ich erfuhr, was ich mir bereits selbst gesagt hatte. Nun suchte ich ihm verständlich zu machen, daß er wohl nicht ohne Schuld und Schweigen in diesem Falle das Beste sei, was er thun könne, da er sich sonst höchstens noch Aussicht auf seine Russische Regimentsknute eröffne. Dies schien ihm einzuleuchten, machte ihn aber rasend. Er begriff vollkommen die knutenmäßige Gründlichkeit meiner Ansicht und schlug aus Wuth darüber seine silberne in goldener Emaille ausgelegte Dose mit einer solchen Gewalt auf den Tisch, daß das Christusbild darauf in tausend Stücke zersprang.

Es waren schlimme, sehr schlimme Tage, die nun folgten. Ich irre wohl kaum, wenn ich sage, daß es die schlimmsten waren, die das Bataillon jemals erlebt hat, ja daß selbst die Schrecknisse von Colberg vor den Entbehrungen in Böhmen verschwanden, doch fehlte es immer vielfach an der nothdürftigen Bekleidung und an Schuhzeug, denn unzerrissenes Schuhzeug gehörte zu den Raritäten, derweil das Wasser vom Himmel herab goß und den gebirgigen Boden fast unfahrbar machte. Dazu eine kalte Luft, wie sie den August nur selten heimsucht, und doch Mangel an Holz oder so durchnäßtes Holz, das man kaum ein Feuer machen konnte. Bei dem Allen marschirten wir als Arrièrgarde und fanden somit, überall wohin wir kamen, bereits ausgenommene Nester. In welcher Verfassung wir waren, mag der Leser daraus erkennen, daß, als wir vierzehn Tage später im Lager von Teplitz wegen der Siege bei Groß-Beeren, an der Katzbach und bei Culm gemeinschaftlich mit den Russischen Garden einen feierlichen Gottesdienst abhielten und große Parade hatten, das ganze Bataillon nach Maaßgabe seiner Bekleidung aufgestellt werden mußte. Im ersten Gliede standen die, welche Schuhe hatten, im dritten die, welche zerrissene Schuhe hatten, zwischen beiden im zweiten Gliede endlich diejenigen, die gar keine Schuhe hatten und als Barfüßler einhergingen. Und doch waren erst wenige Tage zuvor 2400 Schuhe in Prag angekauft und vertheilt worden, aber sie waren so schlecht, das sie uns bereits nach 24 Stunden wieder von den Füßen fielen. Mit einem Wort, der kaum vierwöchentliche Aufenthalt im Gebirge zwischen Sachsen und Böhmen hatte für uns das Gewicht eines ganzen einjährigen schweren Feldzuges. So war es denn kein Wunder, wenn selbst der Taback ausging und die Noth zuletzt so groß wurde, daß auch die Offiziere keinen mehr

hatten und solcher auch nirgend zu haben war. Dies war namentlich während der Affaire von Graupen der Fall.

In dieser Noth der Kameraden, an der keiner mehr litt als unser Commandeur selbst, der damalige Major spätere Kriegsminister v. Witzleben (ein Soldat der für sein Leben gern rauchte) erbot ich mich aus eigenen Mitteln Taback zum Militairpreise zu beschaffen. Major v. Witzleben war hoch erfreut darüber und bewilligte mir zwei Bagagewagen und den Unteroffizier Köppen, indem er halb ungläubig hinzusetzte: „Nun versuchen Sie lieber Griebenow!" So fuhr ich denn wohlgemuth, einmal wieder Fourageur spielend, nach Teplitz hinein, ging keck aufs Rathhaus zu dem dortigen Oestreichischen Tabacks-Regie-Director, präsentirte mich ihm als Offizier eines 2. preußischen Garde-Jäger-Regiments und bat ihn, mir fünf bis acht Centner Taback für den Militairpreis zu überlassen.

Ich hatte das Glück, den Mann bei sehr guter Laune zu finden und so wurden mir denn wirklich tausend Pfund Taback in eben so vielen Pfundpäckchen, mit der liebenswürdigsten Zuvorkommenheit ausgehändigt. Auffallend an diesen Packeten war mir, daß sie sämmtlich mit Lehm oder Ton versiegelt waren. Die Kaiserliche Regie, die bekanntlich auch den Siegellack fabricirte, hatte die Anwendung des letzteren, in diesem Falle wohl für Luxus und Verschwendung angesehen.

Groß war die Freude, als ich mit dieser fahrenden Beute bei dem Bataillon ankam. Jeder wollte rauchen, und die wenigsten hatten Geld. Da kam nun die Reihe an mich, den Proviantmeister abzulegen und die freigebige Hand zu öffnen. Ich mußte fast Alles auf Pump geben, und was das im Kriege zumal unter

Kameraden bedeutet, das erräth am Ende auch der, der nie Soldat war. Heute sind sie nun Alle hinüber die alten Nassauer Schmaucher, und wenn ich dereinst zu ihnen stoße, wird am Ende nicht einmal Einer mir eine Pip Taback offeriren können.

Bald erhielten wir nun Ordre, gegen Dresden vorzurücken, und waren bei regnerischem Himmel Tag und Nacht auf den Beinen, bis wir bei Neudorf ein Bivouak bezogen. Dort standen wir zwischen einer Schonung und einem zweistöckigen Hause, derweil der Himmel sein feuchtes Liebeswerk unverdrossen fortspendete. Es war im ganzen Bataillon wohl nicht ein Mann, der nicht einen halben Eimer Wasser an seinem Leibe umhertrug. Wir waren durchnäßt nicht bis auf die Haut, sondern bis auf die Knochen; und was das Schlimmste war, nicht einmal das Holz wollte brennen, daß wir ein Feuer hätten machen können. In dieser Lage kamen wir auf den Gedanken, das vor uns stehende Haus abzudecken, um so aus dem inneren Gebäude Brennholz zu erhalten. Gedacht, gethan. Bald hörten wir die Sparren unter unsern Hieben seufzen und krachen, und schon lagen verschiedene Balken zersplittert zu unsern Füßen, als der Kaiser Alexander heraustrat. „Garde-Füsiliere," rief er, „laßt doch wenigstens das Erdgeschoß stehen, Euer König wohnt ja im Hause." Man kann sich unsern Schreck denken. Kaiser und König wohnten wirklich darin und waren sogar augenblicklich gegenwärtig. Was uns anbelangt, so hatten wir trocken Holz genug; und so blieb die erste Etage unversehrt.

Unterdeß war unsers Bleibens nicht lange. Es wurde zum Aufbruch geblasen, und wir rückten in der Richtung auf Dresden vor, wo wir jedoch nicht zur Verwendung kamen, und genöthigt

waren, wieder Arièrgarde zu machen. Es war der letzte Sieg, den Napoleon auf Deutscher Erde erfocht; aber er ist mir unvergeßlich geblieben, weil ich von einer Anhöhe aus persönlicher Zeuge einer taktischen Ausführung dieses unvergleichlichen Kriegsmeisters war. Der Kaiser hielt nämlich im Angesicht der verbündeten Heersäulen, wie, wenn er zum Recognosciren gekommen wäre, indem er sein Fernglas gleichsam bis in das Innerste der feindlichen Linien hineinbohrte. Man konnte in der That fragen, was er wolle, und bei dieser Frage zittern. Da auf einmal erschienen drei Französische Kürassier-Regimenter auf der Ebene, marschirten gerade auf den linken Flügel der Oesterreicher zu, als sie auf einmal, wie auf Zauberschlag, in zwei größeren Säulen auseinanderflossen, und die eine rechts, die andere links abschwenkten. In dem Augenblick sahen wir auch bereits uns im Angesicht einer wahren Hölle von Batterieen, denen also die Cavallerie lediglich zum Versteck gedient hatte, um jene hierher zu führen. Alsbald erbebte auch der Erdboden unter der Wucht des nun beginnenden Donners, und der Sieg war sein. Moreau fiel, und 12,000 Oesterreicher streckten das Gewehr. Wir retirirten wieder in der Richtung auf Obergraupen, wo mir Gelegenheit ward, in Gesellschaft des Lieutenant Frenzel den General Vandamme mit seinen 30,000 Mann vom Königsstein heruntersteigen zu sehen, um in Böhmen einzubrechen. Unvergeßlich ist mir aus diesem Rückzuge auch noch, daß Kaiser Franz und Alexander über Teplitz nach Bällin eilten, während unser König treu bei der Armee blieb, und wer wüßte nicht, von wie großer Bedeutung diese Anwesenheit des Heldenkönigs für den Ausgang der Schlacht bei Culm geworden? Bevor ich jedoch erzähle, was ich von dem Verlaufe der Schlacht wahrzunehmen vermochte, will ich

noch einer wohlthätigen Wunderkraft des heiligen Nepomuk gedenken, wäre es auch nur um den Nepomuk der Stadt Tietz, der uns bekanntlich keine warme Suppe gönnte, als einen ganz unbarmherzigen Kerl zu blamiren. Der Böhmische Nepomuk war ein besserer Mann, ein Heiliger, der, wenn auch nicht mit dem Hunger armer Soldaten, doch desto mehr mit seinem eigenen Halse Mitleid hatte. Lieutenant Frenzel, Dr. Pagel und ich litten nämlich schon seit Tagen außerordentlichen Hunger, als wir in einiger Entfernung ein Böhmisches Dorf erblickten, dessen dampfende Schornsteine deutlich genug verriethen, daß da gekocht würde. Wir beschlossen also hinunterzugehen und unser Heil zu versuchen, und traten sofort in das erste nächste Bauernhaus. Bei unserm Eintritte fragte ich die Bäuerin, ob sie nicht ein Gericht Erdtoffeln habe. Als gute Wirthin verneinte sie das und begleitete sie diese Auskunft mit vielen tausend jammernden Versicherungen. Indeß hatte ich bereits begriffen, wie das zu verstehen sei, und da ich in demselben Augenblick einen hölzernen heiligen Nepomuk erblickte, etwa so groß wie ein Mann, packte ich ihn ohne große Umstände, legte ihn der Länge nach auf den Tisch, zog den Säbel und sagte nun mit der grimmigsten Schlächtermiene, die ich aufbringen konnte: „Hund von Heiligem, wenn Du nicht was zu essen schafffst, haue ich Dir den Hals ab.“ Ein Schrei des Entsetzens von Seiten der Bäuerin und ihrer Tochter durchdrang in diesem Augenblick das Zimmer, und Beide stürzten nach dem Hofe hinaus, Hilfe zu rufen. Die Hilfe kam auch wirklich, aber nicht bloß für den Heiligen, sondern auch für uns. Sie kam in der Person des Bauern, der mir die besten guten Worte gab, seines Heiligen zu schonen, und hinzufügte, er werde Alles geben, was wir haben wollten; er wäre auch Soldat

gewesen, und wüßte, daß man demselben geben müsse, was man könne. Natürlich war ich bei solchen Aspecten kein Unmensch, und zog meine Hand von dem Heiligen zurück, der nun seinerseits für ein Gericht „neuer Erdtoffeln mit frischer Butter" sorgte, an dem wir uns nach so langer Entbehrung wie Könige ergötzten und von dem der Duft des Wohlschmacks mir heute noch auf der Zunge liegt. Doch ich komme nun zu der Schlacht zurück. Der König hielt nahe bei der Dobberwetzer Schäferei und ließ die zuerst angekommene Reserve von 10,000 Russen vorrücken. Gleichzeitig schickte er wiederholt Adjutanten an Ostermann mit dem Befehl, daß er sich halten müsse.

Leider war das Bataillon auch hier verurtheilt, unthätig zu sein; für meine Person fand ich aber doch Gelegenheit, zu sehen, was ein braver Commandeur vermag. Ich war bis dahin nie ein Freund der Russen gewesen, hier aber versöhnte ich mich mit ihnen. Die Franzosen umgingen die in Brand gesetzten Dörfer Culm und Briesen, kamen fünfmal über den Geiersberg herunter, wurden aber von den Ostermann'schen Russen jederzeit mit dem Bajonett zurückgeworfen. Dieser Widerstand war unbezweifelt eine Wirkung der Anwesenheit und der Befehle unsers Königs. Vandamme wurde mit seinem ganzen Corps gefangen genommen. Selten in meinem Leben habe ich mich so gefreut, wie über diesen Triumph, der die Verfolgten zu Sieger über ihre Verfolger machte. Unsererseits bezogen wir nun mitten in der Nacht auf dem Schlachtfelde das Bivouak. Wir hatten Durst und tranken in der Finsterniß aus einem Graben. Erst am andern Morgen sollten wir gewahr werden, daß wir mit Menschenblut gemischtes Wasser getrunken hatten. Das Wasser war noch am Morgen roth!

Wir wurden nun in das Städtchen Obergraupen verlegt. Es war ein melancholisches Bivouak und so kam es mir recht angenehm, als Hauptmann v. Rexin und Lieutenant v. Trauwitz mich aufforderten, an einem Austritt zum Recognosciren Theil zu nehmen. Ich war sofort zu Pferde und so ritten wir denn nach dem zunächst hinter Obergraupen gelegenen Dorfe. Als wir dort eintrafen, begegnete uns ein Regiment Franzosen und einige Escadrons Cavallerie, welche auf uns feuerten. Wir eilten zurück und Hauptmann v. Rexin ließ nun die Tiraillieurs vorgehen. Bei dem starken Regenwetter wollten viele Gewehre aber nicht los gehen, ich sprang also vom Pferde und brachte, indem ich dasselbe an ein Bund Heu band, die Schüsse aus wohl 14 Gewehren, so daß sie nun wieder vorgehen konnten. Ich brannte nämlich zweimal Pulver in der Pfanne ab, so daß das Zündloch dadurch geöffnet wurde, und führte mit der Räumnadel frisches Pulver aus meiner Flasche in die Zündlöcher. Dann schoß ich jedes der wieder so hergestellten Gewehre mitten im Gefechte ab. Zwei feindliche Kugeln zerrissen meinen Mantel und nicht fern von mir erhielt der Lieutenant v. Trauwitz in dem Augenblick, wo er seine Büchse gegen einen Baum lehnte, einen Schuß in den Kopf. Das machte mich nur noch erbitterter. Unser Commandeur, Major v. Witzleben, bemerkte es und rief mir wiederholt zu: „Griebenow, gehen Sie zurück!“ „Zu Befehl,“ antwortete ich ohne mich stören zu lassen, „aber ich bin doch nicht besser als meine Kameraden.“ „Sie sind uns unentbehrlich und wir brauchen Sie nöthiger, als zum Todtschießen!“ rief er.

Inzwischen hatte ich als besserer Schütze auf der Fronte bereits mehrere Franzosen erlegt, als ein Funken in dem Augenblick, wo

ich das letzte Gewehr in Ordnung brachte und abfeuerte, in meine Pulverflasche, die ich offen in der Hand hielt, fiel und dieselbe sprengte. Dadurch ward mir die Hand so zerrissen, daß ich alles Fleisch von derselben verlor. Doch stellte Dr. Hartmann, unser Regimentsarzt, in wenigen Wochen meine Hand wieder her.

Am Tage unseres Ausmarsches rief Major v. Witzleben, als er mich ansichtig wurde: „Lieber Griebenow, wo waren Sie gestern? Sie waren ja nicht bei der Parole? gewiß der kranken Hand wegen. Die eisernen Kreuze wurden vertheilt, Sie mußten ja das erste erhalten und ich selbst hätte es Ihnen angesteckt. Lassen Sie sich wenigstens einen Erbberechtigungsschein geben." Ich war sehr verstimmt und hatte auch wohl Ursache dazu. Darum fiel es mir nicht ein, um den Erbberechtigungsschein noch lange zu betteln, und so ist es denn auch dabei verblieben. Ich erwähne nur, daß der damalige Adjutant, Lieutenant v. Wildermeth, bei dieser Ansprache des Bataillons-Commandeurs zugegen war. Das Gefecht von Graupen bezeichnete übrigens einen der höchsten Ehrentage unseres Bataillons. Wir hatten uns mehrere Stunden gegen 6 feindliche Bataillone behauptet und zählten 19 Todte, unter diesen den Lieutenant v. Trauwitz.

Allmälig setzte sich nun die preußische und russische Garde in Bewegung, um über das Erzgebirge nach Sachsen zu rücken. Das Bataillon marschirte über Commothau. Es war eine entsetzlich kühle Nacht und ich litt an meiner verwundeten Hand so bittere Schmerzen, daß ich unfähig war, mich still zu verhalten und ruh- und rastlos umher irrte. So ging es über Kemnitz nach Altenburg, wo mir der Befehl ward, als Kranker zurück zu bleiben und meine Hand ausheilen zu lassen. Aber in der ungewohnten Abgeschieden-

heit war ich erst recht unglücklich. Ich eilte also, meinem Bataillon nachzukommen und hatte die Freude, dasselbe bei Leipzig zu erreichen in dem Augenblicke, wo es zur Schlacht kommen sollte.

Bis dahin hatte es abwechselnd bald avanciren, bald retiriren geheißen. Von nun an sollte es anders sein. Die fast aufgelösete französische Armee eilte in wilder Flucht dem Rheine zu und wir sahen zum ersten Male das ganze weite und große deutsche Vaterland — offen, um es im Triumph zu durchschreiten. Das Hochgefühl, mit dem die ganze verbündete Armee am Mittage des 19. October erfüllt wurde, läßt sich nicht beschreiben; der für unüberwindlich gehaltene Weltbezwinger lag vernichtet zu unsern Füßen.

Unmittelbar nach diesem glorreichen Tage gingen wir in dichter Finsterniß bei Cösen über die Saale, einen Wagen mit uns führend, auf dem Kranke und unter Andern auch der Bataillonsschreiber Krämer lagen. Der Marsch war beschwerlich, denn es ging über Cösen Berg auf. Viele verwundete Oesterreicher lagen vor uns hülflos im Wege und wir hatten fast nur zu wachen, daß wir keinen dieser Unglücklichen überfuhren. Ich stieg vom Wagen, um aus den in einiger Entfernung gelegenen Salzbauten Licht zu holen. Ohne die Gegend, ohne Weg und Steg zu kennen, ging ich keck auf ein mir leuchtendes Licht zu und stürzte, ehe ich's geahnt hatte, über Hals und Kopf in einen Abgrund hinunter. Das war ein schwerer Fall, doch kam ich mit dem Leben davon und rappelte mich in der Finsterniß wieder auf, jedoch hatte ich meinen Czako verloren und bald empfand ich auch, daß meine noch nicht ausgeheilte Hand arg verletzt worden war. Mittlerweile tappte ich sacht weiter und erreichte glücklich die Salzbauten und in ihnen eine Besatzung von Kosacken.

Die Kosacken nahmen mich mit der ihnen eigenen natürlichen

Gefälligkeit auf, geleiteten mich mit Licht zurück, suchten nach meinem Czako und fanden ihn, und halfen wie gute Kameraden unserm Zuge den Berg hinauf.

Im Lager bei Weimar trafen wir wieder zu unserm Bataillon. Ich nahm mit Erlaubniß des Majors v. Witzleben in der Stadt Quartier und wurde ich vom Billetamte auf den Hofgärtner Richard, wo bereits mehrere Officiere lagen, angewiesen. Als ich vom Amt herunterkam, begegnete mir der Unterofficier Reinecke von unserm Bataillon, und klagte bitterlich über die Behandlung, die unsere Kranken Seitens der Oesterreicher erlitten. Sie wären nämlich als Fußkranke im Oesterreichischen Lazareth, im Schützenhause, ¼ Meile von Weimar, aufgenommen worden, und es wurde für sie und die Oesterreichischen Kranken gemeinschaftlich gekocht. Aber nicht erfuhren sie mit den Oesterreichern auch eine gleiche Behandlung. Unter Anderm erhielten die Oesterreicher, wie mir Reinecke sagte, immer zuerst Essen, und die Preußischen Verwundeten mußten dann mit dem fürlieb nehmen, was übrig geblieben war. Schon hatte ein Unterofficier, der alte mit der silbernen Medaille ausgezeichnete Colberger Brederck, bei dem dort postirten Hauptmann über diese Behandlung Beschwerde geführt. Anstatt jedoch Unrecht besser zu machen und zu untersuchen, hatten ihn Osterreichische Feldwebel gemißhandelt und mit anderen Preußischen Kameraden in die Wache gebracht. Das Alles war, wie Reinecke erzählte, soeben geschehen.

Reinecke bat mich nun, in's Lager zu reiten, und dem Major v. Witzleben den Vorfall zu melden, und um Schutz für unsere Kranken zu bitten. Ich schäumte vor Wuth über diese geheime Bosheit der Oesterreicher, und mein Entschluß war schnell ge-

faßt. Erst noch lange nach dem Lager zu reiten und unsern Commandeur mit der Geschichte zu behelligen, das schien mir zu langweilig. „Eilen Sie nur,“ sagte ich zu Reinecke, „sogleich nach dem Lazareth, und melden Sie da den Oesterreichern, daß einer unserer Officiere bereits bei dem Commandanten v. Pfuhl (auch ein Oesterreicher) sei und sofort eintreffen werde, um die Preußischen Kranken abzuholen. Ich werde mich dann, setzte ich hinzu, als dazu befehligt einfinden. Damit eilte er davon, und ich ritt einstweilen nach meinem Quartier, mein Pferd zu füttern.

Dann setzte ich mich auf, und fort ging es nach dem Lazareth. Als ich mich demselben näherte, trat ein alter graubärtiger Oesterreichischer Hauptmann heraus, und mir mit den Worten entgegen: „Mein geehrter Herr Kamerad! Es ist hier ein Mißverständniß eingetreten; wir werden Alles wieder gut machen.“

So leicht aber ließ ich mich nicht beschwichtigen. „Ich habe Befehl,“ entgegnete ich, „meine Leute sammt dem Oesterreichischen Feldwebel, der sie mißhandelt und arretirt hat, zum Commandanten, Ihrem Oberst v. Pfuhl, zu führen. Bei unseren Preußischen Truppen finden körperliche Strafen nicht statt; und das ganze Verhalten ist um so unverantwortlicher, als der Mißhandelte Unterofficier ist und ein Ehrenzeichen trägt.“ Dieses Auftreten wirkte prächtig. „Herr Kamerad,“ erwiederte der Oesterreicher demüthig, „schauens, wir haben gefehlt. Compromittiren Sie uns nit, der Feldwebel soll Ihren Leuten abbitten. Auch sind sie schon aus dem Arrest! Schauens, Herr Kamerad, sagen Sie dem Herrn Commandanten, es wäre schon Alles beigelegt. Ihre Leute sollen gut verpflegt werden, und nun nehmen Sie, Herr Kamerad, ein Glas Wein von uns an.“ Ich glaubte es der Gutmüthigkeit des alten verdienten

Officiers schuldig zu sein, daß ich seine Einladung nicht ausschlug, und genoß eins der schönsten Frühstücke à la fourchette. Nicht jedoch vergaß ich darüber das Schicksal meiner armen Kameraden, sondern nahm sie wirklich mit nach Weimar, und hatte das Glück, sie daselbst in bürgerliche Quartiere unterzubringen. Von den so Geretteten lebt noch der nachherige Steuerbeamte Moers in Charlottenburg.

Das war einer der wenigen Geniestreiche, über die ich mich heute in meinem hohen Alter noch freue. Er war gewagt, aber er gelang prächtig.

Wie der Leser weiß hatten wir zwar wohl noch einen Feind vor uns, aber einen fliehenden, der sich nicht einholen ließ. In dieser Lage glaubte ich ohne Pflichtverletzung abkommen und meine Zeit besser benutzen zu können, wenn ich die Armee auf kurze Zeit verließe. Schon am andern Morgen ritt ich daher in's Lager und bat um Urlaub, um die Gewehr-Fabriken in Suhl, Schmalkalden und Mehlis zu besuchen. Der Urlaub wurde mir mit der Einschränkung bewilligt, daß ich mich in Frankfurt wieder zum Bataillon stellte.

Ich nahm meinen Weg auf der großen Straße nach Arnstadt über den Winterberg, der schon hoch mit Schnee bedeckt war. Unweit Suhl mußte ich dicht am Schützenhause vorüber. Bei dieser Gelegenheit sah ich Kosackenpferde im Vorgehöft angebunden, daneben eine große Menge getödteter Hühner und Puthen, so daß ich augenblicklich wußte, daß hier Kosacken bei ihrem Lieblingsgeschäft waren und plünderten. In der That waren es ihrer Acht. Ich gab meinem Pferde die Sporen und sprengte in den Hof, schlug mit dem Säbel in's Fenster, daß die Scheiben zersprangen und die

Kosacken erschreckt hinaus stürzten. Mitlerweile war ich aber auch schon wieder an der Thür, um sie gebührend zu empfangen und zählte dreien von diesen Räubern, indem sie aus der Thür schlüpften, mit der Klinge auf, daß ihnen das Fell dampfte. Sie ließen die Hühner im Stich und jagten davon.

Bis dahin hatte das Haus unbewohnt und verlassen geschienen. Jetzt aber kam ein menschliches Wesen ganz bleich vor Schrecken aus einem Schlupfwinkel hervor und dankte mir als seinem Retter. Es war der Besitzer des Geschäfts. Ich hätte, sagte er, ihm seine Hauptkasse gerettet; die Ladenkasse hätten die Spitzbuben schon geplündert gehabt und seien gerade dabei gewesen, auch die Kommode zu erbrechen, als sie durch mich gestört wurden. Ich hatte also die Freude, zur guten Stunde gekommen zu sein und war um so vergnügter darüber, als mir der Mann wunderbar bekannt vorkam. Er trug eine Narbe auf der linken Wange und ich fragte, wo er die bekommen habe. „In Dresden 1804,“ war seine Antwort, „beim Fechten mit dem Rappier.“ Nun fiel es mir wie Schuppen von den Augen. Allerdings kannte ich den Mann und seine Schmarre noch besser. „Das war mein Rappier!“ rief ich hochvergnügt, „ich bin Griebenow!“ Bei dem Namen Griebenow rieb er sich wie ein Träumender die Augen und sah mich groß und verdutzt an. Dann war das Wiedererkennen vollendet. Was war das für eine Freude, uns so wieder zu finden! Natürlich mußte ich nun bei ihm bleiben und ich that es gern. Schon hatte er angefangen auszuräumen und seine Familie und seine besten Sachen in den eine Achtelmeile davon gelegenen Schleifmühlen, die bewohnt waren, untergebracht. Jetzt, nachdem wir gefrühstückt hatten, führten wir auch sein Vieh dorthin, und kamen eben zur rechten Zeit; denn wieder fanden wir plün-

dernde Kosacken, die Alles mit Entsetzen erfüllten. Ich sammelte sofort die dortigen männlichen Bewohner und da an Büchsen kein Mangel war, so ward es mir leicht, den Ort durch ein Dutzend Schüsse von dem Räubergesindel zu säubern. Groß war die Freude und die guten Menschen betrachteten mich schier wie einen Engel. Ich mußte die Nacht über bei ihnen bleiben und hatte so viel Vergnügen, als gerettete und dankbare Menschen gewähren können.

Der Ruf dieser meiner Heldenthaten hatte sich inzwischen, trotz der Nacht, bis weit über die Schleifmühlen verbreitet und kaum war der Morgen da, als zwei wohlausstaffirte Magistratsdiener erschienen, um mir in aller Form curialer Höflichkeit ein Dankschreiben des Bürgermeisters, eines Herrn Anschütz, zu überreichen, nebst dem unterthänigsten Gesuch, einen Ruhetag in Suhl gnädigst annehmen zu wollen. Ich sagte zu; denn ich bin als großer Mann immer sehr herablassend gewesen, und nebenbei kam mir diese Einladung ja recht à propos. Bei meinem Eintritte in die Stadt ward ich von den versammelten Rathsherren auf das Feierlichste bewillkommnet und es kam mir wirklich so vor, als glaubten sie, daß ich die Stadt vor Plünderung beschützt habe. Diese Aufnahme kam aber meinem Vorhaben außerordentlich zu statten. Mir wurden nicht allein sämmtliche Fabriken in Suhl geöffnet, sondern aus Dankbarkeit für die Rettung beschenkte mich die Stadt auch mit einem Paar ausgezeichneter Pistolen. Leider trug ich meine Hand noch immer im Tuche, so daß ich mich den Freuden, die mir hier so vollauf geöffnet wurden, doch nicht recht hingeben konnte.

Tags darauf reiste ich ab und traf in Mehlis einen Russischen Hauptmann, mit seinem Diener und einem Donischen Kosacken. Mit ihm vereint setzte ich dann die Reise über Schmalkalden fort.

Auch hier besuchte ich die Gewehrfabriken und hatte wieder die Ehre mit einem Paar Pistolen beschenkt zu werden. Diese Aufmerksamkeit verdankte ich wohl dem Umstande, daß man in mir den Kenner dieser Waffe erkannt hatte. Sodann machte ich in Gemeinschaft mit meinem Russen die Tour über Fulda und Gellenhausen nach Frankfurt a. M. und glaubte, daß die retirirende französische Armee bei dem letzteren Orte das schöne Terrain benutzen und sich hier aufhalten, ja vielleicht sogar zum Gefecht stellen werde. Hätte Herr v. Wrede seine Schuldigkeit gethan, so würde er Napoleon hier in Gellenhausen sogar zum Stillstehen gezwungen haben. Statt dessen lag er aber ruhig bei Würzburg vor dem Leisten, wie man sagt im Anstande auf die französische — Kriegskasse. Keins von beiden war also eingetreten und so benutzten wir den uns gegönnten freien Augenblick, zwischen Fulda und Gellenhausen quartiert zu werden, um unsere bis auf den Tod erschöpften Pferde verschnaufen zu lassen. Meine Sitte war es immer, auf Reisen und bei Märschen erst an das Pferd und dann an den Reiter zu denken. Mein Pferd war bei der gleichen Anstrengung daher in viel besserem Zustande, als die Pferde der Russen.

Am andern Morgen, in dem Augenblick als wir weiter wollten, klagte mir der Hauptmann, daß sein Pferd sehr gedrückt sei, und der Dorfschulze ihm einen Wagen für sein Gepäck stellen müsse, und in der That gab ihm der Schulze eine Anweisung auf unseren Bauer. Der Bauer aber verweigerte es, Vorspann zu leisten; so standen wir rathlos da; ein kleines Kommando von 20 Mann österreichischer Fouriere hatte gleichfalls mit uns im Dorfe übernachtet. Ein Corporal desselben fragte den Hauptmann, ob er sich nicht das französische Cavallerie-Pferd, das frei auf dem Hofe stand, neh-

men könne, um eine Strecke weit darauf zu reiten. Der Hauptmann erwiederte: „nehmen Sie es dreist! es gehört dem Bauer nicht, es gehört dem Feinde.“ Der Oesterreicher saß auf. Als er aber abreiten wollte, ertönten die Sturmglocken, und als wir vom Hofe auf die Straße geritten kamen, erblickten wir wohl fünfzig mit Flinten, Heugabeln und Sensen bewaffnete Bauern, um den Abritt des Oestreichers zu verhindern. „Seid ihr Deutsche Brüder,“ schrie ich ihnen entgegen „oder seid ihr Franzosen und unsere Feinde?“ damit spannten wir unsere Pistolen und wollten anreiten. Mir machten die Bauern sofort Platz. Als aber die drei, der Hauptmann und seine Begleiter mir folgten und um die Scheunenecke bogen, gaben sie Feuer auf sie. Blos aus der Scheune unseres Wirthes waren fünf Schüsse gefallen, von denen einer an mein Pistol schlug, es mir in der Hand umdrehte und mein Pferd am Halse verwundete. Nun hatte meine gute Laune ein Ende. Ich warf mein Pferd herum, sprengte bis an die Thür zurück und schoß meine beiden Pistolen mitten in den Haufen dieser bisthümlichen Räuber hinein, in denen kein Tropfen Deutschen Bluts zu sein schien. Ein entsetzliches Geheul der Weiber, daß man hätte glauben können, unter Wilden zu sein, beantwortete diese Schüsse und rief nun auch den Hauptmann und seine Begleitung zurück. Jetzt wagte man sich nicht weiter an uns heran und so kamen wir mit heiler Haut davon. Kaum aber hatten wir das nächste Dorf erreicht, als die Sturmglocken auch hier in Bewegung geriethen. Indeß waren wir vier diesen deutschen Patrioten wohl zu viel, und so begnügten sie sich damit, inwendig zu raisonniren. Wenigstens ließ sich keiner der Helden blicken. Wie mancher brave deutsche Kamerad mag unter diesem französirten Gesindel unbetrauert ausgehaucht haben.

Als wir durch Gellenhausen ritten, vernahmen wir endlich den so lange erwarteten und so oft vermutheten Schlachtendonner. Er brummte aus der Gegend von Hanau zu uns herüber. Nun eilten wir, was Roß und Mann aushielten, um noch zur Affaire zu kommen, wir kamen dennoch zu spät, wenn auch unmittelbar nach vollendeter Handlung.

Ich komme hier zu einer denkwürdigen Erfahrung meines Lebens. Ohne die Schlacht von Hanau, dieses Knabenstück eines Baier'schen Feldherrn, des erhabenen Wrede, mit gemacht zu haben, ist mir durch den Augenschein und durch das Urtheil unmittelbarer Zeugen doch so viel Kenntniß davon geworden, darüber mitsprechen zu können. Napoleon war den Baiern zuvorgekommen, und hatte rasch das hohe Fichtengehölz bei Hanau besetzt, zwei Ungarische Grenadier-Regimenter, wie mit Windesbrausen durch Hanau getrieben, und die Baierschen Chevauxlegers auf das Entsetzlichste zugerichtet. Wir kamen grade, um noch zu sehen was vorgefallen war. Es war ein trauriger Anblick, dieses Feld eines nutzlosen und unrühmlichen Blutvergießens. Ich will hier nun Einzelheiten erzählen. Auf einem einzigen Punkte waren wohl tausend Mann niedergestreckt worden — ein gräßlicher Anblick. Auf einem andern Punkte, im Angesichte der Scharfrichteri, lagen auf dem Anger mehr als 500 Pferde aufgethürmt, so daß es unsern Pferden fast unmöglich wurde, hinüber zu kommen; und das Alles war das Werk eines Soldaten, der als Jahre langer Begleiter des Napoleonischen Siegeswagens doch die tactischen Finessen seines Gebieters kennen mußte! Unvergeßlich ist mir namentlich der bis dahin nie gesehene Anblick zu Pferde sitzender Leichen. Diese Unglücklichen waren von dem französischen Donner erst in den Sumpf gefegt worden, waren dann darin unrettbar stecken

geblieben, und hatten erst dann das tödtliche Blei empfangen. „Herr von Wrede," rief der Bürgermeister von Hanau, der dieses Unglück angerichtet hat, verdiente hier an dem höchsten Fichtenstamm gehangen zu werden!" (Eigene Worte.) Dieser Mann, ein Herr Carl, kam mit vielen andern Magistratspersonen auf mich zu, und sagte: „Sie sind gewiß ein Preuße, sein Sie uns herzlich willkommen, aber sagen Sie uns vor Allem wo das Blüchersche Corps bleibt. Hier ist ein großes Unheil angestiftet und viel gut zu machen. Hätte nicht," fügte er hinzu, „der Mühlenmeister aus eigener Einsicht die Mühle geschützt, die Baiern, die nicht erschossen wurden, wären Alle ertrunken. Was sich rettete, hat sich über den abgelassenen Mühlenstrom gerettet!" Später überzeugte ich mich auch hiervon, obwohl trotzdem nicht wenige Mann und Roß hier umgekommen waren. Was der Baiersche Feldherr eigentlich dabei gedacht hat, als er ein dichtes Stangengehölz durch die Cavallerie nehmen wollte, bleibt wohl ewig ein Geheimniß.

Ich kehre indeß zurück. Mit Vergnügen schloß ich mich dem wackeren Deutschen Manne, Bürgermeister Carl, an, und machte ihn darauf aufmerksam, daß weiter zurück noch viele Verwundete lägen. Er schickte sogleich Wagen dahin ab und ließ die Verwundeten herbeiholen.

Ich war auf dem Wege nach Frankfurt, und eilte, fortzukommen. Aber der Bürgermeister ließ mich nicht fort. Er schien unendlich glücklich, einmal einen Preußen, wenn ich so sagen darf, einen Blücheraner, von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Indem er auf zwei brennende, vor der Brücke am Eingange in die Vorstadt gelegene Häuser zeigte, sagte er verbindlich: „Dort im Garten habe ich meinen Weinkeller, den die Franzosen nicht berührt haben. Da

sollen Sie den schönsten 1811er mit mir trinken. Sie bleiben bei uns." Derweil schrieb er auch schon Zettel an das Billet-Amt für meine Russische Begleitung und sagte zu mir gewendet: „Was Sie betrifft, so bleiben Sie bei mir. Sie sind mein Gast und werden fürlieb nehmen!"

So mußte ich schon bleiben, und erhielt ein Logie, wie ich ein solches seit Rußland nicht gehabt hatte. Die Liebenswürdigkeit dieser Familie zog mich an. Ich verweilte bis zum andern Tage, denn früher abzureisen, wäre mir unter keinen Umständen erlaubt worden. Dann schied ich mit dem Versprechen eines Besuchs von Frankfurt aus, und traf zu meinem Regiment in dem vorläufigen Standquartier von Gigesheim. Wenn Jemand eine Reise thut, so kann er was erzählen, sagt ein altes Lied, dessen Wahrheit nun auch meine Kameraden erfahren sollten. Mit Spannung und Interesse lauschten sie meinen Berichten über das Schlachtfeld von Hanau.

Bald gewann ich so viel Zeit, um an mein der Familie Carl in Hanau gegebenes Versprechen denken zu können, und lud meinen Freund, den Compagnie-Arzt Dr. Bremer ein, die Reise mit mir zu machen. Dr. Bremer willigte ein, und so ritten wir an einem schönen Decembertage ab. Unser Weg führte über Steinheim, wo die Oesterreicher ein großes Lazareth etablirt hatten. Dr. Bremer wußte das und sagte: „Wir kehren hier in dem Gasthofe ein, wo die Oesterreichischen Aerzte verkehren, sage Du Doctor zu mir, ich werde Dich Ober-Stabs-Arzt nennen!" Ich wollte von dieser Vermummung indeß nichts wissen, und entschuldigte mich damit, daß ich kein Apotheker-Latein verstände. Wir ritten indeß vor und ließen uns eine Flasche Elfer geben, denn wir hatten bereits 5 Meilen gemacht. Im Gastzimmer trafen wir wohl 10 Oester-

reichische Aerzte beim Frühstück. Sie begrüßten uns sofort als Preußische Militair-Aerzte, überhäuften uns mit Freundlichkeiten, und luden uns ein, an ihrem Frühstück Theil zu nehmen. Das war ein lustiges kameradschaftliches Beisammensein, und wir konnten wohl bemerken, daß die Oesterreicher keinen geringen Respekt vor der Preußischen Armee hatten. Was uns aber besonders wohl that, war die ehrliche Gesinnung, womit sie den Sieg von Culm ganz offen unserem Könige zuschrieben. Dies gab mir Veranlassung, das Wohl des Königlichen Siegers von Culm aus zu bringen, und nicht oft ist wohl ein Toast wie dieser von der allgemeinen Sympathie getragen gewesen. Demnächst tranken wir auch auf das Wohl ihres Kaisers, und beide Toaste wurden mit großem Tusch von einem vor der Thür aufgestellten Musik-Corps begleitet.

Nach aufgehobener Tafel ritten wir wohlgemuth nach Hanau und trafen dort etwa gegen Mittag ein. Unser Bürgermeister nahm uns sehr freundlich auf. Wir speisten mit der Familie zu Mittag, und ließ sich Dr. Bremer den Elfer sehr gut schmecken. Nachdem wir den Caffee eingenommen, besuchten wir die Stadt und nahmen ihre Sehenswürdigkeiten in Augenschein. Dann empfahlen wir uns und brachen auf.

Die nun folgende Rückreise wird mir ewig unvergeßlich bleiben, einmal einer kleinen Begegnung wegen, deren zauberische Unschuld werth ist, in den sonnigen Lenz einer Idylle verwoben zu werden; dann aber auch wegen der Mühsale und Aergernisse, die ich mit meinem medicinischen Geleitsmann erlebte. Ich spreche zuerst von der Idylle.

Sogleich unweit des Main begegneten uns zwei allerliebste den besseren Ständen angehörige Mädchen, die hier offenbar spa-

zieren gingen. Bremer, der, wie gesagt, stark geladen hatte, stieg sofort vom Pferde, taumelte auf die Damen zu, und sagte: „Meine Schönen, Sie müssen uns küssen!“ Die Mädchen schienen zu erschrecken, und baten mich, sie zu beschützen. „Sie können ihm immer einen Kuß geben,“ sagte ich, „der Herr ist ein durchaus anständiger Mann, er hat bei Ihrem Bürgermeister nur ein Gläschen zu viel getrunken.“ Die Damen willigten ein, jedoch unter der Bedingung, daß auch ich ein Küßchen von ihnen annähme, nur hätte ich dafür zu sorgen, daß der Herr wieder zu Pferde steige. Auf mein Zureden bestieg Bremer nun sein Pferd, und die Damen hielten Wort, drückten mir die Hand, und gaben mir jede einen Kuß in Ehren; ob ich mich verzählt habe, will ich nicht behaupten; aber, wie es schien, waren wir Alle zufrieden, und noch an der Fähre sahen wir, wie die Damen uns Grüße nachsandten.

Inzwischen hatten wir den Oesterreichern versprechen müssen, sie auf dem Heimwege wieder zu begrüßen. Dies geschah nun; und bald waren im Gasthofe von Steinheim wohl 20—30 Oesterreichische Ober- und Unter-Aerzte beisammen, die uns mit einem prächtigen Abendessen bedienten, bei dem aber schrecklich getrunken wurde. Ich bemerkte bald, daß mein Begleiter die Gläser zu voll goß, und ließ nun unsere Pferde vorführen, um mit Ehren davon zu kommen. Der Abschied war herzlich und erfolgte auf Wiedersehen zur Jagd in Gigesheim, nachdem Jeder von uns noch mit einem ungarischen Lavapfeifenkopf beschenkt worden war. Bremer war bereits in einer solchen Verfassung, daß er auf's Pferd gehoben werden mußte, und ich hatte eine dunkele Ahnung davon, daß ich mit ihm was erleben würde. Das Erlebniß kam dann auch bald genug, und viel toller, als ich es hatte erwarten können.

Kaum waren wir nämlich aus dem Thor, als Dr. Bremer rauchen wollte, und beim Herauslangen seiner Pfeife das Rohr verlor. Die Säbelscheide hatte er bereits verloren. All' sein Suchen war vergeblich, und verlangte er nun von mir, daß ich ihm meine Pfeife borgen solle. Ich rauchte selbst gern und verweigerte daher sein Anliegen, zumal ich mir sagte, daß er dieselbe auch verlieren würde. „Warte Du nur," sagte ich, „bis wir zu der Ziegelei dort drüben kommen, da wird gewiß eine Pfeife zu haben sein." Er beruhigte sich anscheinend, und wir ritten nun auf das Gehöft zu, klopften an's Fenster, erhielten aber, da es mitten in der Nacht war, nicht sogleich Antwort. Bremer zog seinen Degen und schlug das Fenster ein. Jetzt erschienen zwei russische Unterofficiere. Ich fragte, ob sie eine Pfeife hätten. Sie verneinten es, und nun hatte ich meine Noth, den „Medicin-Mann" nur wieder fortzubringen, da er mit Ungestüm darauf bestand, eine Pfeife haben zu wollen. Unter entsetzlichen Fluchreden, die zum Glück von den Russen nicht verstanden wurden, brachte ich ihn endlich von dannen.

Kaum waren wir indeß auf der Straße, als er die Pfeifenquerelanz von vorne anfing. Ich versprach ihm, im nächsten Dorfe für eine Pfeife sorgen zu wollen. Aber umsonst. Die Wirkungen des Weins waren offenbar im Steigen. Er gerieth in eine Art wahrer Wuth gegen mich, und schimpfte mich einen schlechten Cavalier, schlechten Kameraden, schlechten Kerl, und was ihm sonst noch in den Mund kam. Sein Benehmen war nicht bloß unausstehlich, es wurde bedrohlich. Ich setzte daher mein Pferd in Galopp. Er aber hinter mich her, und führte einen so exacten Säbelhieb auf mich, daß mein Mantel durchschnitten und mein Pferd am Hintertheil, nahe am Schweife, verwundet wurde und blutete. Das war

mir denn doch zu viel. Ich drehte mich kurz um, zog ihm eins mit dem Kantschuh über und ritt dann spornstreichs davon. Jetzt aber schrie er, daß man es meilenweit hätte hören können, ich möchte ihn nicht verlassen, er komme sonst um, denn er wisse nicht Bescheid. Natürlich brachte ich mein Pferd zum Stehen, und wartete, bis er herangekommen sein würde. Er kam, aber in welchem Zustande? Seine wirklich heidnische Besoffenheit war aus dem Stadium der Tollheit in den der Raserei übergegangen. „Du hast mich," schrie er, „schon bei den beiden Mädchen blamirt und betrogen, und fünf Küsse von jeder genommen, während ich nur einen bekommen habe. Nun behandelst Du mich gar wie einen Reitknecht und brauchst den Kantschuh! Giebst Du mir jetzt die Pfeife nicht, dann steche ich Dich vom Pferde! Die Pfeife oder Du!" In demselben Augenblick hieb er auch bereits nach mir, und wohl zehnmal hintereinander. Mein Leben schien wirklich in Gefahr. Ich begnügte mich indeß, seine Hiebe aufzufangen und zu pariren — ein gespenstiges Gefecht in der Mitternachts-Stunde mitten in der Stille eines schweigenden Eichenforstes! —

Als er daran verzweifeln mußte, mir einen wirksamen Hieb beizubringen, schleuderte er seinen Säbel nach meinem Gesicht. Ich parirte ihn jedoch mit einem so kräftigen Hiebe, daß er ihm aus der Hand und weithin auf den Boden flog, und regulirte nun den Rasenden mit einigen noch derber gezogenen flachen Hieben. Jetzt schien er nüchtern zu werden und bat mich um Pardon. Ich war bereits sehr erregt, hielt jedoch an, bis er seinen Säbel gefunden haben würde. Kaum aber hatte er diesen wieder, als er auf's Neue auf mich zusprang, und mir über den Fuß einen so wohl gezogenen Hieb versetzte, daß Stiefel und Strumpf davon durchschnitten und ich

bis auf den Knochen verwundet wurde. Die Narbe dieser Verwundung trage ich noch heute, und hätte nicht mein Steigbügel den wirklich probaten Hieb einigermaßen geschwächt, wer weiß, wie es dann geworden wäre!

Nichtsdestoweniger bewahrte ich meine Kaltblütigkeit, und eilte, sein Pferd herum zu holen, das ihm inzwischen davongelaufen war. Ich war so glücklich, es einzuholen, behielt es aber nun neben mir am Zügel, und ließ den Trunkenen so lange, wohl eine halbe Meile weit, zu Fuße folgen, bis er nüchtern geworden war. Dann ließ ich ihn wieder aufsitzen, nachdem ich ihm seinen Säbel abgenommen, und gelangte ohne weitere Fährlichkeiten mit ihm zum Bataillon.

Seine Besorgniß, daß der Regiments-Arzt durch mich davon erfahren würde, war nicht gering, aber bereits verspätet. Im Dorfe hatte man schon von einem Commando Darmstädter, das im Vorbeimarsch dem mitternächtlichen Duell zugeschaut, Alles erfahren, und ich brauchte dem Regiments-Arzt nichts zu erzählen. Uebrigens war Regiments-Arzt Dr. Hartmann mein Freund, dem ich das Vorgefallene, ohne Gefahr für Dr. Bremer, sehr wohl hätte mittheilen können. Was diesen betrifft, so zeigte er sich beinahe trostlos über meine Verwundung, und erkundigte sich, als er mich gegen Mittag besuchte, sehr angelegentlich, ob er mich gehauen oder gestochen habe. Er weinte bitterlich, und schwur, nie wieder zu trinken.

Schon wenige Tage darauf, am 13. December rückte das Bataillon aus dem Lager von Frankfurt ab, zunächst den Rhein aufwärts durch das Badener Land nach der Schweiz zu, wo wir den Rhein bei Basel überschreiten sollten. In Erinnerung ist mir aus dieser Zeit das alte und ehrwürdige Freiburg geblieben. Hauptmann v. Rexin forderte mich auf, mit ihm den Münster zu besuchen,

und nachdem dies geschehen, speisten wir zusammen und befanden uns nach 10 Uhr Abends beim besten Trinken, als das Bataillon bereits (gegen Mittag) abmarschirt war. Wir hatten das Bataillon und das Bataillon hatte uns vergessen. Der wackere Rexin hatte sehr schwer geladen, und ich fürchtete, als ich ihn aufs Pferd half, halb und halb eine zweite Bremersche Katastrophe. Aber v. Rexin war auch darin Soldat, daß er einen guten Stiefel vertragen konnte, und so erreichten wir im Eilritt am Morgen wohlbehalten unser Bataillon. Freilich hatte ich manche Noth gehabt, ihn während des Ritts auf dem Pferde zu erhalten, und das war nicht leicht, denn er war obenein eingeschlafen.

Ich darf an diese Abentheuerlichkeiten wohl nicht erinnern, ohne auch eines dritten Reiter-Erlebnisses mit einem andern Kameraden, das einige Tage früher gespielt hatte, zu gedenken. Das Bataillon passirte, ich weiß nicht mehr wo, ein ziemlich ansehnliches Gebirgswasser mittelst einer Brücke. Oberjäger Otto, später Landwehroffizier und zur Zeit Kaufmann in Berlin, forderte mich jedoch auf, mit ihm einen Richtsteig einzuschlagen, indem er mich zugleich bat, ihm mein Pferd zu überlassen; er wolle, setzte er hinzu, auf dem nächsten Dorfe auch eine Flasche Elfer geben. Ich überließ ihm mein Pferd und er besorgte richtig den Elfer, dem wir, da es sehr kalt war, wiederholt zusprachen. Den Rest nahm Otto mit sich aufs Pferd. So ging es sachte weiter. Ottos Richtsteig war aber ein Holzweg gewesen, und als wir uns dem Flusse näherten, war keine Fuhrt zu entdecken. Es blieb uns also nichts übrig, als ihn zu durchschwimmen, und so sprang ich denn von hinten gleichfalls aufs Pferd. Anfangs ging es mit dem Doppelritt recht gut. Als wir aber mitten im Flusse waren, hielt Otto, der die Zügel führte,

das Pferd an, um es saufen zu lassen. Mein Gaul plätscherte mit den Füßen, um, wie es schien, sich abzukühlen, und machte sogar Miene sich niederzulegen. Woher ihm diese Hitze kam, weiß ich nicht, von dem Elser hat er wenigstens nichts abgekriegt. Ich war ungeduldig und gab ihm die Sporen, Otto hingegen, der ein schlechter Reiter war, hielt es knapp im Zaume und so fing es an, sich zu bäumen. Hierbei gab der Sattel nach und ruschte, und Otto verlor das Gleichgewicht und fiel über Kopf vom Pferde herunter in's Wasser, sich am Zügel festhaltend. Ich sprang ab und führte das Pferd auf's Trockene. Dann ritten wir im Galopp selbander und gelangten wohlbehalten und früher zum nächsten Dorfe als das Bataillon. Kaum dort angekommen, empfing ich die Ordre, sofort mit dem Lieutenant Gungtau für den anderen Tag Quartiere zu machen, und ich mußte, so naß ich war, mit diesem fort.

Die Neutralität der Schweiz verzögerte indeß unsern Marsch außerordentlich. Endlich, es war am 13. Januar 1814, rückte die ganze Reserve-Armee im Parade-Anzuge vor der Stadt Basel zusammen und begann die Ueberschreitung des Rheins unter tausendstimmigen Hurrahruf, in der schönen hellen Sonne eines prächtigen Winternachmittags. Der Durchmarsch in Basel dauerte volle fünf Stunden, und so geschah es, daß unser Bataillon erst spät in der Nacht ins erste feindliche Quartier gelangte. Wir waren in Frankreich.



Neuntes Kapitel.

1814 und 1815.

Die Kenntniß der französischen Sprache verhilft mir zu einem Ehrenposten. — Ein hartnäckiger Wirth. — Ich gerathe in Lebensgefahr. — Ein Ritt in Unterbeinkleidern. — Ich werde ernstlich krank. — Der gestohlene Mantelsack. — In Paris. — Der Kopf eines Guillotinirten. — Mein Prophetenthum. — Ich werde Waffenlieferant. — Rückkehr nach Berlin. — Ehrenvolle Anerkennung meiner Verdienste um die Verbesserung der Gewehre.

Schon auf dem Marsche nach Basel war unser Commandeur, Major v. Witzleben, zum Oberstlieutenant ernannt worden, und der Major v. Quadt hatte unser Bataillon übernommen.

Kaum waren wir auf französischem Boden, als der neue Commandeur mich rufen ließ. „Ich habe bemerkt," sagte er, „daß Sie sich mit den Franzosen verständigen können. Wollen Sie nicht unsere Wagenburg führen? Lieutenant v. Keith, dem sie anvertraut ist, versteht nicht ein Wort Französisch." Mir kam dieser ehrenvolle Auftrag wie gerufen, denn ich konnte mich meinem Bataillon nützlich machen, und dazu fehlte es nicht an Gelegenheiten.

Schon sogleich in dem ersten französischen Dorfe sollte ich aber auch die eigenthümlichen Schwierigkeiten meines Dienstes erproben. Unser Wirth machte Schwierigkeiten, seinen Stall unsern Pferden zu öffnen, weil er fürchtete, daß wir beim Abmarsch seine Pferde, ein Paar prächtige Hengste, austauschen würden. Er trieb diesen Widerstand so weit, daß er, die Arme auseinanderbreitend, sich quer vor die Stallthür legte. Kein Zureden, keine Drohung, selbst Hiebe nicht konnten ihn andern Sinnes machen. Er mußte mit äußerster Gewalt davon entfernt werden, aber beruhigte sich erst dann, als ich ihm zurief: „glaubst Du denn, daß wir Räuber sind, Du Schuft

Du? wir sind ehrliche Leute, und können von gestohlenen Pferden, und wenn sie noch so schön sind, keinen Gebrauch machen.“ Diese Versicherung wirkte. Er zeigte sich wie umgewandelt und wiederholte oft, daß er, wenn wir seine Hengste nicht nähmen, alles an unsere Bewirthung setzen wolle, und er hielt sein Wort ehrlich. Er meinte nun sogar, daß er Prügel verdient habe. Daneben hatte ich aber auch ernstere Sorgen, denn mit dem Eisenzeug sah es sehr schlecht bei unserm Zuge aus. Meine erste Sorge war daher, diesem Uebel gründlich abzuhelfen und dazu wurde mir bald Gelegenheit geboten.

Ich glaube es war in Villersexel, wo ich Hufeisen für meine Colonnenpferde machen, und sämmtliche Offizier-Pferde beschlagen, auch gleichzeitig fünfzig Hufeisen zum Voraus anfertigen ließ, für den Fall, daß wir in Gegenden kämen, wo es den Schmieden an Eisen oder an Kohlen gebräche. Diese Vorsicht sollte uns später sehr nützlich werden. Ebenso ließ ich unsere Wagen in Stand daselbst setzen.

Meinen Vorgesetzten gefiel diese Sorgfalt außerordentlich, und mir wurde sie leicht. Die Franzosen verlangten ja nur Bons, um mit der Mairie abrechnen zu können und ich stellte ihnen solche gern aus.

Die Schwierigkeiten mit denen unser Marsch zu kämpfen hatte, sind indeß bekannt und oft beschrieben. In Wahrheit brachten die Operationen die anstrengendsten Märsche mit sich. Einer meist tagelangen Ruhe folgten oft zahlreiche Hin- und Hermärsche bei Tage und bei Nacht und in großer Kälte. Ich verweile daher bei denselben nicht, und beschränke mich auch hier auf die einfache Erzählung meiner persönlichen Erlebnisse. Hier muß ich denn vor Allem eines Unfalls gedenken, in Folge dessen ich schwer erkrankte und

dem Dienste dadurch auf längere Zeit entzogen wurde. Als wir in die Gegend von Vesoul kamen, passirten wir einen Damm, der äußerst schmal war. Vor uns hatten die Russen denselben mit einer Menge von Pulverkarren beschritten, und sie waren in ihrem Marsche gehemmt worden, weil an einem dieser Karren ein Rad gebrochen war. In dieser Klemme versuchten meine Commandirten die Russen zu überholen, indem sie nebenher über einen bereits mit einer ziemlichen Eisdecke belegten See gingen. Unsre Wagen natürlich blieben zurück und schon waren sie eine halbe Stunde gehemmt worden, als ich, um nachzusehen, ob es nicht bald vorwärts ginge und unsern Füsilieren folgend, mitten auf dem See einbrach und ins Wasser geworfen wurde. Es wäre da wohl um mich geschehen gewesen. Aber mein Pferd schlug das Eis entzwei und schwamm mit mir gerade weit genug, daß meine Leute mich mit ihren Bajonetten erreichen konnten. Es waren wohl zwanzig Füsiliere, die mir auf diese Weise zu helfen suchten, und wirklich ergriff ich zwei der Gewehre und schwang mich daran aus dem Sattel aufs Eis.

Für meine Person war ich gerettet. Jetzt aber galt es, auch mein Pferd zu retten. Zu diesem Zwecke ließ ich von dem Munitionswagen ein Tau herbeiholen und warf es dem Pferde in dem Augenblicke um den Hals, wo es mit den Füßen wieder auf dem Eise war. Dann ließ ich es von 14 Mann umlegen und im Trabe ans Land schleifen. Was mich betrifft, so mußte ich wohl gegen 1½ Lieues in der auf dem Leibe angefrorenen Uniform, von zwei Unteroffizieren geführt, einen Trab zu Fuß machen, um nicht zu erstarren. In diesem Zustande erreichte ich das nächste Quartier. Aber hier sollte mir erst recht die nöthige Erwärmung nicht werden.

Beim Einquartieren meiner Colonnen war es meine Gewohnheit, auf jedem Bauernhofe, wo Pferde aus unserm Zuge lagen, anmelden zu lassen, daß, wer Pferde oder Fuhrleute davon laufen lasse, dafür an Haus und Hof gestraft werden solle, ich würde solche als Verräther behandeln und ihnen die Häuser über'm Kopf anstecken lassen. So machte ich es auch hier. Trotz dem waren in der Nacht zwei Bauern, die mich schon früher, aber vergeblich, um ihre Entlassung gebeten und mir dafür zwei schöne Schimmel versprochen hatten, mit sechs Pferden davon geritten. Die Bäuerin, bei der sie Quartier gehabt hatten, in Angst, daß ich ihr Gehöft in Brand stecken lasse, kam in mein Quartier gestürzt und meldete mir diese Entweichung. Lieutenant v. Keith, der neben mir auf der Streu lag, mochte nicht hinaus. Wohl oder übel, mir blieb nichts übrig, als mich, so durchfroren ich noch war, in Unterbeinkleidern auf meinen Schimmel zu werfen, (er war ungesattelt) um diesen Kerls nachzusetzen. Die Nacht war ziemlich hell. Nach Zurücklegung etwa einer Lieue hatte ich sie eingeholt und erblickte sie vor mir. Sofort schoß ich mein Pistol ab. Sie begriffen, daß ich es ernst meinte und kehrten geduldig zurück.

Aber die Folgen dieses unfreiwilligen Seebades am Tage, und des in der Nacht darauf erfolgten Luftbades sollten sehr bald nachkommen. Als wir unweit Chaumont Ruhetag hatten, und ich auf einem herrschaftlichen Schlosse im Quartier lag, fühlte ich, daß es mir unmöglich war, meinen Dienst zu verrichten. Ich war ernstlich erkrankt. Regimentsarzt Dr. Hartmann übergab mich zwei Compagnieärzten zur Behandlung, die mir ein Brechmittel, diese ewigen Panaceen des Feldlazareths, und ein Fußbad verordneten. Mittlerweilen hatte mir eine der Damen des Schlosses einen Kran-

kenbesuch gemacht und bei dieser Gelegenheit einen Bratapfel für mich zurückgelassen und mich gewarnt, beim Bade einzuschlafen. Meine Aerzte, Dr. Bremer und Hoffseß, hatten mich verlassen, ich war allein, schlief ein und erwachte delirirend. Mit mir zugleich war der Sohn des Regimentsarztes Lieutenant Hartmann erkrankt, und wurden wir nun beide auf einem Wagen bis in die Vorstadt von Chaumont bei großer Kälte und heftigem Schneegestöber mit fortgeschleppt und hier bei einem Arzte, der Hauseigenthümer war, untergebracht. Auch dieser verordnete ein Brechmittel, und die Krankheit wurde schlimmer. In dieser Lage ließ der Regimentsarzt Leute aus dem Lager kommen, und uns nach dem Oesterreichischen Lazareth tragen. Dort aber angekommen, erfuhren wir erst recht eine übele Behandlung, denn man ließ uns auf den bloßen Dielen, wo wir niedergelegt worden waren, liegen. Der dirigirende Oberarzt entschuldigte sich damit, daß weder Betten noch Matratzen vorhanden wären. „Die Herren Preußen," meinte er, „hätten ja alles ausgeplündert." Ich begriff, daß ich mir selbst helfen mußte, wenn ich nicht verloren sein wollte.

Zum Glück hatte ich noch etwas Baares (mehrere Doppel-Louisd'ors), die ich eingenäht am linken Arme trug. Ich bat also den Lieutenant Hartmann, der neben mir auf der Diele lag, einen dieser Goldfüchse loszutrennen, und steckte ihn dem wackeren Manne von Oesterreichischem Ober-Arzt in die Finger. „Kaufen Sie uns dafür zwei Matratzen," sagte ich, wohl wissend, daß er keinen Sous davon verwenden, aber unsere traurige Lage doch ändern und bessern würde. Und richtig, so geschah es. Wir erhielten nun Jeder ein Zimmer mit guten Betten, aber die Zimmer offen und ohne Thür.

Inzwischen war auch mein Pferd nachgekommen, und der Ober-Arzt hatte davon gehört. Er bat mich, ihm meinen Sattel zu borgen; er habe wohl ein Pferd, sagte er, aber keinen Sattel. „Nehmen Sie auch das Pferd dazu,“ sagte ich, „nur machen Sie uns gesund.“ Nun änderte sich auch das Kurverfahren. Ich erhielt sofort eine andere Medicin, welche wie Wermuth schmeckte, und zwar eine ganze mir unvergeßlich gebliebene Weinflasche voll, aus welcher der Aufwärter mir alle zwei Stunden einen kleinen Becher voll eingab. Ich merkte bald, daß diese Medicin mir bekam und mir besser wurde. „Zeige mir mal die Medicin,“ sagte ich zu dem Aufwärter, ergriff und schüttelte sie, und trank auf einmal einige recht ansehnliche Schlucke davon. Der Aufwärter riß sie mir bestürzt aus den Händen, als hätte ich den Tod getrunken, aber es war das Leben gewesen, das in diesen Zügen über meine Lippen geglitten war. Bald brannte es mir im Magen, als hätte ich Feuer darin; aber von dem Augenblicke an rieselte das himmlische Wohlgefühl der Genesung durch meine Glieder. Mit der Rückkehr meines vollen Bewußtseins trat nun aber auch ein anderes Leiden an mich heran, das mir nicht Tag, nicht Nacht Ruhe ließ. Unmittelbar vor meinem Zimmer, das, wie gesagt, keine Thür hatte, waren nämlich Tische aufgestellt, und auf diesen wurden den schwer Verwundeten Arme und Beine abgenommen. In den ersten acht Tagen meiner Krankheit hatte ich nichts davon gehört und gesehen; aber jetzt vernahm ich unaufhörlich das klägliche Geschrei der Amputirten und konnte es zuletzt nicht mehr aushalten. Nun hatte ich keine Ruhe mehr, und schleppte mich, so schwach ich war, aus dem Lazareth bis zum Rathhause, um von dem Oesterreichischen Commandanten ein Quartier-Billet zu erbitten. Dieser verlangte indeß

ein Gesundheits-Attest des Ober-Arztes und verweigerte mir bis dahin ein Stadt-Quartier. Als ich ihm indeß gesagt hatte, daß ich Geld habe und für mich selbst sorgen wolle, meinte er, zumal der anwesende Russische Commandant ein gutes Wort einlegte: „Nun, dann können Sie in der Freimaurer-Loge wohnen, es ist dort jedoch kein Mensch zur Aufwartung vorhanden." Wer war froher als ich? Ich quartirte mich sofort in die Loge, und da ich weiter nichts haben konnte, als Caffee, so braute ich mir diesen bei Tage und außerdem noch Nachts ein paar Mal. Da sämmtliche Bäckereien der Stadt mit Wachen besetzt waren, so hätte es um meine Ernährung doch schlimm gestanden; aber unser Bataillon bewachte zu meinem Glücke eine mir unmittelbar nahe gelegene Bäckerei, und so ward es mir möglich, zu meinem Caffee wenigstens Brod zu bekommen.

Nicht viel besser, als mir, erging es meinen kranken Kameraden, dem Lieutenant Hartmann, Feldwebel Rein und zwei Füsilieren. Unser ganzes Trachten ging daher dahin, unserer Truppe wieder nachzukommen, und so machten wir uns denn marschfertig.

Von Allen war ich wohl der in der Genesung am weitesten Vorgeschrittene. Ich ritt daher voraus, um auf dem nächsten Dorf ein Fuhrwerk zu beschaffen. Dort fand ich indeß nur einen alten auseinandergenommenen Wagen, aber ein Pferd. Das genügte mir, trotz dem ich vergeblich nach einem Geschirr dafür suchte. Mit diesen wenigen Mitteln wußte ich mir aber auf eine eigenthümliche Art zu helfen. Zu meinem Glücke hatte ich nämlich auch einen Mehlsack und eine Leine gefunden. Ich band den Sack zum Kummt zusammen und legte ihn dem Pferde um, machte dann von der Leine Stränge, stellte den Wagen, einen zweirädrigen französischen Karren,

zusammen und machte mir Russische Linsen von Holz. Auf diese Art war nun ein Fuhrwerk für meine Kameraden fertig geworden, mit dem ich sie erwartete. Sie kamen, setzten sich auf, und wir waren glücklich. Dann ritt ich, vom Frost und Hunger auf's Aeußerste gequält, voraus, und erreichte glücklich Soisseaux.

Der Krieg ist ein immerwährender Wechsel des Lebens, und so geschieht es, daß die Einzelheit unserer Erlebnisse der Erinnerung entschwindet. Nur ganz starke Eindrücke bleiben dem Soldaten auch für eine spätere Zeit. Einen solchen hatte meine Krankheit auf mich gemacht, und darum erzählte ich von ihr. Einen ähnlich starken Eindruck machte ein Zusammentreffen mit Russischen Officieren hier in Soisseaux, und darum will ich auch davon erzählen.

Als ich durch die Straßen dieses Dorfes ritt, bemerkte ich in der Nähe der Kirche eine Menge von Fässern, die vor der Pforte derselben aufgelagert lagen. Ich glaubte, daraus schließen zu dürfen, daß Fouriere in der Kirche seien und stieg ab. Nachdem ich mein Pferd in der Sakristei angebunden hatte, schritt ich zum Altar und fand daselbst zwei Russische Officiere beim Frühstück. Sie luden mich sogleich zu Gaste. Man hatte Rum, Schinken und Speck, ich ließ es mir also schmecken. Unterdeß trat wiederholt ein großer langer Kerl von Unterofficier hinzu und flüsterte in Russischer Sprache mit den Herren Officieren. Dies machte mich mißtrauisch. Mich überfiel ein Gefühl, als wenn ich unter Räuber gerathen wäre. Ich fragte also, was der Mensch wolle. C'est un homme pour faire la barbe (es ist ein Mensch zum Rasiren), ward mir erwiedert. Ich replicirte sofort: wenn er mir selbst nur keinen Bart macht, und trat unwillkürlich hinaus, um nach meinem Pferde zu sehen. Alsbald bemerkte ich auch schon, daß mein Mantelsack

vom Pferde gestohlen war. Ich zog meinen Säbel und kehrte zu meinen großmüthigen Gastgebern zurück. „Hunde," rief ich, „schafft mir meinen Mantelsack oder ich ersteche Euch." Die Officiere spielten die Erstaunten, versprachen mir indeß, ihn anzuschaffen; ich aber eilte sofort zum Obersten des Regiments, der, wie ich bereits wußte, im nahe gelegenen Schlosse wohnte. Der Oberst aber verstand weder Deutsch noch Französisch, und ließ seinen Adjutanten, einen Kurländischen Edelmann, herbeirufen. Ich erzählte diesem das Vorgefallene, und da er von mir erfuhr, daß wir bei unserem Durchmarsch in Kurland bei seinem Vetter, einem Baron von Pfirch, Ruhetag gehalten hatten, gab er mir in dankbarer Rückerinnerung an die musterhafte Aufführung meiner Kameraden die Versicherung, daß mein Mantelsack längstens in zwei Stunden angeschafft sein werde und solle die ganze Escadron darum Hiebe erhalten. Ich war beruhigt und blieb nun auf die Einladung des Obersten bei den Herren zum Mittagessen. Eben waren wir bei der Suppe, als einer von den beiden Officieren erschien, um sich beim Oberst zu entschuldigen. Der Oberst aber ließ ihn gar nicht zu Worte kommen, sondern stieß ihn mit dem Fuße zur Thür hinaus. Mir entfuhr unwillkürlich das Wort: „So wird ein Officier behandelt?" Aber der Hauptmann belehrte mich. „Das ist öfter der Fall," sagte er, „mit solchen Schurken. Der Oberst liebt den kurzen Proceß, obgleich er sonst ein sehr guter Herr ist." Der Oberst war neugierig, zu erfahren, was ich gesagt habe, und fragte deshalb den Hauptmann. „Der Herr erzählt mir," erwiederte dieser ruhig, „daß er auch den Russischen Feldzug mitgemacht hat," und diese Aeußerung machte den alten redseligen Herrn, der von einem 49jährigem Soldatenleben erzählen konnte, gesprächig. Inzwischen hatten

wir noch nicht abgegessen, als ein Russischer Unterofficier hereintrat und meinen Mantelsack vorlegte. Der Oberst forderte mich auf, nachzusehen, ob darin was fehle. Ich verneinte dies, obwohl mir ein Hemd fehlte, stattete meinen Dank ab und empfahl mich. Seit dieser Erfahrung ist mir nicht nur der Fußtritt des Obersten, sondern die Russische Militairknute überhaupt erklärlicher. Man kann Ehrlose unmöglich wie Officiere behandeln.

Von Soisseaux marschirten wir fünf Leidensgefährten über Vendeuvre zum Bataillon, aber kaum angelangt kam es bei Troyes zur Retirade auf Vendeuvre zurück. Hier begrüßten uns die Franzosen mit Dachsteinen, die sie vom Dache auf unsere Köpfe schleuderten. Es war ein schwerer Durchmarsch und doch wollten Freunde und Verbündete, als wir aus dem Neste heraus waren, die Chikane von vorn mit uns anfangen! Als wir nämlich die Wagenpferde unterbringen wollten, fanden wir die Häuser von den Russen verschlossen. Die Kälte war groß und deßhalb nothwendig, daß die Pferde untergebracht wurden. In dieser Lage nahmen wir ein Stück Bauholz und rannten die Hausthür damit ein, uns auf diese Weise unser Recht verschaffend. Ich glaube, ich war der Urheber dieser Prozedur.

Endlich sollten die Mühsale dieses Winterfeldzuges in einem feindlichen Lande ihr Ende erreichen. Blüchers Sieg über Napoleon bei Laon hatte uns wieder Luft gemacht und als nun auch bei Arcis sur Aube die Franzosen geschlagen worden waren, eilte die große Armee, sich mit der Blücher'schen zu vereinigen und auf Paris vorzurücken. Am 29. Mai passirte das Bataillon die Marne, marschirte über Chalons durch Meaux und langte zwei Meilen von Paris im Bivouak bei Villeparisis noch rechtzeitig an, um am Tage

darauf an der letzten Entscheidung des Feldzuges Theil nehmen zu können.

Die Entwickelung dieses großen und blutigen Dramas ist bekannt. Ich war auch dabei und es ist die stolzeste Erinnerung meines Lebens, daß ich darin als kämpfender Soldat mitgespielt habe, ja sogar bei Einnahme der Barrière St. Martin mit meinem Burschen Spantke der Erste war. Hauptmann v. Lilljeström sah mich und rief: „Griebenow, Sie sind immer mitten unter uns, von Colberg bis zur Düna und nun wieder hier, aber nun werden wir auch reichlich unsern Lohn finden!" Dabei liefen ihm Thränen der Freude über die Wangen.

In der That verrichtete das Bataillon Wunder der Tapferkeit und schon hatten wir die Barrière St. Martin im Besitz, als das Blücher'sche Corps und die Russen noch eine ganze halbe Stunde lang um den Montmartre kämpften. Tags darauf rückten wir in Paris ein.

Unser Empfang entsprach aber weder unsern Leiden und Verdiensten, noch dem Triumphe unsers Einmarsches. Wir fanden in dieser großen Weltstadt nicht einmal Quartier und mußten auf dem Place des Invalides bivouakiren; erst acht Tage später wurden wir einquartiert, ich für meine Person in der Rue St. Paul bei einem Herrn v. Lequeen, unweit des Rathhauses. In dem Augenblick, als ich vorüberging, mein Quartier aufzusuchen — ich werde den Anblick nicht vergessen — wurde gerade ein Delinquent gouillotinirt und der Nachrichter zeigte dem Publikum an dem bei den Haaren emporgehobenen Kopfe, wie die Augenlider des Hingerichteten sich abwechselnd öffneten und schlossen. Wozu diese barbarische Liberti=

nage, war mir unbegreiflich und ist mir's heute noch. Aber ich begriff, daß ich in Paris, in der Weltstadt war.

Das Leben eines jungen und heitern Soldaten, den der Sieg nach Paris geführt hat, habe ich wohl nicht zu schildern. Mir fehlte es an nichts, um mich alle Leiden vergessen zu machen und dazu erfreute ich mich der liebenswürdigsten Wirthsleute. Dennoch schied ich gern, als das Horn das Signal zum Wiedersehen des Vaterlandes gab; aber ich schied nicht, ohne eine Prophezeihung geäußert zu haben, und zwar welche! Beim Abschiede von der Familie Lequeen, die mir das Compliment machte, daß ich nicht als Feind, sondern als Freund bei ihr gewesen, rief ich nämlich: „Uebers Jahr sehen wir uns wieder!" und das sollte buchstäblich wahr werden.

Wirklich rief uns die Rückkehr Napoleons von Elba im nächsten Jahre auf's Neue nach Frankreich. Es war am 3. Juli 1815 als das Regiment diesen zweiten Marsch antrat; aber obwohl wir von Kreuznach aus Tag und Nacht marschirten, war die Schlacht bei Waterloo bereits geschlagen, als wir in Namur einrückten. Ohne Schwerdtstreich marschirten wir dann als Reserve nach Paris.

Ich konnte diese Gelegenheit nicht vorbei lassen, meine alten liebenswürdigen Wirthsleute aufzusuchen und war so glücklich, sie wieder zu sehen. Frau v. Lequeen schien es nicht minder. Sie rief alle ihre Kinder und Kindeskinder herbei und stellte mich ihnen als leibhaftigen Propheten vor. „Voila un Prophete!" rief sie ein Mal um's andere. Mein Quartier hatte ich aber in der Rue St. Paul beim Baurath Trie.

Indeß sollten mir diesmal keine so ganz freien Tage werden wie ein Jahr zuvor. Schon sehr bald ward mir die Ordre, im Verein mit drei Offizieren die Gewehre abzunehmen, mit deren Lie-

ferung der Prinz v. Berg beauftragt war. Aber ich fand hier eine treffliche Gelegenheit, dem Vaterlande gute Dienste zu thun.

Die vom Prinzen gelieferten Gewehre waren zum Theil sehr mangelhaft; doch spielte der Prinz, der bei der Ablieferung persönlich zugegen war, eine fast übermüthige Rolle. Mit Einem von uns zu sprechen, fiel ihm nicht ein. Was mich betraf, so konnte ich nicht gegen besseres Wissen handeln und spürte bei diesem Benehmen des Prinzen um so weniger Lust dazu. Ich stellte wohl den dritten Theil der Gewehre als unbrauchbar zurück und verlangte, daß der Prinz sie erst repariren lasse. Dies geschah schon sogleich am ersten Lieferungstage. Am zweiten Tage fielen die Gewehre nicht besser aus und es kam mir so vor, als sei es förmlich darauf abgesehen, der preußischen Armee bei diesem Handel übers Ohr zu hauen. Ich theilte der Commission, welche aus den Hauptleuten v. Neuendorf und Ballau, dem Lieutenant v. Haseloff und einem Büchsenmacher von den Jägern bestand, meine Gedanken mit und machte den Vorschlag, das Abnahmegeschäft einstweilen abzubrechen und erst dem Kriegsminister von dem Ausfall der Gewehre Nachricht zu geben. Die Herren waren meiner Ansicht und ich eilte nun zu Herrn v. Boyen, dem ich vollständigen Vortrag abstattete. Der Minister hörte mich an und fragte: was zu thun wäre? „Excellenz," sagte ich, „wir nehmen keine mehr. Ich werde, wenn Sie es gestatten, die Gewehre selbstständig kaufen." Der Minister überlegte einen Augenblick und ließ dann den General v. Schöler aus einem Nebenzimmer eintreten. Herr v. Schöler erkannte mich und nachdem ihm der Minister meinen Vorschlag mitgetheilt, äußerte er, daß er mich als einen tüchtigen Büchsenmacher kenne und mein Vorschlag anzunehmen sei. Einen Contract mit mir abzuschließen, fügte er

hinzu, würde nicht nöthig sein, er kenne mich als einen ehrenwerthen und zuverlässigen Mann.

Indeß hatte ich selbst nur einige Hundert Francs. Unter diesen Umständen lieh mir mein vormaliger Chef, der Oberstlieutenant v. Witzleben, 500 Frcs. und mein Freund, der Regimentsarzt Dr. Hartmann, gleichfalls 500 Frcs. Jedoch waren alle diese Mittel am Ende wenig geeignet, um damit große Waffeneinkäufe zu effectuiren und sah ich mich daher genöthigt, zu dem Kriegsminister meine Zuflucht zu nehmen. Auf meinen desfallsigen Vortrag ward mir denn die Vergünstigung, alle drei Tage für gelieferte Waffen Geld erheben zu können und demnächst operirte ich nun auf meine eigne Hand.

Ich suchte die Bekanntschaft des Gewehrfabrik-Besitzers Ledu Marais auf St. Etienne, eines Mannes, der viele und gute Gewehre lieferte und daneben auch creditirte. Er besaß mehrere Fabriken, eine in Faubourg du Temple, eine andere in St. Germain und konnte ich hier die Waffen neu haben für 16—18 Frcs. Ich kaufte daher wohl an 10,000 Stück. Ebenso erwarb ich eine bedeutende Anzahl neuer Degen mit Korbgefäßen, die unsere Garde-Cürassiere noch lange nach dem Kriege getragen haben. Ich bezahlte das Stück mit 11½ Frcs.

Längst, wohl bereits 2 Monate, hatte unser Regiment Paris verlassen, als ich noch immer mit diesen Waffenankäufen zu thun hatte und auf dem Pariser Pflaster vom Morgen bis zum Abend beschäftigt war. Der Kriegsminister hatte mir ½ Frc. pro Stück gekaufter Waffe unaufgefordert als Gratification offerirt. Ich habe diese Gratification indeß nicht beansprucht. Ich begnügte mich mit

meinem Tractement und war glücklich, dem Vaterlande dienen zu können.

Als ich endlich mit meinen Ankäufen fertig geworden war, kaufte ich mir einen Wagen und erhielt Etappenpferde bis über den Rhein. Von dort aus machte ich meine Tour per Extrapost bis nach Berlin. Diese Reise war wohl die glücklichste meines Lebens. Ich hatte in Berlin mein junges Weib am Tage der Trauung verlassen und sollte sie nun wieder sehen. Ein anderer Kamerad, der damalige Hauptmann, spätere General v. Möllendorf, sollte aber nicht so glücklich in diesem Liebeswagen fahren. Ich hatte v. Möllendorf nämlich in Wernigerode gefunden und ihn, weil außer den mir vorgelegten keine Extrapostpferde zu haben waren, in meinem Wagen genommen. Die Gebirgswege waren damals außerordentlich schlecht und veranlaßten eine so heftige Rüttelung des Wagens, daß der tief eingeschlafene Hauptmann mit der Nase auf das Trommelholz schlug und sich sehr erheblich verletzte. Wir schieden indeß bald, denn v. Möllendorf blieb in Halle bei Verwandten zurück.

Der Krieg war zu Ende und der Friede gesichert. Nunmehr schien es mir Zeit zu sein, mich einer friedlichen Beschäftigung zu widmen. Ich dachte daher mit allem Ernst daran, meinen Abschied zu nehmen, hielt es jedoch für meine Pflicht, bevor ich von der Armee schied, derselben ein nützliches Werk, das Resultat meiner technischen Erfahrungen, zu hinterlassen. Zu diesem Zwecke ließ ich eine Kupferplatte stechen, worauf sämmtliche Gewehrtheile einzeln abgebildet waren, und fügte dazu eine Anweisung, wie der Soldat die einzelnen Theile des Gewehrs in der richtigen Folge auseinandernehmen und wieder zusammensetzen könne. Ebenso erfuhr der Soldat aus dieser Anweisung, wie er das Gewehr zu behandeln habe, wenn

es verladen ist oder in Folge von Nässe nicht losgehen will, und Kugelzieher und Krätzer auch ihre Dienste versagten. Solcher Platten und Erklärungen ließ ich viele hunderte zunächst für mein Regiment, das 2. Garde-Regiment, drucken, nnd übergab sie dem Major v. Schachtmeier zur Vertheilung in demselben. Des Hochseligen Königs Majestät nahm diesen kleinen und letzten Liebesdienst eines alten Kameraden gnädig auf, und belobte mich dafür mittelst huldreichen Handschreibens mit dem Hinweis, daß ich Weiteres von dem Kriegs-Minister zu gewärtigen habe. Vierzehn Tage später erhielt ich von dieser hohen Stelle ein Schreiben, worin ich aufgefordert wurde, dem Ministerio die beregte Platte käuflich zu überlassen, und worin es unter Anderem hieß:

> „Sie haben zur Verbesserung der Gewehre in der Preußischen Armee Vieles beigetragen und können uns noch sehr nützlich werden. Wir ersuchen Sie, uns die Kupferplatte käuflich zu überlassen."

Ich hatte aber, wie gesagt, nie daran gedacht, dieses letzte Opfer zu einem Gegenstande der Verwerthung zu machen, vielmehr lediglich eine Ehre darin gesucht. Demnächst übersandte ich dann dem hohen Ministerium die beregte Platte, bat um meine Entlassung und schied aus der Armee, um mich nunmehr dem bürgerlichen Leben zu widmen.



Zehntes Kapitel.

Am bürgerlichen Heerde.

Meine Verheirathung. — Der Wedding in Berlin und die Oranienburger Vorstadt. — Die Bettlerin am Wege. — Ich erwerbe Nieder-Schönhausen. — Die Begründung der Schönhauser Vorstadt durch mich. — Kastanien- und Pappel-Allee. — Der störrische Wallach. — Die Frau Doctorin. — Ein von mir ausgeführtes Heil-Kunststück. — Ein Stückchen 1848. — Erwerb der Standes-Herrschaft Groß-Leuthen. — Ausführung der Eisenbahnlinie von Luckenwalde bis Wittenberg.



Anfangs hatte ich gesagt, daß mein ganzes späteres Leben die Neigungen und Sitten des Kindes und des Knaben wiedergespiegelt habe.

Ich war als Knabe halb Landwirth, halb Rossebändiger und Büchsenschütz gewesen.

Die letztere Liebhaberei hatte ich nun genugsam befriedigt. Der Krieg hatte mir volle Gelegenheit gegeben, mein Pferd zu tummeln, und mich an der Musik der blauen Bohnen zu ergötzen. Ich hatte diese Musik concertando genossen, denn meine Leser wissen, daß ich oft ein mitwirkendes Glied der großen rauschenden Weltkapelle von 1806—1815 gewesen.

Nun sollte ich diesen Neigungen gerade nicht adieu sagen — das gelingt am Ende dem echten Schützen eben so wenig, wie dem wahren Pferdefreund, — aber die Landwirthschaft sollte doch in den Vordergrund treten. Mein Geschick hatte mich darauf angewiesen. Ich muß hier nämlich nachholen, daß ich mich bereits nach der ersten Rückkehr von Paris, im Juni 1814, verheirathet hatte, und daß meine Frau, damals 17 Jahr alt, im erbeigenthümlichen Besitz eines im Berliner Weichbilde gelegenen Ländereien-Complexus von 300 Morgen war. Wie der Leser weiß, hatte mich die Rückkehr Napoleons von Elba bald wieder nach Frankreich gerufen. Dies

war so unmittelbar nach unserer erfolgten Trauung geschehen, daß ich bereits an meinem Hochzeitstage wieder im Sattel saß, um mein um zehn Tage voraus geeiltes Regiment einholen zu können. Als ich dann zum zweiten Male von Paris zurückkehrte, fand ich meine junge Frau mit ihrem Erbtheil, und somit die Nothwendigkeit, mich nunmehr der Landwirthschaft zu widmen.

Das erwähnte Besitzthum meiner Frau, früher Städtisches Forstland und noch damals reines Haideland, war draußen auf dem Wedding, längs des alten Artillerie-Schießplatzes gelegen, und mit keinen Baulichkeiten versehen. Meine erste Sorge war daher, in dem Meinigen, oder doch in dessen Nähe, festen Fuß zu fassen und zum Gelingen dieser Absicht ward mir früher Gelegenheit gegeben, als ich hätte glauben können. Ich war nämlich im Besitz zweier Hypotheken à 8000 Thaler auf das damals sogenannte v. Tauenzien'sche Grundstück auf dem Wedding, das überaus schlecht verwaltet wurde und den Gläubigern die Zinsen schuldig blieb. Auch ich litt unter dieser Verwaltung, und so gelangte es bald unter den Hammer und ward bei dieser Gelegenheit von mir erstanden.

Wer den damaligen kleinen Wedding nicht gekannt hat, der weiß und ahnt kaum, was ich wagte. Der Wedding glich einer von Flug- und Triebsand wie mit einem Leichentuch verhüllten Einöde. Wohnhäuser waren selten, und die Besorgniß früherer Kameraden, daß ich dort sterben und verderben werde, schien nur zu sehr gerechtfertigt. Indeß hatte ich von Paris das Bild einer großen Stadt mit mir herüber gebracht, schmeichelte mir, zur Vergrößerung Berlins, von meinem Weddingspunkte aus, etwas beitragen zu können, ging frisch ans Werk, wagte, und ich darf sagen — ich gewann! Die jetzt blühende, mit allem Glanze und den Reichthü-

mern der modernen Industrie bekleidete Oranienburger Vorstadt Berlins, sie ist mein Werk, ich habe ihre Wiege nicht blos geschaukelt, ich habe diese Wiege eigenhändig gezimmert. Ich war es, der, nachdem ich über mehrere 100 Morgen Landes urbar gemacht und mit Hafer und Kartoffeln bestellt hatte, die ersten Colonien, fünfzehn an der Zahl, dort gründete und Ansiedler herbei zog, denen dann bald wie das in der ganzen Welt so ist, ein Strom von Bevölkerung folgte.

Die Käufer dieser ersten Colonien waren arme Leute, die, ohne Grund und Boden, dort unzweifelhaft verdorben sein würden. Ich sah das ein, und mein Entschluß war gefaßt. Ich ließ ihre von mir erbauten Häuser taxiren, und stattete Jeden von ihnen mit je 4—8 Morgen Landes aus, gegen ein Ankaufsgeld von 3 Thaler per Morgen und 3 Thaler jährlichen Canons. Viele dieser Käufer haben mir erst nach fünfundzwanzig Jahren den Rest des Kaufgeldes erlegt, von Zinsen war keine Rede. Was mich selbst betrifft, so hatte ich meine große Noth, mir diese unwirthbare Grenzmark Berlins dienstbar und ergiebig zu machen. Aber sie ist meine hohe Schule geworden, und keine landwirthschaftliche Akademie hätte mir, um mich zu einem tüchtigen Landwirthe auszubilden, die nämlichen kostbaren Dienste leisten können. Ich bemerkte bald, daß ich im Kampfe mit diesen vielen und großen Schwierigkeiten allmählig ein flügger Vogel geworden war und sehnte mich nach einem ausgedehnteren Kreise landwirthschaftlicher Thätigkeit, und mein guter Stern sollte mir diesen schon recht bald öffnen.

Ehe ich jedoch von diesem Schauplatze meines ersten bürgerlichen Auftretens scheide, muß ich noch eines kleinen Erlebnisses gedenken, bei dem ich bon gré mal gré, die Stelle des Erlenkönigs zu

spielen bekam. Eines Tags nämlich — ich saß zu Pferde — begegnete mir ein in die Lumpen einer bäuerlichen Bekleidung gehülltes bitterlich weinendes Weib, ein Kind von etwa zwei Jahren neben sich herführend und ein kleineres von drei Monaten auf dem Arme. Es war ein Anblick zum Erbarmen. Ich hielt an und fragte nach dem woher und wohin, und erfuhr, daß sie verlassen, und ihr Mann, nachdem er ihr die Karre, ihr einziges Erwerbungsmittel, versoffen, zur Zeit im Gefängnisse sei. Ich fragte: ob sie arbeiten könne und zu arbeiten Lust habe, und da sie mir diese Frage bejahete, mit der Klage, daß ihr in ihrem Anzuge und mit den Kindern kein Mensch Arbeit geben werde, beschrieb ich ihr den Weg nach meinem Gehöft, gab ihr eine Empfehlung an meine Frau und sagte, daß ich selbst bald nachkommen werde. Meine Frau war über die Ehre dieses Besuchs nicht wenig betreten, denn die Person starrte vor Schmutz und ihre Kinder nicht weniger. Indeß hatte meine Frau doch ein zu weiches Herz und fand sich am Ende darein, sich der Verlassenen anzunehmen und sie sammt den Kindern zu behalten, und von dem Jüngsten will ich hier erzählen.

Meine Schäferin, eine alte Frau, hatte diesen Kleinen in Wartung übernommen und pflegte ihn mit sich in die Haide zu nehmen. Eines Abends kehrte sie ungewöhnlich spät mit der Heerde zurück und wehklagte, daß sie den Kleinen verloren habe und alles Suchen vergeblich gewesen sei. Die Mutter hatte sich indeß schon das Vertrauen meiner Frau erworben und zählte zu den sogenannten Lieblingen. Die Bestürzung im Hause war daher nicht gering und vor Allen jammerte meine Frau: „es muß Anstalt gemacht werden, das arme Wurm wird die Nacht von den Füchsen gefressen oder unterliegt dem Nachtfroste.“ Mir blieb also nichts übrig, als

mich wieder in den Sattel zu setzen, aus dem ich so eben erst gestiegen war. Es war erstaunlich finster und der Wind ging mächtig. Rufend und schreiend ritt ich, so gut es in der Dunkelheit gehen wollte, die ganze Haide in allen Richtungen ab, aber vergeblich. Kein Laut antwortete mir, nur das Heulen des Windes accompagnirte zu meinem eigenen Geschrei. Da plötzlich scheute mein Pferd und sprang seitwärts und nun glaubte auch ich einen dunklen Gegenstand zu bemerken. Mir blieb nichts übrig als abzusteigen und selbst zu untersuchen, und siehe da, mein kleiner „Stromer wider Willen" lag halb erstarrt in einem Stubbenloch. Ich war glücklich, band ihm ein Tuch um den Leib, steckte meinen Arm hindurch, nahm ihn vor mir aufs Pferd und gelangte glücklich auf mitternächtlichem Ritt mit ihm nach Hause. Nicht oft hat mir ein Fund so großes Vergnügen gemacht wie dieser. Im Uebrigen will ich erwähnen, daß die von der Straße weggenommene Mutter des Knaben die ihr erwiesene Barmherzigkeit vollkommen rechtfertigte. Sie stand wohl 12 Jahre in unserm Dienste und hat sich wiederholt sogar darin verheirathet.

Ich erwähnte schon oben, daß es mir auf meinem neuen Wedding am Ende zu eng wurde, zumal ich ihn allmälig mit allen seinen Nebenländereien parzellirt hatte. Ich suchte einen größeren Wirkungskreis und erwarb im Jahre 1823 das gleichfalls wegen schlechter Wirthschaft subhastationsreif gewordene Rittergut Niederschönhausen. Auch mit dieser Erwerbung wagte ich viel, aber ich vertraute meiner Kraft und meinem Fleiße. Meinem Vorbesitzer waren die sämmtlichen Hypotheken wegen Zinsrückstandes gekündigt worden. Wurde dies Verfahren auf mich übertragen, dann konnte es für mich schlimm werden, sehr schlimm. Aber schon war mir

als Landwirth und Kultivateur ein solcher Ruf vorausgegangen, daß mir Vertrauen ward, wo meine Vorgänger nur Mißtrauen genossen hatten. Ein Gläubiger, das Kuratorium des Schindler'schen Waisenhauses, brachte diese gute Meinung von mir ohne Weiteres zu Papier. Dasselbe fragte nämlich einfach bei mir an, ob ich der Griebenow sei, welcher seit dem Kriege den neuen Wedding bewirthschaftet habe? Nachdem ich diese Frage schuldigst beantwortet, ward mir eröffnet, daß seine Hypothek von 43,000 Thalern stehen bleiben könne und in Wahrheit haftet dieselbe noch bis auf den heutigen Tag auf meiner Besitzung.

Mein Ideal, Berlin zu erweitern und dem großen Paris ähnlich zu machen, folgte mir auch in das neue Eigenthum. Darf ich mich rühmen, Derjenige zu sein, dem die heut so rührige und bevölkerte Oranienburger Vorstadt ihre Entstehung verdankt, so sage ich mit demselben Rechte, daß ich es war, der die Schönhauser Vorstadt Berlins aus dem Erdboden hervorrief. Die glückliche Lage des zum Gute gehörigen Länderei-Complexus forderte mich gewissermaßen dazu heraus; und ich erkannte bald, daß ich für mich selbst und mein Wohlergehen nichts Besseres thun könne, als dieser natürlichen Forderung Gehör zu geben.

Einstweilen war das herrliche Gut, vor Zeiten ein churfürstliches Kammergut, freilich in sehr verwirthschaftetem, um nicht zu sagen in vernachlässigtem Zustande, und ich hatte vollauf zu thun, um darauf überhaupt erst eine regelmäßige Landwirthschaft in Gang zu setzen. Die Anstrengungen, die ich zu diesem Zwecke machte, ins besondere mein Vertrag mit dem Militair-Fiscus, um mir für meine ausgedehnten Ländereien den so unentbehrlichen Dünger zu verschaffen, sind in Berlin zu bekannt, um dabei zu verweilen. All-

mälig aber prosperirten diese Bemühungen. Das Prinzip einer rationell geleiteten Landwirthschaft griff durch und gab mir den Erfolg mit lohnendem Segen in die Hände. Nunmehr fing ich auch auf diesem Eigenthume an, meine Kraft colonisirend auszudehnen. Als wenn es nicht anders hätte sein können, und von mir mit Gewißheit vorausgesehen worden wäre, bekränzte sich von meinem Grund und Boden aus, vom Thor in der Richtung nach Pankow hin, die Landstraße allmählig mit Wohnhäusern, hinter denen bald üppige Gärten empor blühten; und heut gewahrt der ältere Berliner dort eine ganz große Stadt, die zum Theil nicht arm an Palästen ist, und sich ein neues Thor, wenigstens einen neuen Zugang zu der Altstadt Berlin durch ihr Ansehen erschlossen hat. Ich blicke mit Vergnügen in diese neue Welt, indem ich mich ohne Selbstüberschätzung ihren Begründer nenne.

Man könnte mir hier entgegnen, daß ich mich und mein Verdienst überschätze, daß das Alles dem Fleiße und der Rührigkeit meiner Mitbürger zu danken sei und, daß mir nur das Lob zukomme, mich dieser Rührigkeit nicht widersetzt, mich ihr angeschlossen zu haben. Aber diesen Einwurf lasse ich mir gefallen und nehme auch durchaus kein höheres Verdienst in Anspruch. Gleichwohl aber meine ich, daß schon dieses hoch genug steht. Die Bibel erzählt auch von Arbeitern und Arbeitslustigen, die aber müßig am Markte saßen, weil Niemand da war, der sie in den Weinberg zur Arbeit gerufen hätte; und wäre dem bürgerlichen Fleiße Berlins nicht ein Feld zu Unternehmungen von mir eröffnet worden, — wahrscheinlich sähe es dann auf der ehemaligen Sandwüste des Wedding und auf der fruchtbaren Hügelreihe, welche Berlin von Pankow scheidet, heut nicht viel wohnlicher aus, als vor dem Prenzlauer und dem Lands=

berger Thore. Ich überschätze meinen Antheil an der Verbreiterung der Basis für Berlins städtische Cultur keineswegs, aber den Schlüssel dazu hatte ich in der Tasche und ich habe ihn nicht in den Schornstein gehängt, sondern ihn als ehrlicher Mann für jeden hergegeben, der damit schließen wollte. Und am Ende habe ich nicht bloß Andere schließen lassen; ich habe selber damit geschlossen, und oft genug an Stellen, wo außer mir Keiner was zu finden hoffte.

Wer heut aus dem Rosenthaler Thor tritt, der blickt zu seiner Ueberraschung statt wie ehemals in eine, in zwei große öffentliche Straßen, von denen die eine westlich, die andere nördlich empor steigt. Die letztere führt in gerader Flucht bis zur Schönhauser Chaussée, springt dann über diese Chaussée weg und verlängert sich in der Richtung auf den Kirchthurm von Heinersdorf. Diesseits wie jenseits der Chaussée ist die große Straße bereits fleißig angebaut; und wie lange wird es noch währen, daß sie in Heinersdorf mündet und aus Blankenburg eine neue Vorstadt Berlins gemacht hat! So lag es wenigstens schon vor bald vierzig Jahren in meinen Plänen und die Zukunft wird diesen meinen Gedanken rechtfertigen.

Ich spreche hier, wie der Leser leicht begreift, von der Kastanien-Allee, die jenseits der Schönhauser Chaussee den Namen Pappel-Allee annimmt. Beide Straßen sind meine eigensten Schöpfungen. Ich veranlagte sie bereits im Jahre 1826, stattete sie wiederholt und unter dem Aufwande großer Kosten mit den betreffenden Alleen aus, an denen ich aber trotz Allem nur wenig Freude erleben sollte. Ich gab ihnen auch ihre Namen, die mein gnädiger König huldreich bestätigte, und die sie daher heute noch führen. Ein anderer Verbindungsweg, ich meine den, welcher süd-

lich den Exercier-Platz des Kaiser-Alexander-Grenadier-Regiments begrenzt, ein Platz, den der Militair-Fiskus vor 30 Jahren für 10,000 Thaler von mir erwarb, der die Schönhauser Chaussee mit der heutigen Schwedter Straße verbindet, und auf der das großentheils aus meinen Mitteln für einen alten und gedienten Soldaten erbaute Haus mit einem halben Morgen Landes von mir dotirt wurde, — es wird seitdem von dem jedesmaligen Wächter des Exercier-Platzes bewohnt, — ward auch durch mich geöffnet und wartet noch auf seinen Namen. Noch kurze Zeit, und diese Straße wird drei der belebtesten Berliner Chausseen miteinander verbinden, ja es ist dies schon jetzt der Fall.

Das Leben des Landwirths ist am Ende ein ewiges Einerlei, nur wenn er, wie ich, die Mühen eines Kolonisateurs damit verbindet, wird dieses Einerlei insofern verändert, als er seine Grenzen weiter hinaussteckt und seinen Wirkungskreis vergrößert. So war denn auch mein Leben — Arbeit. Ich stehe, seitdem ich Landwirth bin, tagtäglich um 3 Uhr Morgens auf, und bin gewohnt, erst nach 10 Uhr zu Bette zu gehen. — Arbeit und Verdruß, diese beiden Pulsschläge des landwirthschaftlichen Lebens, standen auch für mich vom Morgen bis zum Abend an der Hausthür. Dazu kam, daß ich bis zum Jahre 1845 die Polizei-Verwaltung und die Patrimonial-Gerichtsbarkeit auf meinem Gute ausübte. Bei diesen sehr ausgedehnten und mannichfachen Interessen fehlte es dann, mitten im Wohlgelingen meines Werks und in der Freude darüber, auch nicht an Verdruß über Freunde und Feinde, Leute und Gesinde. Es fehlte nicht an vielen Prozessen und manchen Chikanen. Je weiter das Reich, desto größer der Aerger.

Ich will meine Leser aber mit diesen und andern Kleinig-

keiten nicht ermüden, und ziehe es vor, hier, wie in den früheren Kapiteln, ein paar kleine Bilderchen aus meiner reichen Erfahrung einzuweben. Denn nicht sauer sehen sollen meine Leser, sondern sich ergötzen. Der Leser erfahre dann auch, daß ich nicht nur ein guter Rossebändiger war, sondern unter Umständen auch ein ganz vorzüglicher Heilkünstler.

Im Jahre 1835 hatte ich einen jungen 4jährigen Fuchswallach gekauft, dessen früherer Besitzer mir aber nicht gesagt hatte, daß er ihn zum Menschenfresser erzogen hatte. Es war ein sehr üppiges, aber launenhaftes und böses Thier, und der Gedanke, es zum Reitpferde auszubilden, erfüllte mich mit großem Vergnügen. Nur der erfahrene Reiter kann diese Vorliebe für ein wildes Pferd verstehen.

Mein Kutscher, der sonst sattelfest ritt, erhielt also den Auftrag, den Fuchs zuzureiten, hatte aber merkwürdiger Weise regelmäßig das Glück, in den Sand gesetzt zu werden.

Eines Tages war er auf eben diese Art wohl siebenmal hintereinander abgesetzt worden und wollte das Thier nun unter keiner Bedingung mehr besteigen. Weder Versprechungen, noch gütliches Zureden, noch Drohungen vermochten ihn dazu. Nun blieb mir nichts übrig, als selbst aufzusitzen. Der Fuchs tanzte wie toll, und machte sogar wiederholte Versuche, mir in die Füße zu beißen; aber ich saß fest, und traktirte ihn dermaßen mit Sporen und Peitsche, daß er nach einer Stunde förmlich an allen Gliedern flog, fingerdicken Schaum am ganzen Leibe; er schien für immer kurirt zu sein. Jetzt schöpfte auch mein Kutscher wieder Muth und meinte, nun werde er ihn auch reiten, und mir kam das sehr gelegen. Ich hielt ihn also beim Worte und hielt ihm das Pferd, derweil er das Sattelzeug für sich noch nachschnallte. In demselben Augenblicke hatte mich

aber der Fuchs bereits mit den Zähnen ergriffen, zog mich empor, und biß, indem er mich mit sich fortschleifte, am Handgelenk in die Pulsader, daß das Blut wie aus einem Artesischen Brunnen aufspritzte, während ich wie leblos zwischen seinen Zähnen hangen blieb. Das Entsetzen auf der Reitbahn im Garten hinter dem Gehöft war groß, aber Niemand wagte, mir beizuspringen. In dieser Lage faßte ein junges Mädchen, die Tochter meines Milchpächters, sich ein Herz, sprang herzu, und schlug dem Thier einen Besen mit solcher Gewalt an den Kopf, daß es, nach dem Besen schnappend, mich fallen ließ. Man trug mich für todt hinweg, und mein Arm schwoll entsetzlich, jedoch kam ich ohne größere Gefahr davon. Meiner jungen und muthigen Lebensretterin schenkte meine Frau zu ihrer Verheirathung aber ein Haus und 8 Morgen Landes dazu, auf denen sie heute noch lebt und sich glücklich mit den Ihrigen nährt. Ich erzähle nun den Fall, wo ich als Heilkünstler auftrat.

Einige Jahre früher, ich glaube im Jahre 1832, hatte meine Frau eine Köchin, die nun schon das 7. Jahr in unserem Dienste stand. Das Mädchen hatte sich mit einem Nagel am Arm verwundet, die Wunde war schlimm, aber auch bald wieder geheilt worden durch den General-Arzt Dr. Hartmann und Dr. Lange. Acht Tage später schwoll der Arm indeß auf's Neue und gleich so sehr, daß beide Aerzte, trotz aller angewandten Kunst, das Wachsthum der Schwulst nicht zu hemmen vermochten. Der Arm schwoll bald zu einem solchen enormen Umfange, daß er gleich stark mit der Taille des Mädchens schien, die in der That von sehr kräftigem Wuchs war. Die Aerzte gaben sie auf und bekannten, keine Hilfe mehr für die Kranke zu haben, deren Fingernägel auch bereits schwarz zu werden anfingen. Der Brand in der Hand war sicht-

bar im Anzuge, kurz, die Aerzte versagten es, wieder zu kommen. Meine Frau, welche die Treue und Zuverlässigkeit der Kranken indeß vielfach erprobt hatte, hing sehr an derselben, und konnte sich in den Gedanken, daß sie dieselbe verlieren solle, nicht finden. Sie drang daher in mich, Hilfe zu schaffen, und ich wußte keine, nachdem die Aerzte selbst keine mehr gewußt hatten. In meiner Noth trieb es mich zu der Frau Dr. Puld, der, in Folge verschiedener Kuren, das Prädikat als Doctorin zugestanden worden war. Ich erzählte ihr die Krankheitsgeschichte und bat um ihren Rath. Sie gab mir einen, aber einen solchen, den auch ein Krösus nicht hätte ausführen können. Man höre und staune! Ich sollte, meinte die Frau Doctorin, täglich 30 Schweine schlachten, um den kranken Arm der Leidenden unausgesetzt in dem Mastdarm eines geschlachteten Thieres erhalten zu können. Ich erwiederte, daß dies nicht gut angehe. Ihr Vorschlag aber erinnerte mich daran, daß ich mein Vieh bei Anschwellung von Gliedern mit Schlempebädern und Schlempewaschungen schon häufig glücklich kurirt hatte, und fragte ich daher die Dame, ob ich davon in diesem Falle vielleicht Gebrauch machen könne? Mit jener vielsagenden Zweideutigkeit, die nicht nur echte Künstler, sondern auch Pfuscher zu gebrauchen verstehen, ward mir erwiedert: „schädlich sei es gewiß nicht, vielleicht selbst heilsam, nur dürfe die Schlempe nicht kalt werden;“ und mehr bedurfte es für mich nicht. Noch dieselbe Stunde wurde die Kranke in Branntweinschlempe gelegt, und dafür gesorgt, daß das Bad unausgesetzt bei einer Temperatar von 28—30° blieb. Der Erfolg war über alle Vorstellung glücklich. In weniger als 36 Stunden war das Mädchen wieder hergestellt. Die so knapp gespannt gewesene Haut ward sehr bald nachgiebig und schlug be-

reits nach den ersten 20 Stunden große und dann immer größer werdende Falten. Das Mädchen genas schnell und war später so gesund wie je zuvor. Nun berief ich meine beiden Herren Aerzte, deren erste Frage natürlich war: ob das Mädchen noch lebe? „Ihr könnt das Vergnügen haben, sie zu sehen," erwiederte ich, und ließ nun die von ihnen Aufgegebene, von mir Hergestellte, aus der Küche herbeirufen. So bin ich auch einmal Arzt gewesen; und wenn es irgend einer hochgelehrten medicinischen Facultät gefällt, meine bescheidene Kunst anzuerkennen, so werde ich das betreffende Doctordiplom dankbar entgegen nehmen.

Die von mir Gerettete heirathete später den Polier Löhser, dessen Hand die große, den Lustgarten schmückende Granitvase geschliffen hat.

Ich halte es für meine Schuldigkeit, an dieser Stelle noch einer anderen Erfahrung zu gedenken, die ich über die heilkräftige Wirkung des warmen Schlempebades, und zwar an mir selbst gemacht habe. Vielleicht ist es mir vergönnt, der leidenden Menschheit dadurch einen Dienst zu erweisen.

Gelegentlich einer Holz-Auction, der ich in der Groß-Leuthener Forst bei übermäßig strenger Winterkälte beigewohnt hatte, war ich vom Schädel bis zur Sohle dergestalt zusammengefroren, oder, wenn man will, durchkältet worden, daß ich am anderen Tage wie gelähmt erwachte, mich kaum zu bewegen vermochte und namentlich unfähig war, meine Hände auf- und zuzuschließen. Ich mußte das Aeußerste befürchten und nahm meine Zuflucht zu ärztlicher Hilfe. Allein eine mehrtägige Kur brachte mein Befinden eher zurück als vorwärts, und ich hatte mich fast darin ergeben, künftig mit gekrümmten Gliedern einherzugehen. Da fiel mir mein gutes

oft erprobtes Schlempeverfahren dies Mal für mich selbst ein, ich quittirte bis auf Weiteres den ärztlichen Beistand, und verschrieb mir manu proprio nunmehr den Gebrauch von Schlempebädern. Mein Verfahren dabei war das folgende:

Am ersten Tage verblieb ich wohl zwei und eine halbe Stunde im Bade, das durch nach und nach eingelegte Bolzen bei einer Temperatur von achtundzwanzig bis dreißig Grad erhalten wurde, ließ mich dann in eine wollene Decke wickeln und setzte das Schwitzverfahren wohl noch vier Stunden fort.

Am zweiten Tage fühlte ich mich bereits so durchwärmt, daß ich nur mit großer Noth kaum eine und eine halbe Stunde in der Wanne auszuhalten vermochte und auch das Schwitzverfahren abkürzen mußte.

Am dritten Tage endlich fühlte ich mich nach dem Genusse eines kaum dreiviertelstündigen Bades bereits wieder hergestellt und im freiesten Gebrauch meiner Glieder. Wer verlangt mehr?!

Inzwischen sollte sich meiner rastlosen Thätigkeit bald ein zweiter Wirkungskreis erschließen. Im Jahre 1840 hatte ich nämlich die Standesherrschaft Groß-Leuthen in der Subhastation für 152,500 Thaler, dazu gleichzeitig das Rittergut Leibchel für 38,000 Thaler, das Ganze also einschließlich aller Subhastationskosten für 192,000 Thaler käuflich erworben. Sämmtliche Güter waren überaus schlecht bewirthschaftet worden, was der Leser allein daraus ersieht, daß bei einem Wiesenbestande von 1400 Morgen alljährlich das ganze Heu für die Schäferei gekauft werden mußte. Man sollte es kaum glauben, aber doch ist es wahr. Ja ich selbst war gezwungen, es das erste Jahr noch ganz eben so zu machen.

Meine vorzüglichste Sorge war also die, diesem Unwesen oder vielmehr dieser Liederlichkeit ein Ende zu machen.

Zu diesem Zwecke ließ ich alsbald einen See spannen und legte ein Berieselungswerk an, während ich die mit Wasser nicht zu erreichenden Wiesengründe mit Mergel, Lehm oder anderer Dammerde befahren ließ. Der Erfolg war ein überaus günstiger. Trotz dem von mir um das dreifache erhöhten Viehstande gewann ich nicht nur hinreichendes Heu, sondern konnte noch solches verkaufen.

Bei der Uebergabe hatte ich 16 Stück Kühe gefunden. Ich vermehrte sie bald auf 58 Stück und brachte auch die Schäferei von 1800 auf 2400 Stück.

Eben so hatte man auf diesen Gütern nie Klee gebaut, sogar keinen rothen, und sprach man mir überhaupt ab, daß ich Mergel finden werde, um Klee bauen zu können. Ich fand den Mergel sehr bald, in Gründen und auf Höhen, und so schön und so kräftig, wie man sich ihn nur wünschen kann. Demnächst mergelte ich Jahr aus Jahr ein einen Schlag aus.

Für die Forstkultur endlich war gar nichts gethan. Alles lag hier im Argen. Ich ließ sofort die großen Blößen, die sogenannten Krugauer und Bückchen'schen Berge mit 20,000 Schock Birken bepflanzen, und legte eine Reihe von Kieferschonungen an. Selbst wenn ich dies aus wirthschaftlichen Gründen nicht hätte thun wollen, wäre ich als Gutsherr aus moralischen Gründen dazu verpflichtet gewesen. Als ich nach Leuthen kam, hatten die ärmeren Ortseinsassen nicht das liebe Leben. Durch meine Forstkultur eröffnete ich ihnen Gelegenheit zur Arbeit und zu reichlichem Broderwerb. Nichts desto weniger sollte ich geringen Dank von diesen meinen Bemühungen haben. Im Jahre 1848 that sich ein ehemaliger,

im Dorfe wohnhafter Lieutenant, Namens Dalitz, mit dem Schwiegersohn des Ortsschulzen, den Bauern und Handwerkern zusammen, und fing an zu meutern. Man gedachte es hier zu machen, wie an anderen Orten, wie namentlich in meiner Nachbarschaft zu Lübbenau gegen den Grafen Lynar. Die Meuterer erbrachen das Gefängniß, setzten einen dort befindlichen Arrestanten in Freiheit, rückten dann in der Nacht bis vor die Barriere des Schlosses und machten Miene zur Erstürmung desselben. Sie irrten aber in meiner Person. Wer den Sturm Colbergs ausgehalten hat, für den konnte diese Belagerung zügelloser Meuterer kein Schreckniß haben. Ich empfing sie an der Barriere des Schlosses mit gespanntem Hahn, unter dem Beistande meines Försters und meines Jägers. Sie sahen meine Entschlossenheit, hörten mein Commando und hielten es für gerathen, als Strolche davon zu ziehen.

Ich hatte die Herrschaft Leuthen gekauft, um sie meinem Schwiegersohne, dem Baron v. Gärtner, zu schenken, dem ich Leibchel bereits abgetreten, und wo ich das dortige Schloß für meine Tochter neu ausgebaut hatte. Aber meine Kinder schienen sich dort nicht zu gefallen und verkauften Leibchel à tout prix, um nach Berlin zurück zu kehren, und so fesselte auch mich nichts länger an einen Ort, dessen saure und kostspielige Kultnr ich lediglich im Interesse meiner Kinder übernommen hatte. Ohne dies litt mein Hauptgut in Berlin durch meine häufige Abwesenheit, und so eilte ich denn, die Herrschaft zu verkaufen und kehrte nach Berlin zurück. Fünfzehn Jahre hindurch hatte ich dieselbe bewirthschaftet, und ich hoffe die Spuren eines umsichtigen und thätigen Kultivirers auch dort zurückgelassen zu haben.

Dies ist mein Leben. An Strebsamkeit wie an Erfolgen hat

es, wie der Leser nunmehr erkennt, demselben nicht gefehlt; und wenn ich auch kein Held war, meine Schuldigkeit glaube ich wenigstens gethan zu haben. Gleichwohl würde diesem Gemälde etwas fehlen, wenn ich zum Schlusse nicht auch eines Beweises von Kraft und Muth Erwähnung thäte, den ich inmitten der großen und verzweigten Aufgaben meines landwirthschaftlichen Betriebs, im Interesse der großen Industrie vollführte, bevor ich noch die Standesherrschaft Groß-Leuthen erwarb; ich meine die Ausführung der Eisenbahnlinie von Luckenwalde bis Wittenberg. Auch sie ist mein Werk, und vielen meiner Zeitgenossen wird es noch in frischer Erinnerung sein, mit wie großen Schwierigkeiten ich bei diesem Unternehmen zu kämpfen hatte und wie es trotz dem gelang. Einige Striche aus den desfalligen Erlebnissen will ich aber doch herzeichnen.

Ich hatte bei diesem großartigen und unter Umständen gewagten Unternehmen nicht blos mit der Natur, mit Wind und Wetter und den bekannten schlimmen Neigungen der Erdarbeiter zu kämpfen, — weit peinlichere Kämpfe und oft verzweifelte Anstrengungen bereiteten mir die mir zur Seite stehenden Herren Techniker. Mehr als einmal sollte ich erfahren, daß die Theorie grau und die Praxis ein Baum mit goldenen Früchten ist. Als Soldat hatte ich gelernt was Erd- und Schanzarbeiten bedeuten, als Landwirth, was Roß und Mann zu leisten vermögen. Als Verwalter fremden Vermögens, denn meinen Hypothekengläubigern gegenüber habe ich mich immer als einen solchen angesehen, hatte ich gelernt, mit Zeit und Geld vorsichtig zu wirthschaften, und mit diesen drei Eigenschaften ausgerüstet, ging ich ans Werk, und hatte Veranlassung genug, sie fleißig zu üben. Bald hatten die Herren Bauverständigen einen zur Abkarrung bestimmten Plan mit solcher

Oberflächlichkeit bemessen, daß den Arbeitern für nicht zu leistende Arbeiten die Silbergroschen aus meinem Beutel nur immer so zu ganzen Tausenden in die Taschen gefallen wären, als wenn es sich dabei um Zahlpfennige gehandelt hätte. Bald gedachten sie einen von beständigem Flugsande übertriebenen Hügel von unten herauf zu terrassiren, wobei dann, wie sich von selbst versteht, am Morgen die Arbeit des verlaufenen Tags regelmäßig verschüttet war; bald wollten sie Menschen vor den Wagen als Lastthiere gebrauchen, wobei die Arbeit dann nicht von der Stelle kam und ich am Ende aller Enden vertragsfällig gewesen sein würde; bald endlich waren die von ihnen gebrauchten, rasch construirten Wagen selbst allen Grundsätzen einer guten Bau-Oekonomie zuwider und mußten als unbrauchbar verworfen werden. Hier will ich gleich erzählen, wie ich bei dieser Gelegenheit ordnend und selbstschaffend eingriff. Die Direction der Leipzig-Cöthener Eisenbahn hatte nach Angabe ihrer Techniker wohl über hundert Wagen bauen lassen, welche zum Transport der Erde dienen und vermöge ihrer Construction die geladene Erde selbst schütten sollten. Diese Voraussetzung war indeß nicht eingetroffen und die genannte Direction mußte die Wagen, von welchen ein jeder 150 Thaler kostete, verwerfen. Ich überlegte, ob es meiner Praxis wohl gelingen würde, diese unbrauchbaren Wagen für mich zweckentsprechend zu construiren. Als ich glaubte, dieser mir selbst gestellten Aufgabe gewachsen zu sein, kaufte ich ohne Vorwissen meiner Herren Techniker in Leipzig vierzig dieser fehlerhaften Wagen zum Preise von 45 Thalern das Stück. Man kann sich denken, was für Augen meine Techniker machten, und mit welchen Vorwürfen ich überschüttet wurde. Das Geld für diese Wagen wäre weggeworfen, meinten sie, da sie nicht zu gebrauchen wären, und ich würde es

nicht besser verstehen, als die Techniker, und das verbessern wollen und können, was diese gebaut hätten. Ich entgegnete ihnen zuversichtlich: „Meine Herren, Sie haben noch keine Kanone gesehen, denn hätten Sie eine solche gesehen, so würden Sie nicht so sprechen.“ Der Baumeister Herter gab sich nun alle Mühe, einen dieser Wagen zweckentsprechend construiren zu lassen, allein nach Verlauf von vierzehn Tagen mußte mir derselbe gestehen, daß trotz dreimaliger Auseinandernahme die Wagen einer Verbesserung nicht fähig seien. Ich wunderte mich darüber und entgegnete ihm, daß ich in dieser Zeit bereits drei der Wagen der Art in Stand habe setzen lassen, daß sie nicht blos zu unserm Zwecke — den des Erdeschüttens — ausreichten, sondern diesem vollständig entsprächen. Herr Herter überzeugte sich nun von der Wahrheit des Gesagten und ich hatte die Genugthuung, meine Techniker um eine Erfahrung bereichert zu haben. Wie gesagt, ich hatte überall zu wachen, zu ändern, einzugreifen und zu gestalten. Ich wurde Feldmesser, Schachtmeister, Stellmacher, Schmied, — Alles in einer Person und habe während der ganzen Bauzeit vielleicht die ganze Hälfte der Nächte außer dem Bette zugebracht. Mein Wagen war mein Nachtquartier geworden und am Tage der Sattel mein Lehnstuhl. Nur so ward es möglich, daß ich mein Unternehmen glücklich zu Ende führte, das, wenn es auf die dabei thätigen Theoretiker und Techniker angekommen wäre, unzweifelhaft zu meinem völligen Ruin hätte ausfallen müssen. In Berlin sprach man sogar schon davon, daß ich nicht nur meine Caution, sondern Hab und Gut verlieren würde. Dank den erwähnten Anstrengungen und meiner Wachsamkeit sollte es anders kommen. Meine Vertragsgenossen hatten sich meinen Anordnungen längst gefügt, zuletzt fügte sich ihnen das ganze Unternehmen, und

so konnte ich am Schlusse dieser Riesenarbeit, welche meine Kräfte fast volle zwei Jahre in Anspruch nahm, noch einen Rein-Gewinn von 60,000 Thalern zwischen meinen Vertragsgenossen und mir zur Vertheilung bringen. Diesen Gewinn theilte ich so, daß der Baumeister Herter 20000 Thaler, und der Rentier Graumann, der dabei als Rechnungsführer fungirte, gleichfalls 20000 Thaler erhielt. Der Rest dieser 60000 Thaler war das, was ich nach aller dieser angestrengten Arbeit für mich dabei erübrigte. Einen schöneren Dank aber gewährte mir die Direction der Bahn. Ich hatte die Genugthuung, mir für die Ausführung des Werks den ungetheilten Beifall derselben und hauptsächlich den des Geheimen Commerzien-Raths v. Karl zu erwerben.





Anhang.

Reise nach England.

Londoner Welt- und Industrie-Ausstellung. — Eindruck in London. — Industrielle Energie der Engländer. — Paxton. — Mein Besuch im Industrie-Palaste. — Zusammeutreffen mit der Königin. — Eine königliche Ohrfeige und Erziehungsmethode einer hohen Frau. — Londoner Merkwürdigkeiteu. — Kettenbrücke und Tunnel auf Anglesey. — Rückreise über Hollaud und Belgien.

Die Eröffnung der großen Welt- und Industrie-Ausstellung in London machte auch in mir das Verlangen rege, die Wunder der Cultur und der Industrie, welche Paxton's Krystallpalast aufgenommen hatte, durch unmittelbare Anschauung kennen zu lernen. Ich benutzte daher die Gelegenheit, welche eine hier zusammengetretene Gesellschaft (Köppen & Schütt) den Schaulustigen darbot, indem sie einen Extrazug arrangirte und sogar für einen fixirten Preis Fahrt, Logis und Unterhalt der Passagiere während der Hin- und Rückfahrt, so wie während des Aufenthaltes in London, übernahm. Auf den Flügeln des Dampfes gelangte ich über Aachen und Lille nach Calais und von hier nach Dover übersetzend, war ich fast eben so schnell wie der gefaßte Gedanke in die Stadt der ewigen Nebel, aber auch der industriellen Wunder versetzt.

Wer hätte wohl in meiner Jugendzeit daran gedacht, daß man ein halbes Jahrhundert später gleichsam im Fluge die halbe Welt durchreisen könne? — Der Dampf hat Zeit und Raum überwunden, es giebt heute keine Entfernungen mehr. Die alte ehrwürdige Postchaise, welche in meinen jungen Jahren noch eine so große Rolle spielte, ist zur Mythe geworden.

Der erste Eindruck, den London auf mich machte, war ein

überwältigender, ein betäubender. Es war mir, als ich diese riesigen, dampfenden und prustenden Schornsteine sah, als wäre ich in das Land der Cyklopen, irgend eines fabelhaften Volkes, gekommen. Alles was ich sah war ungeheuerlich, riesig, wahrhaft großartig. Und dennoch sahen die Menschen, welche dies Alles hervorgebracht hatten, eben nicht übernatürlich aus. Im Gegentheil, sie schienen mir sogar noch weniger geweckt, weniger intelligent, trockner, eckiger und einseitiger als unsere Berliner zu sein, und ich sagte mir: Alles dieses werden auch wir dereinst haben, wenn wir auch gegen jede Neuerung etwas mißtrauisch und bedächtig sind; aber wenn wir einmal dabei sind, dann werden wir hinter keinem Volke der Welt zurückbleiben. Aber voraus haben es diese Engländer doch. Sie haben ein gutes Stück Cultur ganz allein durch sich selbst geschaffen und mittelst derselben für lange Zeit den Weltmarkt beherrscht — die Maschine, die eherne Faust der modernen Industrie.

Zuerst schien es mir, als hätten die Engländer Alles auf den Kopf gestellt, oder ich möchte lieber sagen, als wären sie überall mit dem Kopf durch die Wand gerannt. Es scheint wirklich so, wenn man sieht, wie sie bei ihren großen industriellen Anlagen jedes Hinderniß zu überwinden, jeden Widerstand zu brechen wußten. Ja, „Biegen oder Brechen“ scheint ihr Wahlspruch bei allen ihren Unternehmungen zu sein. Felsen, Berge, Meere, nichts macht ihre eiserne Kühnheit irre. Ist es ein Wunder, wenn es eine solche Nation zu einer so imposanten materiellen Macht bringt, so colossale Reichthümer schafft? —

Bei der Kürze des mir zugemessenen Aufenthaltes in London war es mir nicht möglich, alle die Merkwürdigkeiten zu sehen, deren es in keiner Stadt mehr als in London giebt; aber selbst um die

zu beschreiben, welche ich gesehen, könnte ich ein ganzes Buch füllen. Von dem Krystallpalaste kann man sagen, daß sein Ruf bis in die entferntesten Winkel der Welt gedrungen. Schmeichelhaft für uns Deutschen ist es, daß es ein Deutscher war, welchem England und die civilisirte Welt das grandiöse Schauspiel dieser Weltausstellung zu verdanken hatte. Die erste Idee zu einer solchen war nämlich zuerst in Frankreich aufgetaucht und dort von der Regierung zurückgewiesen worden. Aber kaum erfuhr Prinz Albert davon, als er auch entschlossen war, sie aufzunehmen und auszuführen. Prinz Albert versammelte einige talentvolle Männer um sich, welche seinen Plan vollkommen billigten und seine Ausdauer überwand nun alle Schwierigkeiten.

Nicht weniger als 243 Pläne wurden eingereicht, aber in dem Augenblicke, als die zur Beurtheilung derselben berufene Prüfungs-Commission ihren Ausspruch gethan hatte, kam der Gärtner des Herzogs von Devonshire, der nun berühmt gewordene Paxton, auf den Gedanken, daß ein riesiges Glasgebäude sich nicht übel dazu eignen würde, die Wunderdinge der Kultur und der Industrie ins beste Licht zu stellen. Sein Plan erhielt Beifall, und wie durch Zauberschlag entstand der Krystallpalast, ein Gebäude von 33 Millionen Kubikfuß.

Die ganze Welt jubelte diesem Wunderbaue Beifall zu und England lohnte seinen Urheber durch Erhebung in den Adelsstand.

Bei meinen öfteren Besuchen im Industrie-Palaste wurde mir die Freude zu Theil, mit der Königlichen Familie zusammen zu treffen, wo ich dann Gelegenheit fand, sowohl das herzliche Einvernehmen des hohen Königspaares, als auch die strenge Zucht der Königlichen Mutter zu bewundern. Die hohe Frau war stets von allen

ihren Kindern begleitet, von denen die älteste, die Prinzeß-Royal, unsere erlauchte Kronprinzeß, und der Prinz von Wales, mich am meisten anzogen. Die damals noch kleine aber liebliche Prinzeß, deren kindliche Gespräche mich im hohen Grade erfreuten, schritt artig an der Seite ihrer Mutter, nicht so der kleine sehr muntere und geweckte Prinz. Schon einige Male hatte ihm die königliche Mutter das Betasten der Gegenstände untersagt, bis plötzlich, da der Prinz wiederum der Mahnung seiner Mutter zuwider handelte, ein ziemlich derber Schlag vernommen wurde. Die rothe Wange des kleinen, ungehorsamen Prinzen zeugte deutlich genug von der eindringlichen Zurechtweisung seiner Mutter. Ringsum erscholl ein Beifallssturm ob dieser guten Zucht der königlichen Mutter und viele Zeitungen haben diese Handlung als das Muster einer guten Erziehung gepriesen.

Von den Gegenständen der Ausstellung zu sprechen, muß ich, wie schon erwähnt, unterlassen. Nur so viel will ich bemerken, daß ich den Erzeugnissen unserer strebsamen heimischen Industrie mit Freuden in der Abtheilung des deutschen Zoll-Vereins begegnet bin, und daß ich die Namen vieler sehr achtungswerther Berliner Firmen im Industrie-Palaste durch anerkennenswerthe und tüchtige Leistungen vertreten fand.

Was mir in Bezug auf England auffiel, war die große Ueberlegenheit dieses Landes in allen Arbeiten von Gußeisen. Das Stab- und Gußeisen sind nebst der Steinkohle die Hauptelemente des Reichthums der brittischen Nation. Man gehe in's allerkleinste Dorf, überall wo wir Holz gebrauchen, wenden die Engländer Eisen an, gegossen oder geschmiedet. Die Einzäunungen, worin sie das Vieh auf dem Felde halten, sind nichts anders als kleine flache Ei-

senstäbe mit drei oder vier Reihen Löcher, durch welche eiserne Dräthe von mäßiger Dicke gehen, die wie diejenigen unserer elektrischen Telegraphen von einander stehen. Ihre Treppen, ihre Luft-, Gas- und Wasserleitungen, ihre Kamine, ihre Parkthore, ihre Geländer aller Art, ihre Fugenwerke, ihre Dächer, ihre Verschläge, Alles ist aus Guß-, Stab- oder Blecheisen.

Daß ich in London neben den geistigen Genüssen auch nicht versäumte, mich solider materieller Genüsse zu erfreuen, versteht sich von selbst, und so machte ich mich denn auch daran, das berühmte englische Porter an seiner Quelle zu studiren. In Gesellschaft mehrerer Berliner Touristen begab ich mich nach der Porter-Bier-Brauerei von Berkley, in der Nähe des Themse-Tunnels. Von dem sehr zuvorkommenden und freundlichen Braumeister geführt, besichtigten wir mit Muße diese Riesen-Brauerei, bei welcher Gelegenheit uns auch die Stelle gezeigt wurde, auf der General Haynau wegen seines politischen Verhaltens in Ungarn, von den gewichtigen Hieben der Brauer niedergeschlagen, unter Tonnen versteckt gelegen hatte, um fernern Mißhandlungen zu entgehen.

Der Gedanke an diese Lynchjustiz der Brauer vermochte uns weniger zu beleben, als der Genuß des wirklich trefflichen und überaus kräftigen Getränkes, dessen Extrakt mich der Braumeister ebenfalls kosten ließ.

Bei dem gewohnten reichlichen Genusse dieses Bieres in England, welches sogar billiger als unser Berliner Bairisch ist, konnte es mich nicht mehr Wunder nehmen, daß es in England so viele kräftige breitschulterige Menschen giebt, die mich an die gutgenährten vierschrötigen Bayern erinnerten. Nun ging's zum berühmten Themse-Tunnel. So viel ich auch von diesem kolossalen Bauwerke

gehört, und so hoch meine Erwartungen auch gespannt waren, so wurden diese am Orte selbst dennoch bei Weitem übertroffen. Eine Brücke, statt über, unter dem Flusse zu bauen, wahrlich, dieser Gedanke ist eben so kühn wie originell. Man muß aber sagen, daß die riesige Anschwellung der Bevölkerung Londons, welche jetzt beinahe 3 Millionen Einwohner beträgt, zu außerordentlichen Auswegen drängt, um eine ungehinderte Communikation nach allen Theilen der Stadt möglich zu machen. Ein solcher Ausweg nun ist auch der Themse-Tunnel. Da es nicht möglich schien, die Communikation zwischen den beiderseitigen Ufern mittelst einer Brücke herzustellen, ohne die Passage auf dem Flusse selbst, die hier ebenfalls sehr frequent ist, zu hemmen, so kam man auf den Ausweg, diese Schwierigkeit durch eine unterirdische Brücke zu heben. Und während der mächtige Strom oberhalb derselben majestätisch seiner Wege geht und die größten Schiffe auf seinem stolzen Nacken trägt, schreitet der Fußgänger, vielleicht nicht minder stolz auf seine Beherrschung der Elemente, ganz gemüthlich im Trockenen unter dem Themsebette fort.

Die riesige Arbeit konnte allerdings auch nur mit englischem Gelde und englischer Energie ausgeführt werden. Der Tunnelbau hat eine gar wunderbare Geschichte, wie sie nur irgend ein berühmter Mensch haben kann.

Der Tunnel ist natürlich selbst am Tage durch Gasflammen erleuchtet, denn sonst würde hier ägyptische Finsterniß herrschen. Zu beiden Seiten befinden sich Budenreihen, in welchen allerlei Kleinigkeiten feilgeboten werden, von denen jeder Fremde zum Andenken an den Tunnelbesuch gern einige zu kaufen pflegt, was ich denn ebenfalls that.

In der Rüstkammer in Tönner, die ich nun zunächst besuchte, zog besonders die Statue Maria Stuarts zu Pferde und ganz mit Edelsteinen besetzt, meine Aufmerksamkeit auf sich. Unwillkürlich fiel mir ein, wie unglücklich diese Königin gewesen, als sie noch ihre beiden Edelsteine funkeln lassen konnte, ihre hübschen Augen, durch welche sie sich den Neid und den Haß der Königin Elisabeth zuzog.

Das Parlamentshaus sah ich in allen seinen Einzelnheiten. Beim Besuche des physikalischen Museums begegnete mir ein kleiner Unfall, welcher mir Gelegenheit bot, die englische Noblesse kennen zu lernen. Mein Begleiter nämlich hatte sich, ermüdet von der Wanderung durch den botanischen Garten, den wir zuvor gesehen, und durch das Museum, in unmittelbarer Nähe einer antiken Gipsbüste auf einem Sessel niedergelassen. Im Begriffe, seinem Beispiele zu folgen und mich ebenfalls niederzulassen, strauchele ich und falle so unglücklich gegen den Sockel der Büste, daß diese, in tausend Stücke zerschmettert, herabfällt. Meine Verlegenheit war nicht gering, ich bat jedoch den Aufsichtsbeamten, mich bei der Direction wegen meines Unfalls zu entschuldigen, indem ich mich, wie es sich von selbst verstände, sofort bereit erklärte, den angerichteten Schaden zu ersetzen. Zu meinem Erstaunen erhielt ich schon am andern Tage von dem Director des Museums eine Zuschrift in französischer Sprache, in welcher mir angezeigt wurde, daß die Gesellschaft eine Schadloshaltung nicht beanspruche. Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich, daß das Museum einer Actiengesellschaft gehöre und nach der Angabe des Directors gebaut war, wofür ich nicht umhin konnte, ihm mein Compliment zu machen.

Nach einem Besuche, den ich in Vaux-Hall abgestattet, be-

gab ich mich in Gesellschaft zweier Rittergutsbesitzer aus Deutschland nach der Grafschaft Kent. Dieser Besuch gewährte mir als Landwirth ein ganz besonderes Interesse, da Kent bekanntlich als Musterwirthschaft berühmt ist. Mit diesem Besuch verband ich eine Besichtigung der großen Vieh-Ausstellung bei Windsor. Ich muß gestehen, daß die englische Landwirthschaft mir die Ueberzeugung gab, wie sehr die so überaus praktischen Engländer es anerkennen, daß die Mutter aller Industrie und des nationalen Wohlstandes die intelligente Benutzung der natürlichen Hilfsquellen des eigenen Landes und Bodens ist. Das Schloß zu Windsor, welches ich ebenfalls in Augenschein nahm, enthielt viele Merkwürdigkeiten; die historischen Erinnerungen, die sich an dieses Schloß knüpfen, sind weltbekannt.

Das im Industrie-Palaste gesehene Modell des berühmten Tunnels von Anglesey, hatte den lebhaften Wunsch in mir rege gemacht, dieses ebenfalls so kühne und merkwürdige Meisterwerk näher kennen zu lernen. Demnach reiste ich von London über Oxford, Nottingham und Chester nach Liverpool. Hier nahm ich einen etwas längern Aufenthalt; die andern Städte hatte ich nur im Fluge angesehen. — Liverpool imponirte mir durch seine breiten Straßen, seine durchweg prächtigen Gebäude, besonders aber durch seinen schönen Hafen und seine riesigen Docks.

In keinem zweiten Lande der Welt ist so gut für die Communikation zu Wasser und zu Lande gesorgt, was für den rührigen und rastlosen Engländer allerdings eine Nothwendigkeit ist. Von Liverpool nach Birmingham geht alle 10 Minuten ein Dampfschiff. Diese Gelegenheit benutzte ich. Noch heute erinnere ich mich mit Wohlbehagen der schönen Fahrt. Es war mir während derselben, als

hätte ich mich im Beschauen eines wandelbaren prachtvollen Panorama's vertieft, und wie durch Zauber sah ich mich plötzlich in Birmingham versetzt, so schnell war mir die Zeit auf dieser köstlichen Fahrt verstrichen. Nachdem ich die Merkwürdigkeiten auch in dieser ersten Fabrikstadt Englands besichtigt hatte, fuhr ich von hier aus per Eisenbahn weiter bis zum Strande der Irischen See, und nun endlich durch den über die Meerenge gebauten Tunnel nach Anglesey. Auch diese Fahrt zähle ich zu den schönsten und angenehmsten, die ich je gemacht. Ich hatte zur Rechten fortwährend das Meer, zur Linken die schönsten Villen.

So großartige und riesige Dinge ich aber auch bisher in England gesehen hatte, so ließen dennoch der Tunnel und die Kettenbrücke auf Anglesey alles bisher Bewunderte hinter sich zurück. Der Tunnel ist, streng genommen, nichts als eine ungeheuere eiserne Röhre, welche mit dem einen Ende auf Englands Strand, mit dem andern auf dem Strande von Anglesey liegt. Seine Länge beträgt wohl ⅛ Meile, und wölbt sich so hoch über die See, daß die größten Dreimaster mit vollen Segeln darunter hindurchfahren.

Mit den mächtigen Eindrücken, welche dieses staunenswerthe Werk auf jeden Beschauer hervorbringen muß, verließ ich Anglesey, durchstach per Dampf die Irische See, und landete, nordwärts an der Insel Man vorüberfahrend, bei Preston. Der Dampfwagen entführte mich von hier nach Edinburgh, woselbst ich zwei Tage verweilte. Ueber Manchester trat ich dann meine Rückreise nach London an und fuhr, nachdem ich mich hier noch einige Wochen aufgehalten, von Dover nach Calais.

An diesem Orte widerfuhr mir eine seltene Rücksicht. Während hier nämlich, wie bekannt, alle Ankommenden einer strengen

Steuervisitation unterworfen werden, blieb ich gänzlich davon befreit. Diese Schonnung hatte ich dem Umstande zu verdanken, daß es bekannt wurde, daß ich unter Napoleon I. den Feldzug in Rußland mitgemacht hatte.

In Frankreich hielt ich mich nicht auf, mit stärkern Banden zog es mich zu unserer berühmten und malerischen Rheingegend hin. Ich fuhr den Rhein abwärts und hatte Muße genug, die uns in so kostbaren Resten erhaltene Ruinenschrift aus dem Mittelalter zu bewundern. Ich erkannte, daß man keine Zeit und keine Geschichtsperiode verachten muß. Wenn auch die Neuzeit noch so riesige Werke geschaffen, so hat doch auch das finstere Mittelalter, wie man es nennt, Großes und Herrliches geleistet, und seine Kirchen auf Felsen und seine Burgen auf schwindelnden, unzugänglichen Abhängen zeugen davon, daß der menschliche Geist auch mit geringeren Hilfsmitteln der Kunst, der Technik und der Wissenschaft erstaunenswerthe Werke geschaffen hat.

*　　　*
*

Die günstige Gelegenheit zu einem wenn auch kurzen Besuche in Holland und Belgien zu benutzen, konnte ich mir nicht versagen. So sah ich denn die gewerbreichen und durch ihre Geschichte in mehr als einer Hinsicht merkwürdigen Städte: Lüttich, Brüssel, Antwerpen und Gent. In Belgien erkannte ich so recht den hohen Werth der Gewerbthätigkeit, denn dies dem Umfange nach so unbedeutende Königreich erfreut sich nicht desto weniger eines hohen Flors. Einige bedeutende Industrien, wie z. B. die Brüsse-

ler Spitzen- und Blonden-Fabrikation bieten dem Lande große Erwerbsquellen.

Gelegentlich meines Besuches in Brüssel erfuhr ich, daß die Bearbeitung der Brüsseler Spitzen, womit sich unsere Damenwelt so gern putzt, nicht selten den damit beschäftigten Arbeiterinnen den Tod bringt. Die Industrie, welche nur zu oft die Befriedigung des Egoismus höher stellt, als das Leben des Nächsten, hat selbst die Spitzen, diesen zarten Schmuck der Damen mit einem Gifte getüncht, welches den armen Arbeiterinnen verderblich ist. Verschiedene Leichenöffnungen nämlich bei Spitzenarbeiterinnen ergaben, daß sich Blei in den edelsten Organen der Körper vorfand. Symptome von Bleivergiftungen zeigten sich namentlich bei den Arbeiterinnen, die mit dem Weißen der Blumen beschäftigt waren. Diese Operation besteht nämlich darin, daß man durch ein weißes Pulver die Unreinigkeit der Spitzen zu decken sucht. Dieses Pulver nun enthält, wie verschiedene Untersuchungen ergaben, mehr oder weniger verunreinigtes Bleiweiß. Unsere Schönen werden vielleicht weniger Werth auf eine Brüsseler Spitzenmantille legen, wenn sie diese Thatsache kennen gelernt haben.

In Amsterdam sah ich den berühmten zoologischen Garten und erinnerte mich in dieser Stadt überhaupt, daß ja auch unser Berlin manches ursprünglich Holländische in seiner Topographie aufzuweisen hat. Hat doch unsere Residenz die Anfänge ihres großartigen industriellen Aufschwunges der Liberalität und Freisinnigkeit zu danken, mit welcher unsere Hohenzollern die betriebsamen Protestanten aufnahmen, nachdem engherziger Fanatismus diese vom heimischen Heerde verdrängt hatte. So wanderten die Franzosen und Holländer bei uns ein und ließen sich gemächlich in Berlin nieder. Wenn

man sich von Amsterdam eine topographische Vorstellung machen will, dann muß man sich die ganze Stadt etwa wie unsere Straße Neu-Kölln am Wasser oder Friedrichsgracht denken.

Von der Reinlichkeit und Sauberkeit der Holländer wissen alle Reisende viel Lobens zu machen. Ich habe dies bestätigt gefunden.

In Rotterdam kam ich zur rechten Zeit an, um den Einzug des von seinem Volke so sehr verehrten Königs beiwohnen zu können. Sein Einzug glich einem großartigen Triumphzuge. Ein wahrer Freudentaumel hatte das Volk ergriffen und der König schien sich mit großer innerer Befriedigung diesem Ausdrucke der Liebe seines Volkes hinzugeben. Eine Ueberraschung, die den König erwartete, gefiel mir besonders gut. Zweihundert Rotterdamer Bürger hatten sich in Matrosenkleidung geworfen und warteten vor der Stadt auf den günstigen Augenblick, um die Pferde des königlichen Wagens ausspannen zu können. Im Nu war dies im geeigneten Augenblicke geschehen und die zweihundert Bürger zogen in lautem Jubel den Wagen ihres königlichen Herrn pfeilschnell bis in die Stadt.

Die am selben Abende bewerkstelligte Illumination Rotterdams war eine der großartigsten, die ich je gesehen habe. Besonders imposant machte sich die Erleuchtung der im Hafen liegenden Schiffe, welche in einem Lichtmeere zu schwimmen schienen. Ueberaus prächtig nahm sich eine Brigg aus, welche im Hafen gerade dem Hotel der Niederlande, woselbst der König und auch ich wohnten, gegenüber lag. Bei meiner Rückreise passirte ich Haag. Hier interessirte mich das Rathhaus und das in demselben befindliche Museum. Unter andern Merkwürdigkeiten zog besonders eine chinesische Stadt

en miniature meine Aufmerksamkeit auf sich. Es muß sich in China gar nicht übel wohnen lassen, die Häuser scheinen mit allem möglichen Comfort, ganz wie bei uns Europäern, ausgestattet zu sein.

Ein großes Vergnügen gewährte es mir, die auf den Heringsfang ausgezogenen Fischer mit reicher Beute heimkehren zu sehen. Es ist kaum glaublich, wie vielen Menschen dieser kleine, winzige Fisch reichen Erwerb bringt. Mit Recht sagen daher diese Leute, der Hering sei ihnen lieber als der Wallfisch, der ganze Züge davon verspeise. Auch ein großes Schiff sah ich vom Stapel laufen, was mich, da wir Berliner eines solchen Schauspiels ganz ungewohnt sind, im hohen Grade amüsirte.

Nunmehr trat ich endlich meine Rückreise über Utrecht, Nymwegen und Düsseldorf an und traf nach dreimonatlicher Abwesenheit in Berlin wieder ein.

Reise in das Lager von Sebastopol.

Mein Reisegefährte. — Der General-Consul v. Meusebach. — Mein Besuch beim Pascha v. Thessalien. — Eine alte Bekanntschaft unter den Baschi-Bozuks. — Ali-Pascha. — Herr v. Wildenbruch. — Der Sultan in Constantinopel und meine Begegnung mit ihm in seinem Palaste. — Der Gesandtschaftsprediger Pischon. — Seltsame Begegnung. — Mein Besuch im Lager v. Kamiesch. — General-Consul Spiegelthal. — In Malta. — Aufenthalt in Neapel. — Der Herr v. Kanitz. — Rom und der Papst. — Genua. — Turin. — Paris.

Der wahre Soldat wird immer Soldat bleiben. Das Gefallen an der majestätischen Musik der Kanonen begleitet ihn bis an das Ende seiner Tage, und ähnlich wie das Schlachtroß beim Tone der Signaltrompete seines früheren Dienstes in der Schwadron sich erinnert, wird auch der Veteran beim Klange der Kriegstrompete ermuntert. Unwillkürlich prüft er dann seine Kräfte und fragt sich, ob er auch dieses Mal wohl noch mit dabei sein könne, und sagen nicht alle seine Kräfte: Nein! dazu, dann begehrt er Zeuge jener großen Anstrengungen zu sein, durch die so oft über das Schicksal der Völker entschieden wird, und die er eben so kennen, wie lieben gelernt hat.

So erging es auch mir, als im fernen Orient ein kriegerischer Wettkampf eröffnet ward, wie die Welt einen ähnlichen kaum gesehen. Auch ich erprobte meine Kräfte, und glaubte mir sagen zu dürfen, daß ich trotz meiner 71 Jahre die Strapazen eines solchen Ausflugs noch würde bestehen können; und mit diesem Entschlusse stand ich im Mai 1855 eines Tags plötzlich in den Straßen von Wien, um von dort aus den Weg nach dem orientalischen Kriegsschauplatze zu suchen.

Da es meine Absicht war, die Reise nach Constantinopel zu Lande zu machen, so kam es mir gelegen, in Giurgewo, wohin ich

über Ofen von Galacz zurückgekommen war, die Bekanntschaft eines jungen Mannes zu machen, der Arzt war, und gleichfalls nach Constantinopel wollte, aber die Mittel dazu nicht besaß. Ich fragte ihn, ob er der Türkischen Sprache mächtig sei und erbot mich, ihn in diesem Falle auf meine Kosten mitzunehmen. Er bejahte meine Frage, und so reiste er denn mit mir bis Varna, wo er so glücklich war, Dienste zu finden und zurückblieb. Beiläufig gesagt, verstand er sehr wenig Türkisch; aber ich hätte ihn am Ende doch mitgenommen, denn seine Lage that mir leid.

Meine Reise hatte den glücklichsten Verlauf. Schon in Bukarest fand ich bei dem Preußischen General-Consul Freiherrn von Meusebach eine sehr liebenswürdige Aufnahme. Während meines ganzen zwölftägigen Aufenthalts war ich täglich sein Tischgenoß. Ebenso stellte er seine Equipage zu meiner Verfügung. Kurz, er ließ es an nichts fehlen, mir den Aufenthalt in Bukarest angenehm und unvergeßlich zu machen. Bei meiner Abreise geleitete er mich bis Giurgewo. Dieser Schutz war für mich von hohen Ehren und Auszeichnungen begleitet, und ich lernte zugleich etwas von den Feierlichkeiten des orientalischen Ceremoniels kennen, ehe ich den Orient einmal betreten hatte. Eine verdeckte, von Türkischen Marine-Soldaten geführte Barke holte uns nämlich von Giurgewo nach Rustschuck hinüber. Der Pascha hatte sie zum Empfange des General-Consuls entsendet. Auch der Preußische Vice-Consul Kalisch war zu unserm Empfange herübergekommen, und da auch der die 24 Marine-Soldaten kommandirende Officier unserm Empfange beiwohnte, so gestaltete sich derselbe zu einer Art von militairischem Schauspiel, freilich sehr en miniature. Ich fühlte, daß ich auf Türkischem Boden war.

Am Abend unserer Ankunft machten wir dem Marine-Pascha und dem Gouverneur der Provinz, Pascha von Bulgarien, unsere Aufwartung. Zu diesem Zwecke hatte uns der Vice-Konsul, bei dem wir zu Mittag gespeist, zwei Equipagen zur Verfügung gestellt.

Nach erfolgter Vorstellung wurden wir mit Caffee und Tschibuk regalirt, und fuhren dann zum Gouverneur von Thessalien, den wir in seinem Garten antrafen. Das Gefolge des General-Consuls war nicht klein. Es bestand außer mir aus dem Vice-Consul, dem Kanzler und Sekretair des General-Consuls und einem Französischen Telegraphen-Officier. Wir wurden sehr freundlich, ja ich kann sagen, herzlich aufgenommen, und genöthigt, auf einem für acht Personen ausgebreiteten Teppich Platz zu nehmen. Ich war verlegen, und stand an, von dem mir ganz neuen Lager Gebrauch zu machen, und dankte, trotzdem der Kanzler des Baron v. Meusebach mir zuraunte: „Hier hilft Alles nichts; wir müssen uns niederlegen." Inzwischen hatte der Pascha meine Verlegenheit wohl bemerkt, und indem er mir auf die Schulter klopfte und auf Französisch zu mir sagte: „wir sind die beiden Aeltesten, wir nehmen einen Sessel," wurden auch bereits zwei sehr schöne reich in Gold gestickte Feldstühle herbeigebracht. Nachdem der Pascha sich niedergelassen, nahm auch ich auf einem derselben Platz. Unterdessen hatte eine Bedienung von nicht weniger als 10 Kavassen Caffee und Tschibuck herbeigebracht, und vier derselben sorgten für die Beleuchtung, indem sie steif wie Armleuchter Türkische Laternen empor hielten. Ich betheiligte mich an der Unterhaltung nur dürftig und war am Ende zufrieden, als um 11 Uhr das Zeichen zum Aufbruch gegeben wurde. Baron v. Meusebach erwartete den Türkischen Kriegs-Minister Ali-Pascha, der von Wien kommen sollte, und beab-

sichtigte, ihn von Preußischer Seite zu begrüßen. Er blieb daher noch, während mich mein Ziel abrief. Es war das letzte Mal, daß ich diesen liebenswürdigen Mann, der so tragisch endigen sollte, sah.

Mit Post=Reitpferden reiste ich sodann über Schumla und Adrianopel nach Varna. Ich. beabsichtigte mit diesem großen Umwege vorläufig weiter nichts, als um das Innere der europäischen Türkei, das platte Land des europäischen Orients, kennen zu lernen.

Nunmehr auf mich allein angewiesen, zeigte sich mir der Orient von seiner Kehrseite. Schon in Schumla konnte ich keine Pferde bekommen und mußte drei lange und langweilige Tage hindurch in einem sehr schlechten Türkischen Gasthause verweilen. Aus diesem Grunde und in Ermangelung näherer Bekanntschaften, hielt ich mich beinahe den ganzen Tag hindurch in einem Armenischen Caffeehause auf, das von vielen Officieren der so bekannt gewordenen Baschi=Bozuks, die daselbst im Lager standen, besucht wurde. Dennoch sollte eine ziemlich unerwartete Begegnung, mitten in dieser mir fremden Welt, mir einiges Vergnügen machen.

Eines Nachmittags nämlich, als mir der Kellner den Caffee präsentirte, verweigerte er dafür Zahlung anzunehmen, und theilte mir mit, daß der Caffee von einem Wachtmeister der Baschi=Bozuks bereits bezahlt sei. Ich war erstaunt. Einige Minuten später trat indeß ein Tscherkesse zu mir, den ich wiederholt im Kroll'schen Etablissement zu Berlin gesehen, und mit dem ich dann oft und gern über Pferdezucht und Pferdedressur mich unterhalten hatte. Er war nun nach Schumla geeilt, um gegen die Russen zu kämpfen, und hatte sich des Caffees bedient, um unsere Bekanntschaft zu erneuern. In der That, eine etwas sehr naive Art, eine Freundschaft zu

erneuern! Aber er war auch sonst das reine Naturkind. So z. B. freute er sich mitten in diesem Kriegsgewühl, wie ein junges Mädchen auf das Wiedersehen seiner alten Mutter, und schien an keine Möglichkeit des Todes in Bezug auf seine Person zu denken. Wer weiß, ob dieses zärtliche Herz sich je wieder an dem Herzen seines Mütterchens erwärmt hat! — An demselben Tage langte auch Ali Pascha auf seiner Durchreise in Schumla an. Ich begab mich sofort zu ihm und beklagte mich, daß ich keine Postpferde bekommen könne. Der Pascha kam mir ausnehmend höflich entgegen und erließ einen Befehl, wonach mir auf allen Stationen Postpferde zu stellen seien. So war es mir denn endlich möglich geworden, abzureisen.

Außer meinem „Türkisch redenden" Arzte, hatte sich ein anderer Reisender, Graf v. Liczielsky, mir angeschlossen. Er wollte gleichfalls nach Constantinopel und hatte gegen den Umweg über Adrianopel nichts einzuwenden.

Als ich Tags darauf in einem Dorfe in der Schänke eines Armeniers meinem Tartar = Postillon einen Schnaps geben ließ, spürte ich selbst einigen Durst, und fragte, ob vielleicht ein Glas Wein zu haben wäre? Der Armenier hatte keinen, schickte aber zu einem Priester, um welchen holen zu lassen. Der Wein kam und ich trank davon. Aber es war ein ganz unerhörter alter Krätzer prima Sorte, „Siebenmännerwein." Wir ritten indeß weiter, aber schon nach einer Stunde hatte uns die große Hitze so marode gemacht, daß wir auf freiem Felde unter einem einsamen Baume Halt machten, um zu ruhen und die Pferde grasen zu lassen. Unterdeß fing der genossene Krätzer an, seine Wirkung zu äußern. Ich wandte mich an meinen von mir mitgenommenen Arzt, aber der „Türkisch sprechende" Heilkünstler hatte keinen Trost für mich. So

hätte die empfindliche Kolik, an der ich litt, wohl freies Spiel mit mir gehabt, hätte ich an meinem Tartar-Postillon nicht einen desto gescheidtern Doctor besessen. Kaum nämlich hatte dieser bemerkt, daß ich an Diarrhoe litt, als er aus seinem Shawl eine kleine, kaum einen Zoll lange Wurzel wickelte, die mir eine Art von Kalmuswurzel zu sein schien und mir dieselbe eingab. Der Schmerz legte sich fast augenblicklich, und auch die Wirkungen des Uebels verschwanden allmählig.

Das traurige Einerlei, zu dem eine Landreise den Fremden in der Türkei verurtheilt, sollte erst in Varna ein Ende nehmen. Graf v. Liczielski, der, wie gesagt, den Abstecher nach Adrianopel nur mir zur Liebe mitgemacht hatte, eilte eben, gleich mir, Varna zu erreichen. Wir rasteten daher hier nur wenige Tage, schifften uns dann mit einem Lloyd-Dampfer ein und erreichten so Constantinopel, wo es mir beschieden sein sollte, in der Familie des Preußischen Gesandten Herrn v. Wildenbruch die freundlichste Aufnahme zu finden und von meinen Strapazen auszuruhen. Ich bedurfte dieser Erholung dringend, denn ich war von Rustschuck über Adrianopel nach Varna 158 Stunden auf dem Pferde gewesen.

Der Hr. v. Wildenbruch erwies mir viele und mannichfache Freundlichkeiten. So verdankte ich es ihm, daß ich den Groß-Sultan zu sehen bekam. Ich benutzte die mir von ihm bezeichnete Gelegenheit und sah den Sultan, als er die Mosché besuchte. In seinem sehr ansehnlichen Gefolge befand sich auch sein Bruder, außerdem sämmtliche Minister. Diese Alle ritten vor ihm her, während neben ihm auf beiden Seiten Leibgardisten eine bewegliche Chaine bildeten. Hinter ihnen marschirte ein Musik-Corps von

52 Mann in schweren grauen bis unter das Kinn zugeknöpften Mänteln, bei einer Hitze von wenigstens 25 Grad.

Im westlichen Europa sind wir geneigt, uns in der Person des Beherrschers der „Gläubigen“ ein fast unzugängliches Wesen, so eine Art von ewig verschlossenem Dalai-Lama zu denken. Ich werde daher ganz umständlich erzählen, wann, wie und wo ich denselben sah.

Der Kaiser stieg, als er vor der Moschee erschien, vom Pferde, und trat in die Moschee ein, derweil die Musiker sich der Länge nach vor dem eisernen Gitter des Tempels niederlegten. Ich und ein französischer Offizier traten mit in die Moschee. Die Diener zeigten auf unsere Füße, wahrscheinlich, um anzudeuten, daß wir die Moschee mit Stiefeln nicht betreten dürften. Wir verstanden den Wink sehr wohl, aber gaben uns das Ansehen, als ob wir ihn nicht verständen, und traten demnächst, ohne unsere Füße zu entkleiden, dreist in den Tempel ein. Man schien uns für französische Offiziere zu halten und ließ uns gewähren.

Dagegen entkleideten die Türkischen Offiziere sich mit sichtbarer Devotion ihres Schuhzeugs und traten barfüßig ein. Der Fußboden der Moschee war mit einem Teppich von Reißstroh belegt. Was wir an dem gottesdienstlichen Cultus zu gewahren vermochten, war uns ziemlich unverständlich. Drei Priester sprachen, Einer nach dem Andern, fielen dann auf den Boden, der ihnen als Kanzel zugleich diente, erhoben sich dann wieder, und schrieen endlich gegen einander gewendet, vis-à-vis vom Sultan, mit der lärmendsten Stimme von der Welt. Von alledem verstand weder ich noch mein Begleiter, ob es Begrüßung oder Segensspruch, Gebet oder Predigt sein sollte. Unterdeß ging der Sultan ein wenig früher als die

Gemeinde der Gläubigen, zu einer Hinterpforte hinaus, ward bis dahin von einem Priester, der in jeder Hand eine große blauflammende Armlampe trug, begleitet und kam dann von einem Podest, welches vor der Pforte der Moschee angebracht war, sechs Stufen herab, und wieder dicht an uns vorüber. Hier erwartete ihn der von Wien eingetroffene Ali Pascha. Beide becomplimentirten sich nach orientalischer Sitte. Der Pascha legte seine Hand auf den Arm des Sultans, unmittelbar über der Hand, und hielt ihm einen wohl fünfzehn bis zwanzig Minuten dauernden Vortrag. Der Sultan replicirte darauf, beinahe eben so lange, und so verweilten sie wohl eine halbe Stunde im Gespräch, dicht neben uns. Endlich, nachdem unterdeß der Bruder des Sultans aus der Moschee getreten und dahin zurückgekehrt war, entließ der Sultan den Pascha und stieg zu Pferde. In demselben Augenblick hielt er aber auch schon wieder an, um mit einem Herrn im Frack zu sprechen, dessen runder Hut und weiße Cravatte sichtbar den Europäer verriethen. Auch diese Audienz währte wohl eine viertel Stunde, und mir schien der Europäer, der wohl zum diplomatischen Corps gehörte, einen ziemlich traulichen Ton anzuschlagen, wiewohl er nicht unterließ, seine Hand von Zeit zu Zeit ehrfurchtsvoll auf den Steigbügel des Sultans zu legen. Dieser selbst aber schien mir bei sehr guter Laune zu sein. Die ganze Erscheinung des Sultans und seine Art sich zu geben, mußte auf jeden Unbefangenen einen ausnehmend günstigen Eindruck machen. Für meine Person war ich um so entzückter davon, als ich aus Büchern ein ganz anderes Bild von dem Türkischen Hofleben gewonnen hatte.

Aber ich bin es der Höflichkeit schuldig, hier noch ein anderes Bildchen einzuweben.

Während des Gottesdienstes nämlich, alsbald nach der Ankunft des Sultans, erschien auch eine zweispännige Kutsche mit vier seiner Sultaninnen. Wir grüßten und wurden auf das freundlichste wieder gegrüßt, ja der die Damen begleitende Eunuch gab uns sogar Gelegenheit, dieselben in nächster Nähe zu sehen. Sie waren reizend, diese himmlischen Sultaninnen, und in so leichte Schleier gehüllt, daß man ihre Züge sehr wohl erkennen konnte. Nachdem der Sultan die Moschee verlassen, fuhren auch sie zurück; der Kutscher, die Pferde zu Fuß am Zügel führend, der Eunuch pathetisch nebenher am Wagenschlage marschirend. Aber ich bin mit meiner Schilderung der Persönlichkeit des Sultans noch nicht fertig. Bald darauf besuchten wir eines Tags auch den neuen Pallast des Sultans. Gerade wurde der von orientalischen Händen herrührende noch ganz neue Fußboden wieder aufgenommen, und deutsche Tischler waren beschäftigt, einen neuen einzulegen. Die in dem Pallast entfaltete Pracht ist wahrhaft unglaublich. Ein darin beschäftigter Tischler, ein ehrliches Blut aus Meklenburg, führte uns durch die Gemächer.

Ich hatte den Sultan, wie der Leser weiß, schon gesehen, aber ich sollte ihn noch näher sehen, ja mit ihm sprechen! Indem wir die Treppe hinunter schritten, erschien nämlich plötzlich ein Diener und rief: „Der Sultan kommt!“ Wir waren betroffen und wußten im ersten Augenblicke nicht, wohin wir uns zu wenden hätten, um dem Großherrn auszuweichen. In dem Moment war dieser aber auch schon da, sah uns, schritt auf uns zu und nachdem ich ehrerbietigst um Entschuldigung gebeten hatte, sagte er in der verbindlichsten Weise, indem er dabei Französisch sprach: „betrachten Sie alles, meine Herren, ganz nach Ihrem Wohlgefallen!“ Ich verneigte mich tief und erwiederte: „wenn Euer Majestät erlauben!“

und zog mich zurück. Nicht wahr, lieber Leser, eine lange und denkwürdige Audienz? Und doch dürfen sich unter den Millionen Europäern kaum Zwanzig solcher rühmen! Aber wer das Glück hat, führt die Braut ... So durchstreiften wir denn das Prachtgebäude nach allen Richtungen hin ziemlich ungenirt. Darauf nahmen wir ein Boot und ließen uns über den Bosporus nach Scutari, dieser großen und allgemeinen Grabstätte für die reichen und gläubigen Anhänger des Propheten, übersetzen.

Scutari selbst hat zwei Kirchhöfe, die von sehr ansehnlicher Größe, und mit prächtigen Cedern reichlich verziert sind. Wir trafen dort gerade zu der Zeit ein, als die dortigen Kasernen von Brittischen Truppen besetzt waren, und benutzten diese Gelegenheit, um auch das englische Lager kennen zu lernen.

Dann fuhren wir nach der vormaligen Hofburg der Sultane und bestiegen das goldene Horn, um von dort aus eine der schönsten Aussichten der Welt zu genießen. Die Sonne war prächtig und verweilte mit sichtbarem Wohlgefallen über diesem unvergleichlichen Panorama.

Das Leben in der Türkischen Hauptstadt hat unzweifelhaft unendlich mehr Reize als Touristen uns gemeinhin glauben lassen. Nur, meine ich es, gehören Mittel dazu, um sie sich zu erschließen. Hat man aber Geld, dann wird man selbst hier die Freiheiten des Abendlandes nirgends vermissen.

So erinnere ich mich einer Wasserfahrt, zwischen Stambul und Galata hindurch, bis zu einem Punkte, wo der Bosporus so zu sagen in ein kleines von Wiesengründen umfaßtes Gewässer (ein wahrer Berliner Zwirnalgraben) sich scheint verkriechen zu wollen. Dahin kamen auch wir eines Tages, und traten in ein Hôtel, dessen

glänzende Physiognomie unsere Aufmerksamkeit erweckte. Hunderte Türkischer Damen bevölkerten den schönen Garten des Hôtels und ruhten, Caffee oder Büffelmilch schlürfend, auf den über den Rasen ausgebreiteten Teppichen. Die Fahrt nach diesem Paradiese ist eine der reizendsten, die der Tourist entdecken kann. Reichthum und Schönheit haben sich vereinigt, um sich gleichsam von Ufer zu Ufer zu begrüßen.

Endlich am 28. Juni bestieg ich auch den Thurm von Galata, um Constantinopel und Pera im Ganzen zu überschauen. Nach diesem Genusse delektirte ich mich an einer Tasse Caffee, die ich so schön selten getrunken habe. Kurz, ich glaube dieses östlichste Thule Europa's kennen gelernt zu haben, und danke dies in'sbesondere verschiedenen Herren von der Gesandtschaft, mit denen Herr v. Wildenbruch mich bekannt gemacht hatte.

Inzwischen war der Tag meiner Abreise gekommen, und Herr Gesandtschaftsprediger Pischon hatte die Freundlichkeit, mich auf's Dampfschiff zu begleiten. Es war der Pereglis, der mich nach der Krimm führen sollte.

Auf der Fahrt dorthin litt ich viel an Stichen in der Brust. Ich ließ den Schiffs-Oberarzt herunterkommen, war bald wieder hergestellt und vollends bei guter Laune, als der Kapitain uns mit der Botschaft überraschte: „Morgen früh sind wir im Golf von Kamiesch. Diese Nachricht erfüllte uns alle mit unbeschreiblichem Jubel. Drei Engländer und ich veranstalteten aus Freude darüber für die Nacht ein Champagner-Banquet, wir mochten nicht schlafen und konnten es am Ende auch nicht. So verfloß uns diese erwartungsreiche Nacht; und schon mit einer der frühesten Morgenstunden (es war 4 Uhr, hatte uns das Boot nach der hölzernen Stadt („Ka-

miesch") hinübergesetzt. Zunächst gingen wir hier in ein englisches Kaffeehaus, um uns zu restauriren; dann nach der Commandantur, um unsere Pässe visiren zu lassen.

Inzwischen verzögerte sich die Aushändigung der Pässe, und statt der 4 Pferde, deren wir bedurften, um das Lager zu erreichen, konnten nur 2 gestellt werden. Darüber verlor ich die Geduld, nnd machte mich allein und zu Fuß auf den Weg, mitten hinein in das nächst gelegene Afrikanische Lager. Ich hatte Glück auf diesem seltsamen Spaziergange. Eine Compagnie Franzosen, welche von Kamiesch Holz nach dem Lager trug, diente mir nämlich als Begleiterin, und ich wurde sehr bald bekannt mit der Mannschaft. „Ihr habt ja Esel und Pferde genug," sagte ich verwundert, „um Holz nach dem Lager zu schaffen, wie kommt es denn, daß Ihr Euch selbst damit belastet. Ich habe im Russischen Kriege unter Napoleon I. gedient, und wir haben nie Holz so weit getragen." Der Soldat, an den ich mich mit diesen Worten wandte, konnte mir nicht antworten, und ich begriff sogleich, daß er kein Franzose war. Deshalb fragte ich, ob er Deutsch verstehe? und stand wie versteinert, als ich zur Antwort bekam: „Ja, ich und dieser hier sind Deutsche, ich aus Prenzlau und dieser hier aus Gierswalde. Wer aber malt das freudige Erstaunen dieser Leute, als ich mich ihnen nun auch als Prenzlauer zu erkennen gab. Von beiden Seiten war die Freude groß; und gewiß, sie war gerechtfertigt.

Ich trat nun mit den Leuten in's Lager und meldete mich sogleich bei dem Hauptmann ihrer Compagnie. Dieser war ein außerordentlich liebenswürdiger Mann, er trank ein sehr schönes und gutes Glas Wein, behielt mich zum Frühstück, und beorderte dann

meine beiden Landsleute, mich nach den Trancheen vor Sebastopol zu begleiten. So war meine Ungeduld die Ursache geworden, daß das schöne und ersehnte Ziel meiner Reise mir fast lachend in die Hand fiel.

An der Vorpostenschanze trat mir ein Officier entgegen, um mich zu warnen, daß wir nicht weiter gingen. Als ich ihm jedoch erwiederte: ich sei auch ein alter Soldat, und habe schon 1811 und 1812 unter dem Kaiser in Rußland gedient und daher keine Furcht vor Kugeln, erlaubte er mir weiter zu gehen, setzte jedoch wohlmeinend hinzu, „gehen Sie bis an die Trancheen, aber nicht hinein. Auch dürfen Sie alle drei nicht bei einander gehen, wenn Sie nicht wollen, daß die Schützen von den Mauern auf Sie schießen.“ So sah ich denn die Laufgräben in ihrem innersten Innern, und wurde Zeuge jener unerhörten Arbeit, deren riesige Kraft Kalksteinfelsen bis auf die Ausdehnung einer ganzen halben Meile durchschlitzt hatte!

Ich bemerkte bald, daß die Russen nach dem linken Flügel zu große breite Oeffnungen gelassen hatten, durch die sie ihre Ausfälle bewirkten, und es sah so aus, als dürften auch die Franzosen nur hinein spazieren, um Sebastopol erobert zu haben. Dieser Anblick war mir neu und gab ich den Umstehenden meine Verwunderung darüber zu erkennen. Allein der wachthabende Offizier theilte mir mit, daß das Erdreich unter den beiden Lücken unterminirt sei und ein Sturm daselbst aus diesem Grunde nicht gewagt werden dürfe. Bei unsrer Rückkehr begleiteten uns mehrere Granaten, welche nahe am Lager bei den Markentenderbuden, in denen wir noch eine Stunde zuvor gefrühstückt hatten, einschlugen.

Ich war es meinen Landsleuten schuldig, ihnen einen freien

miesch") hinübergesetzt. Zunächst gingen wir hier in ein englisches Kaffeehaus, um uns zu restauriren; dann nach der Commandantur, um unsere Pässe visiren zu lassen.

Inzwischen verzögerte sich die Aushändigung der Pässe, und statt der 4 Pferde, deren wir bedurften, um das Lager zu erreichen, konnten nur 2 gestellt werden. Darüber verlor ich die Geduld, nnd machte mich allein und zu Fuß auf den Weg, mitten hinein in das nächst gelegene Afrikanische Lager. Ich hatte Glück auf diesem seltsamen Spaziergange. Eine Compagnie Franzosen, welche von Kamiesch Holz nach dem Lager trug, diente mir nämlich als Begleiterin, und ich wurde sehr bald bekannt mit der Mannschaft. „Ihr habt ja Esel und Pferde genug," sagte ich verwundert, „um Holz nach dem Lager zu schaffen, wie kommt es denn, daß Ihr Euch selbst damit belastet. Ich habe im Russischen Kriege unter Napoleon I. gedient, und wir haben nie Holz so weit getragen." Der Soldat, an den ich mich mit diesen Worten wandte, konnte mir nicht antworten, und ich begriff sogleich, daß er kein Franzose war. Deshalb fragte ich, ob er Deutsch verstehe? und stand wie versteinert, als ich zur Antwort bekam: „Ja, ich und dieser hier sind Deutsche, ich aus Prenzlau und dieser hier aus Gierswalde. Wer aber malt das freudige Erstaunen dieser Leute, als ich mich ihnen nun auch als Prenzlauer zu erkennen gab. Von beiden Seiten war die Freude groß; und gewiß, sie war gerechtfertigt.

Ich trat nun mit den Leuten in's Lager und meldete mich sogleich bei dem Hauptmann ihrer Compagnie. Dieser war ein außerordentlich liebenswürdiger Mann, er trank ein sehr schönes und gutes Glas Wein, behielt mich zum Frühstück, und beorderte dann

nach achttägigem Aufenthalte und ehe ich noch daran gedacht hatte, eines schönen Morgens den Pontus durchschnitt, um nach Constan=tinopel zurückgetragen zu werden.

In sehr angenehmen Verhältnissen verweilte ich abermals zwölf Tage in dieser nie genug gesehenen Stadt, wo europäische Cultur und asiatischer Luxus auf eine so merkwürdige Art sich die Hand reichen. Allein mein Quartier war unerträglich. Dasselbe lag in der unmittelbaren Nähe eines Bethauses und die türkischen Priester, welche Tag und Nacht den Dienst darin versahen und auf eine ganz entsetzliche Weise heulten, erlaubten mir nicht zu schlafen. Ich hörte jede einzelne Note dieses seltsamen geistlichen Concerts, da der Hitze wegen mein Fenster beständig geöffnet sein mußte und eilte, nachdem ich noch einer Einladung der Frau v. Wildenbruch gefolgt und auf ihrem schönen Landsitze zu Mittag gegessen, daher mit meiner Abreise. Dieselbe erfolgte auf einem Dampfer.

Am 12. Juni erreichten wir den Hafen von Syra und be=suchten die Stadt, deren junge Mädchen so weltberühmt gewor=den sind, verweilten einige Stunden daselbst und gingen von dort nach Nauplia. Auch diese Stadt hielt uns einige Stunden zurück, dann ging es nach Smyrna, wo die gastliche Aufnahme, die mir der preußische General=Consul Spiegelthal bereitete, und die bald angeknüpfte Bekanntschaft eines deutschen Brauers mich auf zwei Tage zurück hielt. Bei diesem meinem Landsmann pflegte ich zu Abend zu essen. Sein Bier war sehr gut und erinnere ich mich nicht, es anderswo so gut getrunken zu haben. Der Mann fühlte sich in Smyrna glücklich und erklärte mir oft, daß er kein Verlan=gen hege, das „einige" Deutschland wieder zu sehen. Bei meiner Abreise ließ der General=Consul Spiegelthal, nachdem ich auf sein

Gesuch das Mittagsmahl bei ihm eingenommen, meine Effecten aus dem Gasthofe abholen und auf's Dampfschiff befördern, und beauftragte seinen Secretair, mich über den Golf nach dem Dampfschiffe zu begleiten. Wir stachen alsbald in See und erreichten ohne besonderes Erlebniß Malta.

Bereits früher hatte ich die Bekanntschaft eines Reisegefährten, eines brittischen Offiziers, gemacht, dessen liebenswürdige Sitten mich außerordentlich anzogen. Er schien mich gern zu haben, hatte bereits, trotz aller meiner Einsprüche, wiederholt für mich bezahlt und fand Gefallen an der offenen Art meiner Unterhaltung. Bald lenkte er diese auch auf öffentliche und allgemeine Zustände. Unter Anderm befragte er mich viel über Rußland und Deutschland, über unsern guten König, den Prinzen und die Prinzessin von Preußen und hätte gern gewußt, wer von ihnen England wohl am meisten zugethan sei? Ich erwiederte, wie ich es zu wissen glaubte: Der Prinz und die Prinzessin von Preußen. Letztere, fügte ich in meiner Unschuld hinzu, ist eine kluge Dame.

Ueber dieses Urtheil schien er sehr erfreut. „Ja," rief er mit einem gewissen freudigen Nachdruck, „das ist sie, ich kenne sie von Jugend auf und sehr gut." Bald wurde ich gewahr, daß mein Begleiter, der zumal Deutsch sprach, ein Verwandter unsers erhabenen Königshauses sei und verbat mir nun bei der Ausschiffung in Malta seine eben so unerklärbare wie unverdiente Sorge für das Heil meines Beutels. „Heute," erwiederte er sanft und verbindlich, „müssen Sie noch mein Gast sein, morgen trennen wir uns; aber ich werde Ihnen einen Engländer zur Verfügung stellen, der wird Sie in Malta begleiten. Komme ich 'mal nach Berlin, dann werde ich Ihr Gast sein." Wir logirten gemeinsam im Hôtel de Danse

und durfte ich die Ehre, auf's neue mit ihm zu soupiren, schon nicht ablehnen: es war das letzte Mal. Noch immer warte ich aber auf diesen schönen Besuch und die Gelegenheit, mich würdig zu revangiren, vergeblich.

Kaum graute andern Tags der Morgen, als auch schon ein Engländer an meiner Thür erschien und mir anzeigte, daß er zu meiner Disposition gestellt sei. Was kam mir lieber, als dieser Dienst, zumal ich wußte, daß ich ihn meinem liebenswürdigen Prinzen zu danken hatte.

Malta hat den Ruf der Uneinnehmbarkeit. Seitdem ich es gesehen, glaube ich daran. Von der sogenannten Grande Porte aus hat man über den Kriegshafen eine der schönsten Aussichten von der Welt. Meine Abreise erfolgte am dritten Tage; wir fuhren am Tramboly vorüber, dessen Kegel in vollem Feuer stand. Auf der Höhe der Sicilianischen Küste erblickten wir später Palermo, und war es trotz der großen Entfernung bei dem schönen Himmel möglich, diese Stadt und ihre prächtigen Thürme durch den Tubus des Capitains deutlich zu erkennen. Unser Schiff legte bei Messina an, dieser unvergleichlich schönen Stadt mit ewig blauem Himmel und der fast tropischen Hitze, stach jedoch schon wieder am 21. in See und am 22. erreichten wir den Golf von Neapel. Ich eilte, daß ich in die Stadt kam, und nahm im Hôtel de Commerce Quartier. Mein Wirth, ein Franzose, war ein sehr höflicher und gefälliger Mann. Er unterrichtete mich sehr genau über die vorhandenen Sehenswürdigkeiten, und informirte meinen Fuhrmann, wie er zu fahren habe. Möglich, daß dieser brave Mann noch lebt. Ich wünsche es wenigstens, und will meine Schuldigkeit thun und ihn empfehlen. Er war kein Wirth, wie sonst die Wirthe Neapels sind,

und gab mir, um mich vor Prellereien zu schützen, die verschiedenen Lohngelder und Douſſeurs, ratenmäßig abgezählt, Tag für Tag in die Hände. Er hat mich dadurch, wie ich sehr bald erkennen sollte, vor mancher argen Berückung geschützt.

Ich durchstrich nun mehrere Tage hindurch die Umgegend Neapels, verbrachte einen ganzen Tag im Museum, einen andern in Pompeji und Herkulanum, und einen dritten auf dem Vesuv, an dessen Krater ein plötzlicher Windwechsel mich im Schwefeldampfe beinahe erstickt hätte. Allein die Aussicht über den Golf von Neapel und Neapel selbst übertrifft Alles, was ein menschliches Auge zu sehen bekommen kann, und man verweilt hier wie angefesselt.

Demnächst machte ich noch unserm Gesandten, Hrn. v. Kanitz, meine Aufwartung. Derselbe lud mich zum Mittagessen, und hatte ich bei dieser Gelegenheit die Ehre, die Bekanntschaft des Gesandten der nordamerikanischen Freistaaten zu machen.

Nachdem ich Alles gesehen, wozu 10 Tage allerdings eine sehr knapp bemessene Zeit sind, dachte ich an meine Abreise und eilte nach Rom. Die Reise dorthin erfolgte zu Lande und glich einer wahren Lustfahrt. Ich durchflog die schönsten und würzigsten Orangenwälder, sah eine Reihe der reizendsten Seestädtchen, aber auch Gaeta, und gelangte nach Rom, wo ich im Hotel Minerva am Piazza Minerva Quartier nahm. Mein Wunsch, auch die ewige Stadt kennen zu lernen, war in sofern vom Glück begleitet, als ich einen Kutscher fand, der die Feldzüge in Rußland unter dem ersten Napoleon mitgemacht, und mit dem ich mich daher leicht verständigen konnte. Er war auch 1812 in Rußland gewesen, und so hatten wir denn mancherlei Zeitvertreib, wenn wir selbander umherkutschirten. Auch Hr. Prof. Troschel, der Sohn meines frühe-

ren Justiziarius, nahm sich meiner redlich an, und war so freundlich, mich auf einzelnen Ausflügen zu begleiten. Er war mit mir im Vatikan, im Botanischen und im Ackerbauschul-Garten, in den Museen, auf dem Pinto, und in vielen Kirchen. Endlich sollte ich sogar den Papst selbst zu sehen bekommen. Die meinem Hotel gegenüber gelegene Kirche Minerva sollte, nachdem sie restaurirt worden, auf's Neue geöffnet und vom Papste selbst eingeweiht werden. So ward mir bequeme Gelegenheit, Seine Heiligkeit von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen, und die um denselben in der Kirche Chaine bildende Schweizer Leibgarde, welche mich wohl für einen Landsmann hielt, sorgte sogar dafür, daß ich ausnahmsweise in seiner unmittelbaren Nähe Fuß fassen konnte. Der Papst ist ein schöner Mann von länglichem Gesicht, dabei groß, nicht zu stark, und von einem sehr würdevollen Ansehen. In der Paulskirche sieht man eine Statue von ihm in Marmor; er ist sitzend mit kunstvoll durchbrochenem Talar dargestellt, und wunderbar schön getroffen. Fast ist es, als sähe man ihn lebend vor sich. Dieses meisterhafte Bildwerk ist von Thorwaldsen.

Von Rom reiste ich mit der Diligence nach Civita Vecchia und von dort über See nach Livorno.

Welch eine Stadt ist das rührige, von dichtem Menschengewühl belebte Livorno! Dennoch hat es für ein berliner Auge einen sehr empfindlichen Fehler. Seine Häuser sind zu hoch und tragen zum Theil neun Etagen. Man schwindelt bei dem bloßen Gedanken, der Bewohner eines solchen höheren oder höchsten Stockwerks zu sein. Auch wird den Straßen das Licht dadurch entzogen.

In meinem Hotel „zum schwarzen Adler“ gelangte man eine

Treppe höher in den Garten, ob es ein hängender der Semiramis war, weiß ich nicht, aber man trank dort unter Orangen und Camelien Caffee. Ich machte viele Ausflüge, sah Pisa und besuchte Florenz, wo ich in Gesellschaft eines Brasilianers aus Pernambucko, von dessem Verwandten geführt, willkommene Gelegenheit fand, auch das Schloß, die Gärten, die Kirchen und die Museen zu sehen. Im Kloster an der Cathedrale lernte ich den Prior in seiner so angenehmen Liebenswürdigkeit kennen. Als Student war derselbe in Berlin gewesen und man kann sich denken, wie er sich freute, einen Berliner zu sehen. Seiner Aufmerksamkeit verdanke ich die ganze Besichtigung des Klosters, des dahinter gelegenen nur von Mönchshänden gepflegten prächtigen Gartens und der großartigen Apotheke, in der die Mönche in aller Stille und Ruhe arbeiteten. Ein Fläschchen dort bereiteter wohlriechender Essenz hat mich in Berlin noch oft an meinen freundlichen Prior erinnert. Gern hätte ich in Florenz länger verweilt, aber da die Cholera grassirte und mein Begleiter auf unsere Abreise drang, so war mir längerer als viertägiger Aufenthalt nicht vergönnt. Wir eilten nach Livorno zurück und von dort alsbald nach Genua. Nur vier Tage sollten wir hier verweilen und benutzten sie, um das Theater zu besuchen.

Von Genua ging ich nach Turin, jener seltenen Stadt, die den Sommer auf der einen und den Winter auf der andern Wange trägt. Das Alpen-Klima macht sich hier schon bemerklich. Die prächtigen Villen und die Kirchen auf den Höhen des Gebirges rings um die Stadt — Alles das macht einen wunderbar ergreifenden Eindruck. Ein schöner Boulevard umschließt die Stadt. Ich

betrachtete mir das Museum und genoß mehr als ein Mal den malerischen Einblick in die Stadt, der sich vom Königsplatze aus nach allen ihren Richtungen dem Auge öffnet. Mein Wirth war Capitain in der Nationalgarde. Er gab mir daher Gelegenheit, das Innere des königlichen Schlosses kennen zu lernen. Hier sah ich unter Anderm den berühmten Spiegel, wohl einer der größesten, die je gefertigt worden, und der mir als ein Geschenk des Königs von Belgien bezeichnet wurde.

Die Piemontesen lieben ihren König, wie die Engländer ihre Königin, d. h. sie lieben ihn über Alles. So war es in Turin wenigstens damals. Ob es heute noch so ist, wage ich nicht zu sagen.

Ich reiste ab, und befand mich bereits nach fünf Tagen in Lion. Diese Stadt, von der man sagen darf, daß ihr Reichthum dem Reisenden entgegen getragen wird, sah ich in dem Augenblicke, wo die großartigsten Verschönerungen mit ihr vorgenommen wurden. Eine Reihe kleiner und enger Gassen, vielleicht so alt, wie der Name der alten Gallier, wurde niedergelegt, um an ihrer Stelle eine neue Häuserwelt zu begründen.

So war der 18. August gekommen, und ich schwankte, ob ich das von mir schon dreimal gesehene Paris noch ein viertes Mal besuchen sollte. Da las ich in den Zeitungen, daß die Königin von England am 19. in Paris eintreffen werde, und rasch war ich entschlossen, Paris meinen vierten Besuch zu machen. Noch denselben Abend reiste ich mit dem Schnellzuge nach der Weltstadt, und hatte in der That das Vergnügen, dem Einzuge der Inselkönigin noch beiwohnen zu können, und blieb, so lange die erlauchte Dame blieb. Nach ihrer von mir gesehenen Abreise verließ ich Paris,

um über Straßburg die Schweiz und Augsburg nach Berlin zurück zu kehren, wo ich Ausgangs September beim besten Wohlsein wieder eintraf. Die ganze Reise hatte sonach fast fünf Monate in Anspruch genommen.

Reise nach Italien.

In Wien. — Der Stephansthurm. — Venedig. — Die Bleikammern. — Die Schildkrötensuppe. — Besuch auf dem Schlachtfelde von Solferino. — Der Feldmarschall Radetzky. — Der Lago-Maggiore. — Besteigung des St. Gotthard. — Das Heidelberger Faß. — Der Dom von Cöln.



Es war im Juni 1862, als mich die Lust anwandelte, das Land wieder zu besuchen, welches gewiß mit Recht in Hinsicht seines milden Klimas das Paradies Europas genannt wird. Mich, wenn auch nur kurze Zeit, auf dem klassischen Boden Italiens nochmals herumzutummeln, dieser lachende Gedanke war kaum gefaßt, als ich auch schon mit Packen beschäftigt war. Meine liebe Frau sollte mich diesmal begleiten. Es war natürlich, daß, da wir in kürzester Zeit sehr viel zu sehen hatten, unser Aufenthalt überall nur kurz bemessen war. Dennoch fanden wir noch immer Muße genug, uns nichts entgehen zu lassen, was von besonderem Interesse war.

Zunächst verweilten wir einige Tage in Wien. Es schien uns hier noch immer die südliche Gemüthlichkeit zu herrschen, obschon, wie man mir sagte, dies vor 1848 noch ganz anders gewesen sein soll. An Merkwürdigkeiten und historischen Erinnerungen ist Wien überaus reich.

Vor allen ehrwürdigen Monumenten aber, welche Wien enthält, ist der Stephansthurm eines der ehrwürdigsten, mit seinen Glocken, die Joseph I. aus den eroberten Türken-Kanonen hat gießen lassen, und dem großen Mondschein, den die Wiener an das Kreuz

ihres Thurmes hatten befestigen lassen, um die türkischen Bomben zur Schonung des ehrwürdigen Bauwerkes zu bewegen.

Von Wien aus begaben wir uns über den Semmering nach Adelsberg.

Hier führte ich meine Frau nach der weltberühmten Tropfsteingrotte, und wir erfreuten uns an dem harmonischen und melodischen Gemurmel im Innern derselben. Man sagt, daß dies seltsame Klingen wahrscheinlich von dem Luftzuge, der durch das wunderbare Gebilde des Tropfsteins streicht, herrühre.

In Triest hatten wir Gelegenheit, dem Frohnleichnamsfeste, von dem man in dem protestantischen Berlin nichts weiß, beizuwohnen.

Von Triest aus fuhren wir per Eisenbahn bis nach Venedig. Wer hätte nicht von dieser merkwürdigen und berühmten Wasserstadt gehört? — So viele fremde Städte ich auch schon gesehen, Venedig überraschte mich dennoch, denn Alles in dieser Stadt kam mir ganz neu, bizarr, seltsam, ich möchte sagen, außereuropäisch vor. Und in der That, diese im Mittelalter so berühmte und mächtige Handelsstadt, hatte in ihrem Charakter von jeher etwas Afrikanisches, und trotz aller Berührung mit der modernen Civilisation, hat sie sich dennoch beinahe in ihrer ursprünglichen Originalität erhalten. Freilich war diese auch nicht wenig durch die absonderliche Lage der Stadt auf dem Meere begünstigt. Von dem Markusplatze, mit seiner berühmten oder berüchtigten Seufzerbrücke und seinem alten Dogenpalaste, will ich nichts berichten. Diese Dinge sind bekannt genug. Meine Blicke suchten gierig nach den durch Casanova's Flucht so bekannt gewordenen Bleikammern, wo zur Zeit der Republik die Staatsgefangenen, im buchstäblichen Sinne des Wortes,

verschmachten mußten. Diese Bleikammern sind allerdings noch vorhanden, glücklicher Weise aber ist die K. K. Oesterreichische Regierung nicht so grausam, wie es dereinst die republikanische war. Es giebt unter den Bleidächern keine Staatsgefangene mehr.

Die malerische Tracht der Venetianer, die eigenthümliche Art des Verkehrs mittelst der Gondeln, das ganze Leben und Treiben hier bietet den Fremden ein eben so buntes, wie in allen seinen Einzelnheiten anziehendes Bild. Alles ist hier bunt und farbenreich, und dennoch ist es, als stecke dahinter überall etwas Düsteres, Unheimliches. Sogar bei den Leichenbegängnissen vermeiden die Venetianer alles Düstere, Traurige. Ein großer, bunter Teppich bedeckt die Bahre. Darauf steht der schön geschnitzte, vergoldete Sarg; der Todte ist weißgekleidet und mit bunten seidenen Bändern bedeckt; so bewegt sich der Leichenzug keineswegs in einem langsamen Trauerschritt dem Kirchhofe zu. — Auf dem Markte, wo es so lebhaft hergeht, wie dies in einer italienischen Stadt nur irgend möglich ist, fielen mir besonders die Schildkrötenhändler auf; die Schildkröten sehen aber nicht sehr einladend und appetitlich aus, — indessen hat mir die Schildkrötensuppe dennoch ganz vortrefflich gemundet. Meine Frau jedoch konnte keinen Geschmack daran finden.

Von Verona aus besuchte ich das Schlachtfeld von Solferino, wo eine der blutigsten Schlachten der Neuzeit geschlagen worden ist. Sie kostete Oesterreich die Lombardei, und Napoleon III. war zufrieden, der Welt gezeigt zu haben, daß er auch Feldherrntalent besitzt. Ich besichtigte die denkwürdigsten Punkte, besonders die Mühle und das Haus, um welche am längsten und heftigsten gekämpft worden ist. Der Ort ist übrigens unbedeutend, das Schlachtfeld selbst eine sehr große, zumeist mit Maulbeer- und an-

ihres Thurmes hatten befestigen lassen, um die türkischen Bomben zur Schonung des ehrwürdigen Bauwerkes zu bewegen.

Von Wien aus begaben wir uns über den Semmering nach Adelsberg.

Hier führte ich meine Frau nach der weltberühmten Tropfsteingrotte, und wir erfreuten uns an dem harmonischen und melodischen Gemurmel im Innern derselben. Man sagt, daß dies seltsame Klingen wahrscheinlich von dem Luftzuge, der durch das wunderbare Gebilde des Tropfsteins streicht, herrühre.

In Triest hatten wir Gelegenheit, dem Frohnleichnamsfeste, von dem man in dem protestantischen Berlin nichts weiß, beizuwohnen.

Von Triest aus fuhren wir per Eisenbahn bis nach Venedig. Wer hätte nicht von dieser merkwürdigen und berühmten Wasserstadt gehört? — So viele fremde Städte ich auch schon gesehen, Venedig überraschte mich dennoch, denn Alles in dieser Stadt kam mir ganz neu, bizarr, seltsam, ich möchte sagen, außereuropäisch vor. Und in der That, diese im Mittelalter so berühmte und mächtige Handelsstadt, hatte in ihrem Charakter von jeher etwas Afrikanisches, und trotz aller Berührung mit der modernen Civilisation, hat sie sich dennoch beinahe in ihrer ursprünglichen Originalität erhalten. Freilich war diese auch nicht wenig durch die absonderliche Lage der Stadt auf dem Meere begünstigt. Von dem Markusplatze, mit seiner berühmten oder berüchtigten Seufzerbrücke und seinem alten Dogenpalaste, will ich nichts berichten. Diese Dinge sind bekannt genug. Meine Blicke suchten gierig nach den durch Casanova's Flucht so bekannt gewordenen Bleikammern, wo zur Zeit der Republik die Staatsgefangenen, im buchstäblichen Sinne des Wortes,

eindrucksvolle Erhabenheit jener hohen Bergkronen, unter denen man den Monte Rosa und den Simplon in blauer Ferne unterscheidet, bald gefesselt von der Menge freundlicher Ortschaften, zierlicher Thürme und blühender Gärten, welche die Ufer umkränzen.

Bei Arona befindet sich das 112 Fuß hohe eherne Standbild des heiligen Carlo Baromeo.

Durch eine Unmasse von Gebirgspässen erreichten wir den ehrwürdigen St. Gotthardt. Ich wollte mir das Vergnügen nicht versagen, von seiner Kuppel aus die Fernsicht zu genießen, und ich trat in Gesellschaft meiner Frau in einem eigens zu diesen Reisen construirten Wagen den beschwerlichen Pfad an, bis wir die Spitze, welche das gewöhnliche Ziel der Touristen ist, erreicht hatten. Hier stärkten wir uns an einem Glase Liqueur und ließen unsere Blicke neugierig über die weite Welt um uns herumschweifen. Wahrlich von solcher Höhe, von der herab hohe Berge wie Sandkörner erscheinen, bekommt man erst einen Begriff von der Unermeßlichkeit des Raumes, in welchem wir stolze Menschen ein so ephemeres Dasein führen.

Nachdem wir von dem St. Gotthardt in aller Ehrfurcht Abschied genommen hatten, fuhren wir über den Vierwaldstädter See bis direct an Luzern, wo wir einige Tage verweilten. Dann ging's nach Zug und über den Züricher See nach Zürich, dann endlich nach Constanz. Hier ließen wir uns über den Bodensee setzen und landeten dann in Friedrichshafen, um von hier die Rückreise nach Berlin anzutreten. Wir sahen Stuttgart, Heidelberg, Frankfurt a. M., Wiesbaden und Cöln, und verweilten in einigen dieser Städte, um die hauptsächlichsten Merkwürdigkeiten uns anzusehen. Die Heidelberger Schloß-Ruine mit

ihrem berühmten Riesenfasse, der Frankfurter Römer mit seinen verblichenen Kaiserbildern, der Cölner Dom mit seinen imposanten Verzierungen, die wie Schnitzwerk aussehen und dennoch dem ganzen Bau ein so majestätisches Aussehen verleihen; alle diese Dinge gewährten uns eine genußreiche und anregende Unterhaltung. Im Juli endlich trafen wir in Berlin wieder ein, nachdem wir auf der ganzen Reise, auf welcher wir so viele prächtige Städte und so herrliche Gegenden kennen gelernt, nicht mehr als vier Wochen zugebracht hatten.



Reise nach dem Norden.

Hamburg. — Von Kiel nach Kopenhagen. — Tivoli und Alhambra. — Zusammenkunft zwischen dem König von Dänemark und dem König von Schweden. — Gothenburg. — Der Trollhätta-Canal. — Stockholm und seine Umgebung. — Schloß Drottningholm. — Helsingfors. — Kronstadt. — Petersburg und seine Merkwürdigkeiten. — Das Wohnhaus Peters des Großen. — Peterhof.

Den Süden Europas mit seiner herrlichen Vegetation und seinem milden, sonnigen Klima hatte ich kennen gelernt, nunmehr stieg der Wunsch in mir auf, auch den Norden zu sehen. Ich ging von dem Grundsatze aus, daß man erst in den Gegensätzen und Vergleichen die rechte Würdigung der Dinge erfassen kann. Die Industrie-Ausstellung, welche im Juli 1863 in Hamburg stattfand, gab mir einen willkommenen Anknüpfungspunkt, meine Reise-Idee in Ausführung zu bringen.

So machte ich mich denn Mitte Juli, abermals in Begleitung meiner lieben Frau und meiner Tochter Pauline auf den Weg.

Der Aufenthalt in dem rührigen und gemüthlichen Hamburg würde uns mehr befriedigt haben, wenn das schlechte Wetter nicht störend gewesen wäre. Jedenfalls erkannten wir, daß die Mutter Natur, zumal wenn ihr die Kunst nicht träge zur Seite steht, überall ihr Füllhorn ausgegossen hat. Diese Erkenntniß wurde bei mir um so fester, je weiter wir nach dem Norden kamen. Namentlich die an der See liegenden Städte gewährten uns einen reizenden Anblick. Von Kiel fuhren wir per Dampfschiff nach dem unfern belegenen freundlichen Badeorte Bellevue, wo wir eine herrliche Aussicht auf die See genossen. Nach Kiel zurückgekehrt gings durch den langen

Belt nach Korsör und von hier aus per Eisenbahn nach Kopenhagen.

Die dänische Residenz, wo trotz des langen Haders der Herzogthümer mit Dänemark die Deutschen ganz gemüthlich verkehrten, bot uns Zerstreuung und Unterhaltung in Fülle. Ja, ich bemerkte, daß es gerade das deutsche Element war, welches das Leben in Kopenhagen dem Fremden angenehm und interessant machte. Die Concertgärten Tivoli und Alhambra werden an Großartigkeit von keinem Etablissement irgend einer Hauptstadt übertroffen. Vor Allem aber fesselte und interessirte mich der dicht bei Kopenhagen belegene große Wildpark mit seinen uralten kernigen Eichen und Buchen und seinem mit großer Sorgfalt gehegten Wild.

Als wir die neben dem Wildpark belegene königliche Sommerresidenz besuchten, welche zwar recht nett, aber mehr der Sommerresidenz eines Privatmannes als einem königlichen Sitze gleicht, fiel uns ein offenes großes Zelt auf. Hier fand gerade zu dieser Zeit eine Zusammenkunft zwischen dem Könige von Dänemark und dem Könige von Schweden statt. Letzterer war nämlich der Einladung zu einem großen Seemanöver gefolgt. Ich hatte das Vergnügen, beide Monarchen zu sehen.

Nachdem wir noch die Sehenswürdigkeiten Kopenhagens (Rathhaus, Museum u. s. w.) in Augenschein genommen hatten, begaben wir uns an Bord eines Postdampfers, um die Reise nach Gothenburg anzutreten, das wir nach 1½ tägiger Fahrt erreichten. Wir waren herzlich froh wieder festen Boden unter unsern Füßen zu haben, und erquickten uns an dem Anblick der saubern und schönen Straßen, mit palastähnlichen Häusern. Ein in Granit gearbeiteter Rinnstein, welcher sich zu beiden Seiten des Straßendammes

hinzieht und in die Kanäle mündet, welche die Stadt durchziehen, trägt sehr viel zu der in dieser Stadt herrschenden Sauberkeit bei, an die ich mich stets mit Wohlgefallen erinnern werde.

In Begleitung eines höhern Beamten aus Berlin, den ich in Gothenburg traf, setzten wir unsere Reise durch den Kanalweg nach Stockholm fort, nachdem wir uns auf eins der Kanalschiffe begeben hatten.

Dieser Kanal verbindet die vielen kleinen Seen, welche zwischen Gothenburg und Stockholm liegen, und gehört zu den merkwürdigsten Kanalbauten, welche in der Welt existiren. Große Granitfelsenmassen mußten gesprengt werden, und die Schiffe werden bergauf und bergab, durch mehr als achtzig Schleusen hindurchgeführt. Der merkwürdigste Theil dieses Kanals aber ist der durch den Akersberg gesprengte Trollhätta-Kanal, den alle Reisenden mit Recht anstaunen und bewundern. Es ist gleichsam eine senkrechte Treppe, die durch den Berg führt, und beim ersten Anschauen kann man sich kaum mit dem Gedanken vertraut machen, sich in diese schäumende, jähe Tiefe, in diesen Abgrund hinein zu wagen. Kunst und Natur scheinen hier mit einander zu wetteifern, sich zu überbieten, die Kunst erscheint hier wahrhaft gigantisch in der Ueberwindung der ihr entgegenstehenden natürlichen Hindernisse und Schwierigkeiten. Auch der kühnste Mensch wird sich eines geheimen Schauders nicht entwehren können, wenn das Schiff abwärts gleitet zwischen den hohen Felswänden, wo der Kanal selbst nur eine schmale Wasserstiege bildet, während die Schleusen an den beiden Seiten derselben eben so viele Wasserfälle bilden, deren dumpfes Brausen die Fahrt noch schauerlicher macht.

Die schwedische Residenz Stockholm entschädigte uns vollkom-

men für die ausgestandenen Schauer der Canalfahrt. Ihre Lage ist in der That reizend, nichts erinnerte uns an die nördliche Natur. Um so weniger wir aber auf eine so schöne und angenehme Lage und Umgebung vorbereitet waren, um so größer und wohlthuender war die Ueberraschung. Der dickbelaubte Hochwald des Thiergartens und die südlichen Berge um Stockholm gewähren ein interessantes Panorama von terrassenförmigen, gleichsam über einander hängenden Häusern und Gärten, das königliche Schloß auf einer Anhöhe innerhalb der Stadt ist nicht nur eins der schönsten Gebäude Stockholms sondern Europas überhaupt. Es umschließt außer den königlichen Gemächern unter andern den Reichssaal, die Bibliothek, das Stein=Museum, die Gemälde=Gallerie.

Von den vielen Kirchen Stockholms ist namentlich die älteste und schönste, die St. Nikolaikirche erwähnenswerth. Ganz besonders sehenswerth sind auch der Thiergarten und das königliche Lustschloß Rosendal. Im Thiergarten befindet sich auch ein Theater und verschiedene große Vergnügungslocale. Auch die Residenz der verwittweten Königin von Schweden, das Schloß Drottningholm hat eine prächtige Lage in der Nähe Stockholms. Die schönste und ausgedehnteste Aussicht über die Stadt genießt man in Mosebacke, einem Wirthshause und Garten auf Södermalm.

Ein Postdampfschiff sollte uns nun von Stockholm nach Petersburg bringen. Unsere Reisegesellschaft wurde durch einen russischen Kaufmann, der geläufig deutsch sprach, vermehrt. Bei ziemlich ruhiger See gings nun bei den Alands=Inseln vorbei zunächst nach Abo, wo auf zwei Stunden Halt gemacht wurde, und konnte ich vom Schiffe aus, die schöne Lage der Stadt bewundern. Dann wurde Helsingfors angelaufen, wo auf einen Tag Halt gemacht

wurde. In Begleitung des russischen Kaufmanns und eines dänischen Kapitäns, der ebenfalls deutsch sprach, machte ich einen Spaziergang durch die Stadt, welche im Ganzen schön zu nennen ist, und einzelne sehr romantische Parthien darbietet. Die Stadt wird durch die Festung Sweaborg, welche sich vor ihr auf einer Insel erhebt, und wie aus einem Stein gehauen zu sein scheint, beschützt.

Nachdem wir auf dem Schiffe, welches mit allen Bequemlichkeiten ausgerüstet war, übernachtet hatten, ging die Fahrt nach Viborg, einer ziemlich bedeutenden Handelsstadt. Von hier aus hatten wir eine stürmische und unangenehme Fahrt zu bestehen. Wir waren hoch erfreut, als wir endlich das Bollwerk von Petersburg, die Festung Kronstadt erreicht hatten. Für einen Laien wenigstens müssen diese ungeheuren Bastionen, die aus Granit gebaut sind, uneinnehmbar erscheinen. Wir bewunderten sie mit dem größten Respecte vor den mächtigen Feuerschlünden, die uns finster anstarrten, als wäre es so ihre Art, jedes sich den Bastionen nähernde, noch so friedliche Schiff mit Argwohn zu betrachten. Es schien mir eine ausgemachte Unmöglichkeit für jedes Schiff zu sein, sich unter dem Feuer dieses Gürtels von Geschützen und Bastionen der Stadt zu nähern.

St. Petersburg, das Ziel unserer Reise, war endlich nach einer Fahrt von vier Tagen und eben so vielen Nächten, glücklich erreicht. Die Stadt machte auf mich einen imposanten Eindruck. Im ersten Augenblick schien es mir, als befände ich mich in einer deutschen Stadt; nur die großartigste Straße der nordischen Residenz, die Alexandernewska-Perspective mit ihren eleganten Läden und Magazinen und mit einer Anzahl deutscher Firmen, trägt diesen deutschen Charakter von St. Petersburg ganz besonders

an sich. Je länger ich aber daselbst verblieb und je mehr ich von St. Petersburg sah, desto mehr begann sich der mehr asiatische als europäische Typus des Petersburger Lebens herauszukehren. Ich erkannte nämlich, daß ich mich auf einem gänzlich fremden Boden befand, und daß in Petersburg Europa aufhört und Asien beginnt.

Petersburg ist im Ganzen sehr gradlinig gebaut, Alles wie nach einer Schnur, in nichts verräth sich die Willkühr des einzelnen Bewohners, man sieht es sofort, daß ein höherer Wille dem Einzelwillen feste Ziele gesetzt. Die Lage an der Neva, von der und ihren vielen Armen sie durchschnitten wird, ist eine überaus günstige.

Vor Allem imposant nehmen sich die Kirchen mit ihren vergoldeten Kuppeln aus, und diese besonders sind's, welche der Stadt ihren asiatischen Charakter geben.

Besonders prächtig ist das Innere der Kirche, in welcher die irdischen Ueberreste der kaiserlichen Familie in Porzellan-Särgen beigesetzt sind. Die Ivans- und Isaakskirche sind nicht minder prächtig. Vor allem aber interessirte und fesselte mich das einstöckige Wohnhaus Peters des Großen, in welchem er wie einer der niedrigsten Arbeiter seines Reiches, gehobelt und gezimmert hatte. Auch das Häuschen, welches jetzt der bessern Conservirung wegen, mit einem Ueberbau versehen ist, hat bekanntlich der große Mann selbst gebaut. So ist denn diese anspruchslose Hütte eines der schönsten Denkmäler wahrhaft fürstlicher Strebsamkeit geworden. Das Haus bewahrt viele Dinge, welche Peter der Große selbst verfertigt hat, so z. B. einen Kahn und endlich die Werkzeuge des fürstlichen Zimmermanns, wie die Reliquien eines Heiligen.

Das colossale Standbild des großen Mannes, welches wir

später sahen, konnte unsrer Bewunderung für denselben kaum noch etwas hinzufügen, nachdem wir zuvor ein so viel bescheideners und dennoch nicht weniger imposantes Denkmal, — jenes Häuschen nämlich, gesehen hatten.

Das weltberühmte Lustschloß Peterhoff versäumten wir ebenfalls nicht uns anzusehen, und als wir den botanischen Garten mit seinen riesigen Glashäusern, die verschiedenen Concertgärten in der nächsten Umgebung von St. Petersburg in Augenschein genommen hatten, mußte ich mir auch hier sagen, daß selbst im fernen Norden die Reize der Natur nicht ausgestorben sind.

Aber, das mußte ich mir auch sagen, billig ist das Leben in Petersburg nicht, und während meines achttägigen Aufenthaltes daselbst ging mir ein ganz respectables Sümmchen darauf. So mußte ich beispielsweise lediglich für Logis sechs Silberrubel täglich bezahlen.

Per Eisenbahn fuhr ich von Petersburg nach Wilna, wo mich der Anblick des wegen des polnischen Aufstandes in Masse zusammengezogenen Militairs keineswegs heiter stimmte. Dann gings nach Eydtkuhnen, Königsberg und Danzig. Hier machten wir einige Tage Rast, die wir zu einem Ausfluge nach dem unfern belegenen Schlosse Oliva benutzten, welches wegen seiner historischen Erinnerungen mich interessirte.

Mitte August 1863 endlich trafen wir munter und wohlgemuth in Berlin wieder ein.



Reise nach den Düppeler Schanzen.

Der glorreiche Erfolg der preußischen Waffen machte mich begierig das Bollwerk der Dänen, nachdem es erobert war, in unmittelbarer Nähe zu beschauen. Am 8. Mai 1864 langte ich in Hamburg an und hatte schon hier die Genugthuung zu erfahren, wie in den Herzogthümern nichts sehnlicher gewünscht wurde, als daß Schleswig-Holstein eine preußische Provinz werden möchte. Der 9. Mai brachte mich nach Flensburg und passirte ich auf dieser Tour Rendsburg, aus dessen Häusern die preußischen, die deutschen und schleswig-holsteinschen Fahnen wehten; dies war ein gar herrlicher Anblick, ein jedes Haus war beflaggt. Bei der Stadt Schleswig, rechts und links der Eisenbahn, sah ich die Trümmer des so viel gepriesenen Dannewerkes sich so weit ausdehnen, als das Auge reichen konnte. Die Lage Flensburgs, mit einem großen Hafen ist eine herrliche und machte auf mich, in Ahnung der Zukunft, einen erhebenden Eindruck, der jedoch sehr herabgestimmt wurde, trotzdem der bekannte Löwe des deutschen Kirchhofes von deutschen Flensburgern fortgenommen worden war, sich dennoch hier und dort dänische Sympathien bemerkbar machten.

Auf schlechtem Flensburger Fuhrwerk erreichte ich am 10. Mai das romantisch gelegene Gravenstein und zwei Meilen weiter Düppel mit seinen Schanzen.

Ich kann wohl sagen, daß der Däne mit Recht auf diese Letzteren stolz sein konnte, denn durch die Größe und günstige Lage derselben schienen sie unbezwingbar. Rechts und links der Chaussee hinter Düppel ziehen sich die Schanzen bis zum Alsener Sund. Ich sah, wie der Erdboden vom Eisenhagel förmlich gepflügt war, und wie hart der Kampf gewesen sein muß, davon zeugen drei große Gräber mit einfachem Kreuz, in denen viele der tapferen Stürmer ruhen. Einen höchst malerischen Anblick gewährte die durch preußische Kugeln zerschossene Düppeler Mühle, deren Dach und Kammrad an den Ruinen hingen. Die noch nicht demolirten Schanzen — es waren deren drei — habe ich in Augenschein genommen und wurde ich dabei von einem preußischen Sieger, einem Kanonier und berliner Kind, begleitet. Dänische Kugeln, ein Messer vom sogenannten spanischen Reiter und ein Stück Drath, womit der jede Schanze umgebende Zaun beflochten war, habe ich als Trophäen mit nach Berlin genommen.

Ein schmerzliches Gefühl überkam mich beim Anblicke der Insel Alsen. Auf dieser, ungefähr Schußweite von den Schanzen entfernt und nur durch den schmalen Alsener Sund getrennt, arbeiteten die Dänen und warfen neue Batterien auf, während die Düppeler Schanzen der Erde gleich gemacht wurden.

Am 12. Mai langte ich wieder in Berlin an, mit dem Wunsche, daß die preußische Waffenehre nunmehr auch von einem bleibenden Erfolge gekrönt sein möge, während die inzwischen erfolgte Eroberung von Alsen meinem gedrückten Preußenherzen vollständige Genugthuung gab.

Colberger Erinnerungen.

I.

Das Colberg-Fest,

gefeiert am 22. März 1856.

Als ich von der jüngsten Ruhmesstätte des Preußischen Volkes, auf welcher unsere tapfere Armee eine der glänzendsten Waffenthaten verübt, zurückgekehrt war, sollte ich Zeuge einer Festlichkeit sein, welche einer nicht minder glänzenden Waffenthat fast verschollener Zeit galt. Ich meine aber, über die noch so ruhmreichen Thaten der Gegenwart sollten jene Thaten niemals vergessen werden, welchen todesmuthige Hingebung an das Vaterland die Unsterblichkeit gesichert. —

Wahrlich mitten unter den größten Trauer-Tagen preußischer Geschichte, mitten unter den Ruinen eines zusammenstürzenden mächtigen Staates, — erglänzt die Vertheidigung Colbergs, ein heller Stern für alle Zeiten. Mögen unsere jungen Helden daher niemals der alten vergessen. Die Verdienste unserer tapferen Veteranen kann kein neuer Ruhm verwischen. — Düppeler Helden, die Colberger waren Eurer, und Ihr der Colberger würdig!

Mit diesen Gedanken begrüßte ich den Feiertag der Enthüllung des Standbildes unseres hochseligen Heldenkönigs Friedrich

Wilhelm III. in Colberg, zu welcher Feier ich eine Einladung erhalten hatte. Ehe ich mich jedoch an die Beschreibung dieser Festlichkeit mache, will ich diejenigen Feierlichkeiten beschreiben, deren Schlußstein die Enthüllungsfeier im Juli 1864 eigentlich bildete. —

Schon lange regte sich der Wunsch in mir, alle die tapferen Krieger noch einmal um mich zu versammeln, an deren Seite ich bei jener denkwürdigen Belagerung dem Tode so oft und unbeschadet in's grausige Antlitz geschaut. Demnach lud ich im Jahre 1856 am 22. März, dem Geburtstage Seiner Majestät unsers Königs Wilhelm I., (damals Prinz von Preußen,) alle Kameraden, welche mit mir die Belagerung von Colberg mitgemacht hatten, zu einem kleinen Feste ein, welches im „Englischen Hause" die alten Waffengefährten zu einem fröhlichen Erinnerungs-Mahle vereinigte und über welches Seine Königliche Hoheit in einem sehr gnädigen Handschreiben seine anerkennende Zufriedenheit auszusprechen geruht hatte. Ueber das Fest selbst gebe ich wohl am besten die Worte wieder, mit welchen die „Neue Preußische Zeitung" (Nr. 71) desselben Erwähnung thut:

„Aus der dunklen Nacht der Schmach und Niederlage unseres Vaterlandes strahlen alle Sterne des Ruhms: die heldenmüthige und siegreiche Vertheidigung Colberg's und der kecke Heldenzug Schill's zum Strande der Ostsee. Wenige von den kühnen Männern, die damals den Ruf Preußischer Treue und Tapferkeit, Preußischer Kriegsehre wahren halfen, befinden sich noch unter den Lebenden, und ihr Kreis wird alljährlich kleiner. Um so tiefer mußte es das Preußische Herz ergreifen, ein lebendiges Stück aus jener Heldengeschichte in einem Kreise von Veteranen am vergangenen Sonnabend, am Geburtstag Seiner Königlichen Hoheit des

Prinzen von Preußen, hier versammelt zu sehen. — Der Rittergutsbesitzer Griebenow, jetzt auch ein Greis, hatte als junger Mann, damals Büchsenmacher, bei der heldenmüthigen Vertheidigung Colbergs gegen die Franzosen, 1806 und 1807, mitgefochten, als Schill'scher Corps = Jäger gekämpft und war endlich mit dem Leib=Regiment in Rußland gewesen. Von ihm kam der patriotische Gedanke, nahe dem Ziele seines Lebens, noch einmal die Kameraden jener Heldenzeit aus nah und fern zu sammeln und so das 50jährige Jubiläum der Vertheidigung Colbergs zu begehen. Der Geburtstag des ritterlichen Führers der jüngeren Armee, Seiner Königlichen Hoheit des Prinzen von Preußen, der 22. März, wurde dazu gewählt, und Herr Griebenow erließ durch die Zeitungen eine Einladung an die alten, noch lebenden Kameraden, an diesem Tage bei einem Fest = Dîner im „Englischen Hause" seine Gäste zu sein. Viele Meldungen und Annahmebriefe der patriotischen Einladung gingen ein aus allen Ständen und Lebenslagen, und es war dem wackeren Veranstalter des Festes eine hohe Freude, einige der ärmsten Kameraden aus der Ferne auf seine Kosten hierher kommen lassen zu können, und anderen, die zu entfernt wohnten und mittellos und krank waren, den Tag wenigstens durch eine kameradschaftliche Unterstützung zu einem fröhlichen zu machen. — Trotz Tod, Entfernung, trotz Krankheit und Leiden war die „alte Garde" Preußischen Ruhms, die sich zu dem Fest eingefunden, noch immer eine gar stattliche Schaar. Neben dem straffen Soldaten, den die 70 Jahre noch nicht zu beugen vermocht hatten, der von Krankheit und Schwäche zusammengebückte Greis, neben dem mit Sternen geschmückten General der arme Häusler und Handwerker, Männer von hohem Range und Männer von sichtlicher Bedürftigkeit — sie

Alle aber Kameraden durch die gemeinschaftlich bestandenen Gefahren und die Preußischen Ehrenzeichen, denn jede Brust war damit geschmückt und auf den meisten glänzte das hohe Symbol im Befreiungskriege errungener Ehre: das eiserne Kreuz. Schon die erste Versammlung im vordern Saal des Lokals bot einen ergreifenden Anblick. Die Veteranen fanden sich einzeln ein, und bald begann ein Erzählen und Fragen, ein Suchen und Finden, das jedes Herz rühren mußte. Die alten Soldaten der einzelnen Corps forschten nach einander und erkannten sich, wenn auch nicht mehr an den verwitterten Zügen, so doch an den Namen und den Erinnerungen; sie drängten sich um Diejenigen, die als Officiere den Kampf mitgefochten; wir sahen wahrhaft erschütternde Auftritte. Wir sahen, wie einem General zwei alte bäuerliche Männer weinend um den Hals fielen und ihn als ihren Führer von damals wiedererkannten. Auch dem greisen, mit Orden reich geschmückten Herrn schossen die Thränen aus den Augen, und er mußte die Getreuen von sich drängen, um nur seiner Rührung Herr zu werden. — Um ½4 Uhr wurden die Thüren des großen Speisesaals geöffnet, und vom Orchester herab brauste der Hohenfriedberger Marsch, der die Preußischen Krieger so oft gegen den Feind geführt. Unter seinen begeisternden Klängen hielt die alte Schaar bunt durcheinander ihren Einzug — auch zum Angriff. Der Saal war der Bedeutung des Festes entsprechend geschmückt. Ein großer Preußischer Adler auf der Höhe der breiten Wand faßte in seinen mächtigen Fängen eine die ganze Breite inne habende Decoration zusammen, in deren Mitte über einer von Palmen und Blumen umgebenen Gruppe aus Trophäen aller Art goldstrahlend sich der Name „Colberg 1806 u. 7" hervorhob. Darüber prangte die Büste des Hochseligen Königs,

von einem Kranz goldener Sterne umgeben. Neben der Mittelgruppe rechts und links die Büsten Ihrer Majestäten des Königs und der Königin, und auf beiden Seiten auf hohen Säulen die Seiner Königlichen Hoheit des Prinzen von Preußen und des tapferen Vertheidigers von Colberg, des edlen General-Feldmarschalls Grafen Gneisenau. Frischer Lorbeer umrankte die Schläfe Beider, ein goldener Kranz umstrahlte des Königs Haupt, Rosen blühten um das der hohen Königin. Um die Bilder, und zwischen ihnen, wehten überall die preußischen Fahnen und Standarten. Mitten im Grünen, unter der Devise Colberg, sah man auch das Bild des wackern Nettelbeck, des Führers der tapfern Bürger bei der Belagerung. Von Colberg aus war es Herrn Griebenow zugesandt. Vor der Wand, in großer Hufeisenform, war die Tafel aufgeschlagen, in deren Mitte sich ein großer Baumkuchen erhob, auf der Spitze das Colberger Wappen, der Hahn mit seinem zur Wachsamkeit rufenden Trompeterreiter. Die ganze Versammlung nahm an der Tafel Platz. In der Mitte derselben hatte den seinen Seine Excellenz der kommandirende General der Truppen in den Marken, General der Cavallerie Graf von Wrangel, gefunden, der als Ehrengast das Fest mit seiner Gegenwart erfreute. Zu seiner Linken saß Herr Griebenow, und um ihn der Kreis derer, die als Officiere und Führer in Colberg ihre ersten Lorbeern gepflückt. Auch der Gouverneur des Invalidenhauses, das vier seiner Bewohner als Vertheidiger Colbergs gesandt hatte, General-Major von Maliszewski, nahm als Ehrengast Theil.

Aus der Reihe der anwesenden ehrwürdigen Veteranen erwähnen wir besonders den dreiundsiebenzigjährigen General-Lieutenant v. Loucadou, Adjutant des Obersten v. Loucadou, Commandanten

von Colberg während der Belagerung, den siebenzigjährigen General-Lieutenant v. Brandenstein, den Obersten v. Zollikofer, den Oberst-Lieutenant Valette, den Oberst-Lieutenant Heim, Premier-Lieutenant Steinke, General-Arzt a. D. Hartmann, damals bereits 84 Jahre alt, Stabs-Arzt a. D. Dr. Pusch. (1806 Escadrons-Chirurg in Colberg, im Gefecht von Dodendorf bei Magdeburg 1809 gefangen genommen und mit v. Wedell nach Toulon auf die Galeeren transportirt.)

Der Dessauer Marsch lud zum Beginne der Tafel ein und bald wurden beim Wein die alten Herren heiter und jung, und so lebendig, daß bald des Bleibens nicht mehr war auf den Plätzen, es tauschten die alten Kriegsgesellen selig die Kränzlein der Erinnerung aus. Der „Sturmmarsch" machte die frischen Soldatenherzen lauter schlagen und dann nahm Herr Griebenow das Wort:

„Ich danke Ihnen, meine Herren, daß Sie meiner Bitte gefolgt sind und ich freue mich, Sie so zahlreich hier versammelt zu sehen. Eine gute alte Sitte ist es überall, wo wackere Preußen zusammen sind, daß ihr erstes Glas dem Könige gilt. Füllen Sie deßhalb die Gläser bis zum Rande, es lebe Seine Majestät der König und das Königliche Haus!"

In das donnernde Hoch der Veteranen fiel der Tusch der Musik und während darauf die Preußen-Hymne folgte, machte der frohe Wirth die Runde um die Tafel, um mit den alten Kameraden anzustoßen. — Den nächsten Toast brachte Seine Excellenz der General der Kavallerie, Graf v. Wrangel, auf den „ritterlichen Prinzen von Preußen, dessen Geburtstag man heute feiere," aus und die Begeisterung, die der Trinkspruch hervorrief, steigerte sich, als unerwartet von einer der Gallerien ein schöner, kräftiger Män-

nergesang durch den Saal scholl: „Der König sei mein erstes Lied!“ und darauf: „Gottes Schutz Dir, Prinz von Preußen!“ Der Sänger-Chor der Schutzmannschaft, unter Leitung seines Kapellmeisters Grimm, hatte sich still eingefunden und begrüßte die alten Krieger. Hierauf erhob sich der Prediger Frege aus Schöneberg, der ebenfalls als Gast der schönen Feier beiwohnte, und richtete wenige, aber tief ergreifende Worte an die Gesellschaft. Die bewegten Herzen der alten Krieger machten sich Luft, sie umarmten einander, drückten sich die Hände, es war eine rührende, erschütternde Scene, die sich erst beruhigte, als der Sängerverein ein von Pastor Frege als Waffengruß an die Vertheidiger Colbergs gedichtetes und an der Tafel vertheiltes Lied anstimmte, in das die ganze Versammlung mit Begeisterung einfiel. — Der Stabs-Arzt Dr. Pusch nahm dann das Wort und erinnerte an die Verhältnisse vor fünfzig Jahren, an die Tage der Schmach, wo das geliebte Herrscherhaus aus der Mitte treuer Unterthanen blutenden Herzens vertrieben war, wo unsere Armeen und Festungen fielen und Meineid und Verrath ihre Erndte hielten, daß es aber auch damals an Männern nicht gefehlt, die ihrem Eide getreu ihre Pflichten erfüllten, und diesen hätten in erster Reihe die Vertheidiger Colbergs angehört. Wenigen sei es noch vergönnt, sich hier zu begrüßen, die Meisten hätten bereits den Lohn ihrer Treue am Throne des Allmächtigen gefunden und ihrer gedächten die Kameraden mit Wehmuth an dem Tage des Festes, zu welchem ein patriotischer Bürger und Kamerad sie vereinigt. Er bringe das Hoch ihm und allen hier versammelten Vertheidigern der unbesiegten Feste Colberg. Hierauf richtete abermals der Prediger Frege innige Worte an die Versammlung, und die feierliche Stille, welche hierauf folgte, machte erst dann einer heiteren

Stimmung wieder Platz, als Dr. Pusch die sinnig illustrirte Einladungskarte zu dem Fest, zierlich in Kranz von Grün und Blumen, deutete und herumreichte. Aber nun lösten sich auch die Zungen der alten Veteranen, Toast auf Toast folgte, zuletzt begannen die alten Herren gar ein fröhliches Tänzchen mit einander zu machen, recht als wollten sie zeigen, wie kräftig und frisch noch das alte Heldenblut durch die Adern kreise. Erst gegen 9 Uhr endete mit der „Retraite" das schöne patriotische Fest, das den alten ehrwürdigen Veteranen, den „lebendigen Buchstaben aus der Heldengeschichte Preußens" eine fröhliche Erinnerung bleiben wird für die letzten Jahre, die sie noch zu durchwandeln haben. —

II.

Fünfzigjähriges Jubiläum

der Vertheidigung Colbergs gegen die Franzosen 1807.

Am 2. Juli 1856 feierten die treuen Colberger das Gedenkfest an die Jahre 1806 und 1807 und verbanden damit die Grundsteinlegung zu dem Königs-Denkmale. Der Oberbürgermeister Schneider erwies mir die Ehre, auch mich zu dieser Feier einzuladen und Gottes Gnade schenkte mir Kraft und Gesundheit, der Einladung folgen zu können.

Ich reiste in Gesellschaft des Herrn General von Maliczewski und des Herrn Major von Steinäcker von hier ab und kam zur festgesetzten Zeit in Colberg an, wo die Umgegend und fast jedes Haus in der Stadt einen Strom von Erinnerungen aus jener bewegten Zeit hervorbrechen ließen.

Das Fest selbst hat mich hoch erfreut, hat meinen Geist und meine Kraft erhoben, es hat mich erbaut, — und ich sage den Colberger Freunden hiermit meinen innigen Dank für die herzliche Aufnahme, die ich bei Ihnen gefunden.

Die Festlichkeit selbst theile ich hier nach dem Berichte des Colberger Wochenblattes in ihren wesentlichen Momenten mit:

„Bereits am 30. Juni, Nachmittags, begannen die Bewohner mit der Ausschmückung der Stadt. Die Schmückung der Gneisenau- und Morastschanze, so wie die Aufstellung von Gedächtnißtafeln der Gebliebenen an den betreffenden Stellen war Seitens der Militair-Verwaltung, der Schmuck aber der Gräber der gefallenen Helden war von liebenden Händen bewirkt worden. Am 1. Juli, Mittags, stand denn auch die ganze Stadt in ihrem höchsten Glanz und Schmucke da und wir glauben nicht zu viel zu sagen, daß so viel Liebe, so viel Sorgfalt, so viel Eifer keine Stadt in unserm ganzen Vaterlande bis jetzt auf ihre Ausschmückung verwandt hat, als Colberg. Nicht allein, daß die Bürger seit Wochen gewetteifert hatten, die Façaden ihrer Häuser durch Abputz zu verschönern und zu erneuern, sondern vorzüglich der Schmuck dieser Häuser durch Laubgewinde und Blumen, durch kleine und große Fahnen und die herrlich durch Flaggen ausgeschmückten Schiffe in unserm Hafen gaben unserer Stadt ein jugendliches, ein festliches Ansehen, und allenthalben konnte man herausfühlen, daß für Colberg ein großes, nie erlebtes Fest herannahe.

Zahlreiche Gäste und Deputationen trafen bereits am 30. Juni und am 1. Juli hier ein, sie wurden von Mitgliedern des Fest-Comité's empfangen und in ihre Wohnungen geführt und Namens der Stadt auf das Herzlichste bewillkommnet.

Das Herannahen des Festes selbst verkündete Abends vorher ein großer Zapfenstreich des hiesigen Militairs, unterstützt durch das 40 Mann starke Musik-Corps des 9. Colberg'schen Infanterie-Regiments, das eigens zu diesem Feste von Stettin hier eingetroffen

war. Am Festtage selbst war bereits Morgens um 4 Uhr ein solch Gewoge und Gedränge in den Straßen, wie dies an den besuchtesten Markttagen kaum der Fall ist. Um 5 Uhr läuteten die Glocken von allen Kirchen der Stadt, und Kanonensalven von den Wällen der Festung verkündeten den Bewohnern den Anbruch des Festtages, alsdann erscholl von dem Thurme des Rathhauses der Gesang: „Lobe den Herren, den mächtigen König u. s. w.," gesungen von dem Gesang-Chor der Realschule, in welchen viele auf dem Markte und dem Perron des Rathhauses Versammelte einstimmten. Gegen 9 Uhr versammelten sich die geladenen fremden Gäste, die Königlichen und städtischen Behörden und Beamten, in dem Saale des Rathhauses, und hielten von hier aus ihren feierlichen Kirchgang in die St. Marienkirche, die bis auf den letzten Platz gefüllt war. Nachdem die Liturgie von dem Herrn Prediger Krüger gehalten, hielt der Herr Superintendent die Festpredigt in tiefergreifender, aus dem innersten Herzen kommender Rede. Sie wird ein Saamenkorn sein, das fruchtbaren Boden gefunden hat. Nach Beendigung des Gottesdienstes verfügten die Gäste und Behörden sich wiederum in den Sitzungssaal des Rathhauses, woselbst dieselben nach genommenem Imbiß ein Protokoll eigenhändig vollzogen, was über die heute zu vollziehende Grundsteinlegung zu einem Monumente für den hochseligen König aufgenommen war, und das mit in den Grundstein versenkt werden sollte, während dessen sich auf dem Marktplatze die Garnison, das Königliche Bürger-Grenadier-Bataillon, die alten Veteranen des Jahres 1807, die Liedertafel und die Schuljugend aufgestellt hatten. Gegen 11 Uhr fand die Grundsteinlegung in der Weise statt, daß zunächst von allen Anwesenden ein Choral gesungen wurde. Hiernächst richtete der

Herr Ober-Bürgermeister Schneider das Wort an Seine Excellenz den kommandirenden General des Armee-Corps unserer Provinz, Herrn von Wussow, und verkündete ihm, daß die Stadt Colberg dem heißbeweinten, hochseligen Könige, der so viel Unglück, aber auch so viel Glück mit seinem Volke gemeinschaftlich erlebt, daß sie diesem Könige an dieser Stätte ein erzenes Denkmal errichten, und dadurch Sr. Majestät dem jetzigen Könige thatsächlich die Liebe und Treue bethätigen wolle, die die Bürger Colbergs ihrem geliebten Königshause Hohenzollern entgegentragen, und daß es ein Wahrzeichen sein soll für alle Zukunft, für unsere Kinder und Kindeskinder, daß sie, gleich unseren Ahnen, in unwandelbarer Treue und Liebe unserem theuren Könige und Seinem Hause anhangen wollen. Nachdem der Redner das Verzeichniß derjenigen Gegenstände vorgetragen hatte, welche dem Grundsteine zu diesem Monumente einverleibt werden sollten, trat der Herr Commandant, Oberst-Lieutenant von Dreßler, hart an den Fuß des Perrons, und verlas mit lauter Stimme eine Königliche Cabinets-Ordre, wonach von dem heutigen Tage ab die Morast-Schanze den Namen „Redoute Schill,“ die Strand-Schanze dagegen den Namen „Waldenfels-Schanze“ für ewige Zeiten erhalten soll, und der augenblickliche Donner der Kanonen von den genannten Schanzen verkündete der Stadt, daß dieser Königliche Wille alsbald vollzogen war. Der Herr Garnison-Prediger Kleebehn vollzog die Weihe dieses Ortes, nachdem er die Versammelten durch eindringliche Rede in die feierlichste Stimmung versetzt hatte, und ein schmerzliches Wehegefühl durchzuckte die tausend und abermal tausend Versammelten, als Seine Excellenz, der kommandirende General Herr von Wussow, eine Königliche Cabinets-Ordre verlas, kraft deren Seine Majestät

der König ihn als Allerhöchstihren Bevollmächtigten mit Vollziehung dieses ergreifenden Geschäftes beauftragt, um deshalb beauftragt, weil Allerhöchstdieselben aus Gesundheitsrücksichten in dem Bade Marienbad verweilten. In begeisterter Rede wandte sich Seine Excellenz an die Versammelten und sprach zu denselben über die hohe Bedeutung, welche die Festung Colberg für unser Vaterland hat, über den unvertilgbaren Ruhm, den sich die Besatzung und die Bürgerschaft jener Zeit erworben habe, und vollzog in üblicher Weise die drei Hammerschläge unter einem dreimaligen Hoch auf Seine Majestät den König, ausgebracht von Seiner Excellenz. In diesem Momente erscholl von sämmtlichen Kirchen Glockenläuten, und die Preußische Staatsflagge entfaltete sich über der Stadtflagge auf dem Rathhausthurme, und die „Liedertafel" sang einige von dem Herrn Hof=Prediger Stumpff gedichteten Strophen. Und nachdem der Herr Ober=Präsident Freiherr Senfft von Pilsach dem Königlichen Polizei=Sekretair Bessert=Nettelbeck den rothen Adler=Orden 4. Klasse, sowie dem Glöckner an der St. Marienkirche Erdtmann, und dem Ober=Lootsen Schulz das allgemeine Ehrenzeichen im Auftrage Seiner Majestät eingehändigt und die drei Hammerschläge vollzogen hatte, folgte dieser feierliche Akt von sämmtlichen anwesenden Gästen, von den Regiments=Deputationen, von den Königlichen und städtischen Behörden und von den Veteranen des Jahres 1807. Kanonensalven von sämmtlichen Wällen der Festung gaben der Umgegend Kunde von der glücklichen Beendigung dieser patriotischen Feier, unter Absingung des Chorals: „Nun danket Alle Gott."

Hierauf folgte die Parade der gesammten Garnison und des Königlichen Bürger=Grenadier=Bataillons. In dem Gastwirth

Herr Ober-Bürgermeister Schneider das Wort an Seine Excelenz den kommandirenden General des Armee-Corps unserer Provinz, Herrn von Wussow, und verkündete ihm, daß die Stadt Colberg dem heißbeweinten, hochseligen Könige, der so viel Unglück, aber auch so viel Glück mit seinem Volke gemeinschaftlich erlebt, daß sie diesem Könige an dieser Stätte ein erzenes Denkmal errichten, und dadurch Sr. Majestät dem jetzigen Könige thatsächlich die Liebe und Treue bethätigen wolle, die die Bürger Colbergs ihrem geliebten Königshause Hohenzollern entgegentragen, und daß es ein Wahrzeichen sein soll für alle Zukunft, für unsere Kinder und Kindeskinder, daß sie, gleich unseren Ahnen, in unwandelbarer Treue und Liebe unserem theuren Könige und Seinem Hause anhangen wollen. Nachdem der Redner das Verzeichniß derjenigen Gegenstände vorgetragen hatte, welche dem Grundsteine zu diesem Monumente einverleibt werden sollten, trat der Herr Commandant, Oberst-Lieutenant von Dreßler, hart an den Fuß des Perrons, und verlas mit lauter Stimme eine Königliche Cabinets-Ordre, wonach von dem heutigen Tage ab die Morast-Schanze den Namen „Redoute Schill," die Strand-Schanze dagegen den Namen „Waldenfels-Schanze" für ewige Zeiten erhalten soll, und der augenblickliche Donner der Kanonen von den genannten Schanzen verkündete der Stadt, daß dieser Königliche Wille alsbald vollzogen war. Der Herr Garnison-Prediger Kleebehn vollzog die Weihe dieses Ortes, nachdem er die Versammelten durch eindringliche Rede in die feierlichste Stimmung versetzt hatte, und ein schmerzliches Wehegefühl durchzuckte die tausend und abermal tausend Versammelten, als Seine Excellenz, der kommandirende General Herr von Wussow, eine Königliche Cabinets-Ordre verlas, kraft deren Seine Majestät

der König ihn als Allerhöchstihren Bevollmächtigten mit Vollziehung dieses ergreifenden Geschäftes beauftragt, um deshalb beauftragt, weil Allerhöchstdieselben aus Gesundheitsrücksichten in dem Bade Marienbad verweilten. In begeisterter Rede wandte sich Seine Excellenz an die Versammelten und sprach zu denselben über die hohe Bedeutung, welche die Festung Colberg für unser Vaterland hat, über den unvertilgbaren Ruhm, den sich die Besatzung und die Bürgerschaft jener Zeit erworben habe, und vollzog in üblicher Weise die drei Hammerschläge unter einem dreimaligen Hoch auf Seine Majestät den König, ausgebracht von Seiner Excellenz. In diesem Momente erscholl von sämmtlichen Kirchen Glockenläuten, und die Preußische Staatsflagge entfaltete sich über der Stadtflagge auf dem Rathhausthurme, und die „Liedertafel" sang einige von dem Herrn Hof-Prediger Stumpff gedichteten Strophen. Und nachdem der Herr Ober-Präsident Freiherr Senfft von Pilsach dem Königlichen Polizei-Sekretair Bessert-Nettelbeck den rothen Adler-Orden 4. Klasse, sowie dem Glöckner an der St. Marienkirche Erdtmann, und dem Ober-Lootsen Schulz das allgemeine Ehrenzeichen im Auftrage Seiner Majestät eingehändigt und die drei Hammerschläge vollzogen hatte, folgte dieser feierliche Akt von sämmtlichen anwesenden Gästen, von den Regiments-Deputationen, von den Königlichen und städtischen Behörden und von den Veteranen des Jahres 1807. Kanonensalven von sämmtlichen Wällen der Festung gaben der Umgegend Kunde von der glücklichen Beendigung dieser patriotischen Feier, unter Absingung des Chorals: „Nun danket Alle Gott."

Hierauf folgte die Parade der gesammten Garnison und des Königlichen Bürger-Grenadier-Bataillons. In dem Gastwirth

Wilcke'schen Lokale, vor dem Lauenburger Thore, speiseten die Veteranen von 1807, die zum Theil aus weiter Ferne hierher gekommen waren, um sich kameradschaftlich noch einmal zu versammeln, ehe der große Appell sie versammele um ihren geliebten König und Kriegsherrn, der in jenen lichten Höhen ihrer wartet. Leider haben dahingeflossene 50 Jahre mächtig unter ihnen aufgeräumt; denn nur etliche 50 alte Krieger standen geschaart um die Stelle, die das Denkmal ihres Königlichen Helden tragen soll. Um 2 Uhr war ein großes Dîner in den Räumen des Gesellschaftshauses, bei welchem Seine Excellenz der General-Lieutenant von Koch zu dem ersten, begeisterten Toast auf Seine Majestät den König aufforderte, dem das dreimalige jubelnde Hoch der Versammlung freudige Folge leistete. Die ferneren Toaste auf Seine Känigliche Hoheit den Prinzen von Preußen, auf das Andenken Seiner Majestät des in Gott ruhenden Königs Friedrich Wilhelm III., auf die Stadt Colberg, das Bürger-Grenadier-Bataillon und der antwortende Toast der Stadt auf das Wohl der Gäste wurden ausgebracht von dem Ober-Präsidenten Freiherrn Senfft von Pilsach, dem kommandirenden General von Wussow, dem Regieruugs-Assessor von Bülow, Sohn des um die Vertheidigung des Wolfsberges so verdienten Obersten F. von Bülow zu Berlin, und dem Ober-Bürgermeister Schneider. Allgemeiner Frohsinn beseelte die versammelten Tischgenossen.

Und nun, Nachmittags gegen 3 Uhr, verkündete das Läuten der Glocken den Zeitpunkt des Eintreffens der Friedensbotschaft im Jahre 1807 und des Beginnes des Volksfestes, das in der aus der Geschichte jener Zeit denkwürdigen Maikuhle gefeiert werden sollte. Zu diesem Behufe waren bereits seit Mittag ununterbrochene

Züge nach der Maikuhle hinausgewandert, und ein großartiger Festzug, ein Festzug, wie er hier noch nicht gesehen worden, gab den Impuls zu dem Volksfeste. An der Spitze dieses Zuges befanden sich die älteren Knaben der Bürgerschule, ausgestattet mit schwarz und weißen und blau und weißen Fahnen. Hierauf folgte das Stadt-Musik-Corps, dann das Bürger-Grenadier-Bataillon und darauf die verschiedenen Gewerke mit schönen Fahnen und Emblemen festlich verziert. Der Zug nahm seinen Weg über den Markt, die Münderstraße, die Münder Chaussee bei dem Gesellschaftshause vorbei nach der Maikuhle, woselbst er durch Musik und lebhaftes Hurrahrufen der Versammelten empfangen wurde. Allgemeine Heiterkeit und allerlei Volksbelustigungen folgten hierauf, und der schöne Abend trennte die über alle Maßen glücklichen und befriedigten Theilnehmer dieses schönen Festes.

Der folgende Morgen war bestimmt zu einer Nachfeier, zu einer Feier ernster und erhebender Natur. Von der Landesstiftung „Nationalbank," deren Präsident, der Herr General von Maliczewski, ebenfalls anwesend war, erhielten die anwesenden und in dem Saal des Rathhauses versammelten bedürftigen Veteranen eine Geld-Unterstützung, und wurden hierauf von dem Herrn General von Maliczewski, die Herren Kaufmann Gese, Rathsherr Weylandt, Stadtverordneter Wernecke und Kreisgerichts-Direktor Gaede zu Ehren-Mitgliedern des „National-Dank" proklamirt. Einige Stunden später ward 6 Veteranen des Jahres 1807 seitens der Stadtbehörden das Ehrenbürgerrecht unserer Stadt ertheilt, und die betreffenden Dokumente den Anwesenden durch eine Deputation von Magistrats-Mitgliedern und Stadtverordneten überreicht. Dies Ehrenbürgerrecht wurde folgenden 6 Herren verliehen: 1) dem Ge-

neral-Lieutenant von Koch, Excellenz; 2) dem General von Holleben; 3) dem Oberst F. von Bülow in Berlin; 4) dem Major a. D. Schulz hierselbst; 5) dem Ober-Amtmann Griebenow zu Berlin, und 6) dem Post-Conducteur Raasch zu Stettin.

Rührend und erhebend war der Abschied unseres neuen Mitbürgers, des Ober-Amtmanns Griebenow, der heute Mittag nebst anderen lieben Gästen bereits unsere Stadt verließ. Eine Compagnie des Königlichen Bürger-Grenadier-Bataillons empfing den Scheidenden am Postgebäude, und brachte ihm unter Musikbegleitung den Scheidegruß der Bürgerschaft, der es alle Zeit zur Freude gereichen wird, ihn als ihr Ehrenmitglied bezeichnen zu können. —

Den versammelten Gästen wurde ein Festgedicht überreicht.

Schließlich geben wir noch ein Festgedicht, das von dem Ober-Amtmann Herrn Griebenow aus Berlin vertheilt worden:

Zum 2. Juli 1857.

Mel.: Ich bin ein Preuße rc.

Willkommen hier im festlich schönen Kreise,
Ihr wack'ren Helden einer schweren Zeit,
Ihr sturmerprobten, unbesiegten Greise
Mit Jugendsinn und Manneskräftigkeit.
Die Ihr in schlimmen Tagen
Euch ritterlich geschlagen;
So lange man von Preußen-Ehre spricht,
Vergißt die Nachwelt Eure Namen nicht!

Ein halb Jahrhundert ist dahin geschwunden,
Seit wir dem Tode hier in's Auge sah'n.
Manch theurer Kamrad starb an seinen Wunden
Und zum Appell ging Mancher uns voran.

Wird's einst Reveille blasen,
Dann zieh'n auch wir gelassen
Zur Haupt=Armee, die Narben im Gesicht —
Wir waren Preußen und wir wankten nicht.

O Söhne kommt und lernt es von uns Alten,
Wie man des Lorbeers hehren Schmuck erwirbt,
Wie Preußen fest an ihren König halten,
Wie man mit Ehren ficht, mit Ehren stirbt,
Wenn dann in schlimmen Tagen
Die Kräfte uns versagen,
Dann tretet Ihr für Eure Väter ein,
Sollt ächte Söhne ächter Preußen ein.

Vom Schill macht Euch des Handelns Kraft zu eigen,
Die jugendfeurig und begeisternd brennt,
Beharrlichkeit wird Nettelbeck Euch zeigen,
Und Emsigkeit, die keine Ruhe kennt;
Doch habt Ihr erst gewonnen,
Wenn Ihr auch so besonnen,
Wie Gneisenau, so unerschrocken seid,
Ob's Kugeln regnet, ob's Granaten schneit.

Von Friedrich Wilhelm lernt als Christen leben,
In Gottergebenheit und Gottvertrau'n,
Euch, hochgestellt, niemals zu überheben
Und hoffnungsvoll auf bess're Zeit zu schau'n.
Stolz, daß wir ihn besessen,
Und nimmer ihn vergessen,
Errichten wir ein Denkmal ihm von Stein
Und weihen es mit Dankesthränen ein.

Hoch, Colberg, hoch! du unbesiegte Feste,
Stolz prangt dein Name fort für alle Zeit!
Hoch, Colberg, hoch! du aller Städte beste
Im Kriegsgewand, im schmucken Friedenskleid!
Es blühe allerwegen
In dir viel Heil und Segen;
Der Nachwelt Ruhm ist dir schon längst bescheert,
So sei denn ewig deiner Väter werth.

Griebenow.

Wir theilen noch mit, daß von den Veteranen, welche die Belagerung von Colberg im Jahre 1807 mitgemacht und dem Offizierstande angehören, folgende Herren bei der Festfeier gegenwärtig waren: 1) General-Lieutenant und Divisions-Commandeur von Koch aus Breslau; 2) General-Lieutenant a. D. von Loucadou aus Breslau; 3) General-Major a. D. Roth aus Stettin; 4) Oberst-Lieutenant a. D. von Stankar aus Schweidnitz; 5) Oberst-Lieutenant a. D. von Priesdorf aus Stettin; 6) Major a. D. von Petersdorff aus Gollnow (besitzt den Orden pour le mérite für Colberg mit der Krone); 7) Oberförster von Koblinski (1807 Lieutenant im Grenadier-Bataillon von Waldenfels, jetzt Oberförster zu Granzow bei Prenzlow); 8) Hauptmann a. D. von Szczepanski aus Naugard; 9) Major a. D. Schulz hierselbst. Der Oberst a. D. F. von Bülow in Berlin hatte seinen Sohn, den Regierungs-Assessor von Bülow, geschickt, da er wegen seiner 83 Jahre nicht selbst erscheinen konnte; der Vater erhielt als Hauptmann 1807 hier den Verdienst-Orden, den er jetzt mit der Krone besitzt.

Festlichkeiten und Gedächtnißfeiern, wie die es sind, welche so eben beschrieben worden, sind nachwirkend und kehren wieder, sobald der Zeitpunkt wiederkehrt, der sie das erste Mal hervorgerufen hat, und so hat es sich auch in Colberg gestaltet.

III.

Das Denkmal auf der Gneisenau-Schanze. 1858.

Den 2. Juli feierte Colberg im Jahre 1858 zum 51sten Male, weil die Gefühle der Dankbarkeit gegen Gott über unsere wunderbare Befreiung immer frisch und lebendig bei Allen geblieben sind, welche jene drangsalsvolle Zeit allhier selbst mit erlebt haben. Aber gern feiern auch Kind und Kindeskinder und selbst die Fremden eine Begebenheit mit, die damals so wichtig nicht bloß für diese Stadt, sondern auch für das ganze Vaterland war, indem sie die Verzagtheit bei vielen Tausenden verscheuchte und den gesunkenen Muth in ganz Preußen wieder beleben half. Rührend ist und bleibt daher, selbst für Auswärtige, die Erzählung von jener denkwürdigen Belagerung, und man hört gern den Zeitgenossen zu, staunend über den unauslöschlichen Eindruck, welchen die einzelnen Schreckens-Ereignisse, die unzähligen Beweise des Heldenmuthes und die vielen unsäglichen Leiden jener Tage auf sie gemacht haben.

Auch in diesem Jahre begannen die Festlichkeiten des 2. Juli auf gewöhnliche Weise. Wie immer, so gewährten auch diesmal die mit Fahnen geschmückten Häuser und die im Hafen flaggenden Schiffe einen wohlthuenden Eindruck. Um 9 Uhr rief das Glockengeläute unserer alten, ehrwürdigen St. Marien = Dom = Kirche eine sehr zahlreiche Versammlung in dies Gotteshaus. Mit Luther's herrlichem Liede: „Ein' feste Burg ist unser Gott!" und mit Altargebeten ward die Dankfeier begonnen, worauf der Herr Superintendent Wentz eine eindringlich erbauliche Predigt über Psalm 103., V. 1. u. 2. hielt mit der Ermahnung: „Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er Dir Gutes gethan hat." Derselbe schilderte sehr ergreifend die grenzenlose Noth, welche Colberg damals zu erdulden gehabt habe, und welche nicht bloß durch die feindlichen Geschosse, sondern nach 4 Monaten auch durch die mangelnden Lebensmittel herbeigeführt sei. Der Redner führte hierbei nach 1. Könige 17. Vers 12. das Beispiel der Wittwe zu Zarpath an, die nur noch eine Hand voll Mehls im Cad und ein wenig Oel im Kruge besaß, und hiermit sich und ihrem Sohne die letzte Speisung zurichten wollte, um noch einmal zu essen und dann zu sterben. Zu allgemeiner Rührung erinnerte der Redner noch einmal an die Bitte des letzten Königs der Vandalen, Gelimer, welcher, besiegt von dem Römischen Feldherrn Belisar, denselben um ein Brod, um einen Schwamm und eine Harfe bat, um sich nur noch einmal satt zu essen, seine Thränen zu trocknen, sein Unglück zu besingen und dann zu sterben. So sei es denn auch mit den Bewohnern Colbergs der Fall gewesen, die sich 4 Monate lang tagtäglich auf den Tod vorbereitet, aber Gottes allmächtige Hülfe ganz unerwartet erfahren hätten, indem der König aller Könige den

Herzen der kämpfenden Fürsten Friedensgedanken eingeflößt habe. Als die Noth am allergrößten, sei Gottes Gnade am nächsten gewesen. Die Colberger könnten daher einen Denkstein setzen mit der Inschrift auf der einen Seite: „Gar aus!" und auf der anderen Seite: „Gott war mit uns!" — Ein Dankgebet und der Gesang: „Nun danket Alle Gott!" beschloß diese kirchliche Andacht. —

Auf dem Markte fand hierauf durch das Reserve-Bataillon und durch das hiesige Bürger-Grenadier-Bataillon die Parade und der Vorbeimarsch vor unserem hochverehrten Herrn Commandanten, dem Oberst Baron von Eberstein, statt, welcher Seiner Majestät unserm Allergnädigsten Könige ein laut schallendes Vivat ausbrachte, nachdem er zuvor auf dem geweiheten Fundamente des zu errichtenden Denkmals ausgerufen hatte: „Was sonst leise in's Ohr gesagt wird, soll heute hier öffentlich verkündet werden; Losung, Feldgeschrei und Parole ist für Colberg heute: Wolfsberg! Gneisenau! Es lebe der König!"

Nach dieser militairischen Festlichkeit hatte unser würdiger Commandant noch eine ganz besonders herzerhebende Feier veranstaltet, zu welcher außer dem Magistrat und den Herren Stadtverordneten auch alle übrigen hiesigen Civil-Behörden eingeladen waren. Es galt, dem überaus tapfern und unter mehrfach wiederholten Angriffen des Wolfsberges (der jetzigen Gneisenau-Schanze) fast ganz vernichteten Grenadier-Bataillon und seinem auch alldort getödteten Commandeur, Hauptmann von Waldenfels, ein einfaches Denkmal zu setzen und dasselbe heut angemessen einzuweihen. Man begab sich daher vom Markte hin zu der Stelle des Heldenmuthes und des Begräbnisses so vieler tapferen Männer, welche dort mit ihrem Blute die Muttererde geröthet hatten. (Diese Anhöhe ist

einige 100 Schritte von der Festung Colberg entfernt.) Dort war ein Altar errichtet, und von pyramidenförmig aufgestellten Gewehren und kräftig im Winde flatternden Fahnen umgeben. Dort hielt, nachdem Militair und Civil abermals zwei Verse des Liedes: „Ein' feste Burg ist unser Gott!“ gesungen hatte, der Herr Garnison-Prediger Splittgerber eine Rede zur Einweihung zweier errichteter Denksteine, schilderte in lebhaften Farben die Thaten der Grenadiere Waldenfels', und forderte Soldat und Bürger zu gleicher Tapferkeit und Ausdauer auf, wenn dereinst Colberg, ja wenn der König und das Vaterland wieder in Gefahr gerathen sollte. Zum Schluß der Feier sprach auch noch der Herr Commandant einige kräftige Worte, erinnerte an die großen Heldenthaten der dort vor 51 Jahren Gefallenen und forderte zu gleichen Beweisen der Aufopferung für König und Vaterland auf. Es gewährte einen überaus malerischen Anblick, die vielen theilnehmenden Personen auf Colbergs mit Blut getränkten Fluren und auf den zwischen den wogenden Kornfeldern sich dahinschlängelnden Pfaden in dem hellen Sonnenschein gegen die Schanze vorrücken und späterhin wieder zurückwandeln zu sehen. So rückten auch einst die Grenadiere v. Waldenfels und späterhin von Züllich und die Füsiliere von Möller dort auf jene Anhöhe vor, wurden aber größtentheils von den Kugeln des Feindes niedergeschmettert, indeß heute von uns kein Mann verloren ging, sondern Jeder unverletzt, doch hoch begeistert nach Colbergs Wällen und Mauern zurückkehrte. —

Nachmittags fanden die gewöhnlichen Belustigungen in der Maikuhle statt, und Abends nahm auch der Schauspiel-Direktor Herr Bröckelmann mit seiner trefflichen Gesellschaft an Colbergs Gedächtnißfeier Theil, indem er Raupach's Sittengemälde: „Vor

100 Jahren, oder: Der alte Dessauer" darstellen ließ. Nachher war das neue Gesellschaftshaus durch bunte Laternen illuminirt, was einen wohlgefälligen Anblick gewährte. Ich kann diesen Aufsatz noch nicht schließen, sondern will noch mittheilen, was mir von hochachtbarer Hand gütigst übergeben ist. Die vorher genannten beiden Denksteine sind von Granit. Der eine derselben, enthoben seines alten Dienstes als ein ehemaliger Eckstein unserer ehrwürdigen Marienkirche, als welcher er Jahrhunderte hindurch schon Zeuge von Colbergs Leiden und Freuden gewesen ist, trägt die mit erzenem Griffel eingegrabene Schrift: „Waldenfels' braven Grenadieren zum Gedächtniß!" Der Andere, dem Bollwerke einer unserer Meeresschanzen entnommen und am Kopfende des Ersteren halb aufrecht stehend eingefügt, enthält die Worte: „Wolfsberg 1807." — Diese Steine, dunkel und prunklos, wie die Zeit, zu deren Gedächtniß sie hierher gelegt, sollen es auch dem Fremden und der Zukunft erzählen, daß diese in verjüngter und verstärkter Gestalt den Heldennamen „Gneisenau" tragende Schanze, der alte blutgetränkte Wolfsberg ist, der 44 Tage lang den Feind abgehalten von Wall und Hafen unserer Festung.

Diese Steine sollen es aber auch in immer frischem Andenken erhalten, daß es die braven Grenadiere von Waldenfels waren, die hier mit wahrem Löwenmuth kämpften und zu Hunderten für ihren Wolfsberg ihr Leben in die Schanze schlugen, nachdem sie doppelt so viel Feinde niedergeschmettert; — die sich hier als wahre Muster-Soldaten, als die Bravsten der Braven erwiesen.

In der Nacht vom 14. zum 15. Juni verloren diese Grenadiere bei einem Sturme ihres Wolfsberges ihren braven Commandeur, den Hauptmann von Waldenfels, 4 Tage später auch

den braven Hauptmann von Zülich, der statt des Gefallenen ihr Führer geworden. Nach den kaum ausgesprochenen Worten: „So, Grenadiere, muß man stürmen; folgt mir! —“ sank er dicht vor einer Schießscharte, von einer Kanonenkugel durchbohrt, todt zu Boden. Mit ihm fielen an diesem Tage etwa 400 Grenadiere dieses einen Bataillons.

Ueber das Begräbniß dieser Braven äußert sich ihr Commandant, der edle, heldenmüthige Gneisenau: „Holz zu Särgen hatte ich für Niemanden, selbst nicht für meinen Vice-Commandanten von Waldenfels; das brauchte ich zu Laffetten und Pallisaden; aber als ich am Abende des 20. Juni drei meiner bravsten Offiziere begrub, da mußte ich alter Kerl weinen!“

IV.

Enthüllungsfeier des Denkmals Friedrich Wilhelms III.

zu Colberg am 2. Juli 1864.

Gottes Gnade hat mir auch diesen meinen innigen Wunsch erfüllt, Zeuge des schönen Festes der Enthüllung des Denkmals Friedrich Wilhelms III. in Colberg sein zu können. Aber den Reigen meiner lieben Freunde aus jener bewegten Zeit der Trauer und der Erhebung des Vaterlandes fand ich abermals gelichtet, und namentlich einen Freund vermißte ich, der mir in jener Zeit und späterhin stets nahe gestanden, ich meine den Generalarzt Dr. Hartmann. Er stand im hohen Greisenalter und zahlte der Natur den Tribut, den wir Alle ihr dereinst zollen müssen. Gleichwohl hat der Tod des treuen und bewährten Freundes mich auf's Tiefste ergriffen.

Die Idee, die in trübster Zeit bewiesene opferfreudige Hingebung der Bürgerschaft und Besatzung Colbergs für König und Vaterland durch ein Denkmal zu verherrlichen, war nicht erst im Jahre 1857 entstanden; bereits im Jahre 1807 hatten Deutsche

in London, erfüllt von Bewunderung der Großthaten ihrer Landsleute, Sammlungen veranstaltet und den Ertrag derselben, 500 Thlr., mit der ausdrücklichen Bestimmung der Verwaltung der Stadt Colberg übersandt, dieselben als Beisteuer zu einem zu errichtenden Denkmale zu verwenden. Die durch die Drangsale des Krieges zerrütteten Finanzen der Stadt gestatteten es jedoch nicht, dies Werk damals sogleich zur Ausführung zu bringen, und da eine Verbesserung dieser Verhältnisse noch nicht abzusehen war, so beschloß man, das Kapital einstweilen zinsbar niederzulegen.

Diese Zinsen wurden alljährlich an hülfsbedürftige Krieger jener Zeit vertheilt, eine Verwendnng, die an sich wohl gut war, aber nicht im Sinne der Geber lag. Hätte man, der ursprünglichen Bestimmung gemäß, die Zinsen alljährlich zum Kapital gelegt, so würde bereits im Jahre 1857 eine überreichliche Summe vorhanden gewesen sein, um das Denkmal aufzurichten, während es erst jetzt, nach sieben Jahren, nach vielfachen Kämpfen und Hindernissen dem Comité gelungen ist, die Vollendung dieses Werkes zu feiern.

Schon am 1. Juli Abends war die ganze Stadt durch Fahnen, Kränze, Guirlanden 2c. auf das Festlichste geschmückt, die Bewohner Colbergs hatten gewetteifert, durch Ausschmückung der Häuser und Straßen ihre Theilnahme an dieser patriotischen Feier zu bethätigen. Um Se. Königliche Hoheit den Kronprinzen, der gegen 11 Uhr Abends eintraf, würdig zu empfangen, strahlte die ganze Stadt im Lichtesglanze. Der Marktplatz mit dem imposanten Rathhause und den geschmückten und glänzend erleuchteten Häusern gewährte einen wahrhaft großartigen Anblick, der noch erhöht wurde, als bei der Ankunft Sr. Königlichen Hoheit des Kronprinzen an allen Seiten des Marktplatzes bengalische Flammen auftauchten

und mit ihrem wechselnden bunten Schimmer die festliche Umgebung magisch verklärten.

Gegen 9 Uhr Abends wurde durch einen Zapfenstreich des Militärs das Herannahen des Festes angedeutet, Der 2. Juli, der eigentliche Festtag, wurde durch Glockengeläute und Kanonendonner eingeleitet, worauf vom Rathhausthurme ein feierlicher Choral geblasen wurde. Um 8 Uhr begaben sich die Schützengilde, die Gewerke und die Maschinenbauer mit ihren zum Theil sehr kostbaren und geschmackvollen Fahnen und Emblemen zum Markte und bildeten von der Wohnung Sr. Königlichen Hoheit des Kronprinzen bis zur Marien-Dom-Kirche Spalier. Gegen 9 Uhr wurde Se. Königliche Hoheit der Kronprinz, Höchstwelcher schon in der Frühe des Morgens die zur Garnison gehörigen Truppen inspicirt, und denselben Seine Zufriedenheit ausgedrückt hatte, von den Comité-Mitgliedern und dem Professor Drake zu dem in der St. Marien-Dom-Kirche stattfindenden Festgottesdienste abgeholt. Se. Königliche Hoheit trug Generalsuniform und war geschmückt mit den Insignien des schwarzen Adlerordens. Im festlichen Zuge folgten die Generalitäten und Militairs, der Oberpräsident der Provinz, Regierungsräthe 2c., viele fremde Gäste, unter denen die Grafen Gneisenau und Schlieffen, deren Namen mit der Geschichte Colbergs eng verbunden sind, die Veteranen, der Magistrat in pleno, Stadtverordnete, die Polizeibeamten, die Kreisstände unter Führung des Kreislandrathes, das Gerichts-Collegium, die Direktoren und Lehrer sämmtlicher Schulen, die Beamten der Post, des Proviantamtes, des Lazarethes, der Garnisonverwaltung, des Hauptzollamtes, der Eisenbahn, eine Deputation des Bürger-Garde-Grenadier-Bataillons, das Seglerhaus, die Kaufmannschaft, die Bursen-Fraternität, Depu-

tationen sämmtlicher Gewerke, so wie der Maschinenbauer, Schüler des Gymnasiums, der Realschule und der Volksschule.

An dem Portale des Domes hatte sich die Geistlichkeit aufgestellt, um Se. Königliche Hoheit den Kronprinzen zu empfangen. Superintendent Burckhardt hielt die Festpredigt, in welcher er eindringlich mahnte, daß Colbergs Bürgerschaft nicht blos zehren möge von dem Ruhm der Väter, sondern in Eintracht und Treue wirken, um gerüstet dazustehen, wenn die Stunde der Gefahr, die Gott noch lange von der Stadt abwenden möge, herannahe. Nach Beendigung des Gottesdienstes begab sich der Festzug in der oben angegebenen Ordnung zu dem Marktplatze, wo Se. Königliche Hoheit der Kronprinz auf der für ihn errichteten Estrade vor dem noch verhüllten Denkmal Platz nahm. Die Gewerke bildeten hier wiederum Spalier, um den Platz für die Festgenossen frei zu halten, welche sich, wie im Programme vorgesehen, in der Weise aufgestellt hatten, daß die Generalitäten und Offiziere rechts von Sr. Königlichen Hoheit dem Kronprinzen, die anderen höheren Beamtenchargen, die Geistlichkeit &c. an der linken Seite Platz nahmen, während Professor Drake und die Mitglieder des Comités an dem Fuße des Denkmals sich aufgestellt hatten. Veteranen, Schüler und Festmusik hatten ihren Platz auf dem Perron des Rathhauses. Nachdem der Choral „Lobe den Herrn, den mächtigen König der Ehren" verhallt war, bestieg der Vorsitzende des Comités, Justizrath Goetsch, die für die Redner errichtete Tribüne, um an Se. Königliche Hoheit den Kronprinzen einige sinnige Worte zu richten.

Als der Redner geschlossen, sank die Hülle, und begrüßt von 21 Kanonenschüssen, Glockengeläute und dem Gesange der Volkshymne stellte sich die metallene Statue Sr. Majestät des Hochseli-

gen Königs Friedrich Wilhelm's III. den Blicken der Anwesenden dar, die ehrfurchtsvoll das Haupt entblößten. Ergreifend war der Eindruck, den der Anblick der hehren Gestalt des vielgeprüften und vielgesegneten Monarchen, auf den anwesenden Königl. Enkel, unsern verehrten Kronprinzen, machte. Den Helm in der Hand, rang der jugendkräftige Fürst sichtlich mit der Bewegung, die ihn überwältigen wollte. Die Bedeutsamkeit des feierlichen Augenblicks riß ebenso alle Anwesenden hin, und es entsprach der Stimmung aller Theilnehmer des Festes, daß demselben durch die nun folgende Rede des Hrn. Pastor prim. Burckhardt die religiöse Weihe gegeben wurde. Derselbe stellte unter Hinweis auf die Zahl 7 das enthüllte Standbild als ein Denkmal des Ruhmes der Vergangenheit, als ein Zeichen der Liebe und Dankbarkeit und als ein Mahnzeichen zu der rechten Treue dar.

Der Choral: „Nun danket Alle Gott" schloß den religiösen Theil der Feier, und es war nun an dem Bürgermeister, Herrn Gobbin, das Denkmal Namens der Stadt zu übernehmen und ein Lebehoch dem Könige auszubringen.

Als dieses Hoch verschallt, verließ Se. Königl. Hoheit der Kronprinz seinen erhöhten Sitz und begab sich an den Fuß des Denkmals, dasselbe in nähern Augenschein zu nehmen. Das Kunstwerk, errichtet auf granitnem Sockel, befindet sich im vollkommensten Einklange mit der Umgebung, in der es steht. Die ehrwürdigen Mauern des Colberger Rathhauses, zu dem einst als Kronprinz Friedrich Wilhelm IV., den Grundriß zeichnete, verschaffen dem Denkmale einen Hintergrund wie, nach Meister Drakes eigenen Worten, sich dessen kaum ein zweites Bildwerk erfreut. Aus der breiten Treppenreihe, die zu dem Perron des Rathhauses führt, ent-

springt der gemauerte Unterbau, auf dem sich der granitne Sockel erhebt, der die ehrne Statue des Königs trägt, die dadurch weithin den Blicken sichtbar wird. Aus Metall gegossen und jetzt noch in hellem Glanze schimmernd, steht der König, gehüllt in den Königsmantel, in der Linken das Schwert, halb angelehnt an die Veste, auf die die Rechte sich stützt, die Liebe und Treue des Volkes. Der Sockel trägt in goldenen Buchstaben die Inschrift: „Dankbarkeit, Liebe und Treue sollen unsere Stadt erfüllen und eine Wahrheit bleiben immerdar.“ Die hintere Seite zeigt das Datum des 2. Juli 1807, rechts und links am Sockel befinden sich die portraitgetreuen Reliefbrustbilder der tapferen Vertheidiger unserer Festung, Gneisenau's und Nettelbeck's, von denen Nachkommen an dem Feste Theil nahmen. Auf Befehl Sr. Königl. Hoheit wurde die anwesende jüngste Tochter Nettelbeck's, Frau Prediger Heibler aus Kerstin, von dem Comitémitgliede, Rathsherr Weyland, zu dem Denkmale geführt, wo der gütige Fürst Angesichts des Bildes ihres Vaters huldreiche und freundliche Worte an die überraschte und gerührte Dame richtete, der er zum Schlusse herzlich die Hand reichte. Auch mit den andern anwesenden Comitémitgliedern und dem Schöpfer des Kunstwerks, Professor Drake, der durch das herrlich vollendete Werk seinem Namen ein neues unsterbliches Denkmal gesetzt hat, wechselte Se. Königliche Hoheit der Kronprinz freundliche, gütige Worte der Anerkennung und des Dankes; ebenso unterhielt sich Se. K. H. der Kronprinz mit den anwesenden Veteranen in freundlicher huldvoller Weise. Unterdessen ordneten sich die Mitglieder der Schützengilde, der Gewerke und Maschinenbauer, um im festlichen Zuge unter Vortragung ihrer Fahnen und Insignien bei Sr. Königliche Hoheit vorbei zu defiliren, während die Kapelle des Herrn Rose einen

von demselben eigens zu diesem Zwecke componirten Marsch spielte. Der Bürgermeister Gobbin, neben dem Kronprinzen stehend, bezeichnete Höchstdemselben die einzelnen Gewerke des Zuges, die in der im Programme vorgeschriebenen Ordnung auf einander folgten.

Nachdem dieser vorbeigezogen, verließ Se. Königliche Hoheit der Kronprinz den Ort der Festfeier und begab sich, während die Musik die Melodie des Liedes: „Ich bin ein Preuße" spielte, in die Kommandantur, woselbst er ein Frühstück einnahm, um dann nach kurzer Rast nach Treptow weiter zu reisen.

Nach einem kleinen Dejeuner verließ der Kronprinz Mittags 12 Uhr die Stadt, besichtigte den historisch merkwürdigen Ort die Maikuhle und fuhr sofort nach Treptow zur Truppeninspection ab. An circa 70 Veteranen waren schon Morgens 8 Uhr im Rathhaussaale von Seiten des Nationaldanks durch den Kämmerer Rehbein und den Schatzmeister des Hauptvereins Krohn in Berlin eine Vertheilung von Geld erfolgt, bei welcher jeder 5 Thaler erhielt. Nachmittags fand im neuen Gesellschaftshause ein Diner und in der Maikuhle ein ungemein zahlreich besuchtes Volksfest statt. Die Bedeutung des Festes ist wohl in einer Dichtung, die die Zeitung für Pommern brachte, richtig gewürdigt; der Schluß derselben lautet:

Schaut, was des Künstlers sinn'ger Geist geschaffen,
Den heut enthüllten hehren, ehr'nen Bau —
Der König stützt sich auf sein Volk in Waffen,
Auf Bürger Nettelbeck und Gneisenau.
Dies stumme Denkmal soll beredt uns mahnen:
Colberg sei treu wie zu der Väter Zeit!
Für Hohenzollers sieggekrönte Fahnen,
Für's theure Vaterland sei kampfbereit!

Mit den erhebendsten Empfindungen, welche dieses schöne Fest auch in mir wach rief, verließ ich Colberg, wo mir für so manchen herben und gefahrvollen Tag, den ich dereinst in meiner Jugend als Vertheidiger der Stadt hier verlebt, nicht minder schöne, frohe und fröhliche Stunden in meinem hohen Alter wurden. Niemals habe ich Colberg ohne das schöne Bewußtsein verlassen, daß man meiner daselbst nicht vergessen hat, und daß ich stets ein willkommener und mit Freuden begrüßter Gast war.

Und so schließe ich denn meine Aufzeichnungen und Erlebnisse mit dem frommen Wunsche:

daß Preußens Glücksstern niemals erbleichen, in Zeiten der Gefahr aber jeder Preuße zu seinem Fürsten stehen möge, wie dereinst Colbergs wackere Vertheidiger. —

Meine Schenkungen.

Man sagt, wer viel hat kann viel geben, das ist wahr, der liebe Gott hat mich gesegnet und ich habe mit dem, was er mir gegeben, auch wo ich konnte, Gutes gestiftet. Die Ländereien, welche ich nach und nach zu öffentlichen und wohlthätigen Zwecken hergegeben, umfassen ein kleines Gut. Nicht etwa aus Ruhmredigkeit, sondern um für unsere städtische Topographie einige Notizen zu hinterlassen, die wohl gelegentlich benutzt werden können, mache ich folgende Aufführungen: Nachdem ich den an der Schönhauser Allee belegenen Exerzierplatz von 108 Morgen Fläche für den niederen Preis von 98 Thaler pro Morgen an den Militair-Fiscus auf ausdrücklichen Befehl Sr. Majestät, unsers hochseligen Königs Friedrich Wilhelm III., verkauft hatte, gab ich zur Abkürzung des Weges und damit die nach dem Exerzierplatz marschirenden Truppen geraden Weges vom Rosenthaler

Thore ab dorthin gelangen konnten . . .	6	Morg.	—	□Ruth.
zur Anlegung der Kastanien-Allée her und verband damit gleich die Anlegung der Pappel-Allee von	8	"	—	"
Längs des Exerzierplatzes, von der Schönhauser Allee ab, gab ich zur Anlegung einer Communikationsstraße einen Flächenraum von	4	"	—	"
her und schenkte eine daselbst belegene Parzelle von	—	"	90	"
zur Erbauung eines Hauses und zum Unterhalte des dort noch gegenwärtig wohnenden Invaliden und Wächters. Zur Erbauung dieses Hauses schenkte ich außerdem noch die Mauersteine.				
Der hiesigen Christ-Katholischen Gemeinde überließ ich zur Anlage ihres Kirchhofes vor dem Schönhauser Thore unentgeldlich	3	"	—	"
Um dem hiesigen Verein selbstständiger Handwerker unter die Arme zu greifen, schenkte ich demselben zur Erbauung eines Alterversorgungshauses	2	"	—	"
und legte den Brunnen darauf aus meinen Mitteln an				
Des Hochseligen Königs Majestät offerirte ich zu militairischen Zwecken eine Parzelle von	2	"	—	"
und wurde diese dem Militair-Fiskus ge-				

machte unentgeldliche Zuwendung Allergnädigst anerkannt.

Zur Anlegung der auf meinem Territorium projectirten theils schon von mir regulirten und gepflasterten Straßen und Plätzen trat ich an den Straßenfiscus . . . . 10 Morg. — □Ruth. ab, so wie

an der Kastanien-, Ecke der Schönhauser-Allee, einen Platz zur Verschönerung von 1/2 „ — „

Endlich gab ich zur Verschönerung des Pariser-Platzes (Bau einer Fontaine) . . . 200 Thaler.

Andere Beiträge in baarem Gelde, wie z. B. als Ehrenbürger von Colberg zum Denkmal Friedrich Wilhelms III.; zur Jubiläums-Stiftung zur Unterstützung gut gedienter Unteroffiziere und Mannschaften des 2. Garde-Regiments zu Fuß; zur Stiftung „Nationaldank" lasse ich unerwähnt und hoffe überhaupt, so mir Gesundheit und Leben von Gott noch länger gewährt ist, hiermit meine öffentliche Wirksamkeit nicht abgeschlossen zu haben.

Druck von F. W. Saade in Berlin, Niederwall-Str. 13.

